Das Herbarium der Ehre

Von Otto Soyka sind früher erschienen:

Im Verlag von Albert Langen

Der Fremdling

Roman

Im Verlag von Hans von Weber

Herr im Spiel

Roman

Otto Soyka

Das Herbarium der Ehre

Roman

Albert Langen, München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Erstes Buch

Ehre, — wenn irgend ein Mensch zu sagen vermochte, was Ehre sei, der neunjährige Alfred Weglehner war dieser Mensch. Ehre: das war, wenn jener französische Offizier dem königlichen Prinzen schrieb: „Hoheit, Sie haben mich beleidigt. Ich werde meine Waffe nicht gegen das Blut des Königs führen; aber ich werde vierundzwanzig Stunden auf Ihre Entschuldigung warten und mich töten, wenn diese ausbleibt." Und am nächsten Tag tötete er sich.

Ehre: das war, wenn jener Edelmann, der sein Wort verpfändet hatte zu schweigen, und der dann später erkannte, daß ihn das Schweigen zum Mitschuldigen einer Unwürdigkeit machte, seinen Degen zog, sich die Spitze auf die Brust setzte und sprach: „Entbinden Sie mich meines Versprechens, Madame, oder ich durchbohre mich vor Ihren Augen!" Ehre war etwas Wunderschönes, Großes, das doch jedermann besaß. Denn sicher gab es nur wenig Schurken auf der Welt. Es konnte ja nicht viele geben!

Gewiß, Fritz Herstal war Alfred Weglehners Feind, und zweifellos kein Gegner, den man verachten durfte. Vor drei Tagen in der Schule, wäh-

rend des Unterrichtes im Rechtschreiben, war diese Feindschaft entstanden. Der Lehrer hatte das Wort „entlehnen" an die Tafel geschrieben. In keiner bösen Absicht hatte er es getan. Er wollte — man mußte ihm das ohneweiteres zubilligen — nur dartun, daß dieses Wort mit dem Dehnungszeichen h geschrieben würde. Da hatte sich plötzlich Fritz Herstal gemeldet und gefragt, ob man statt entlehnen auch weglehnen sagen dürfe. Ganz harmlos, ganz ernst und sachlich hatte er das gefragt, und der Lehrer hatte verwundert den Kopf geschüttelt und gemeint, so ein Wort gebe es ja gar nicht. Alfred Weglehner hätte vielleicht gar nicht begriffen, daß da ein Angriff gegen ihn unternommen werde, wenn nicht alle drei aus Fritz Herstals Bank heimlich mit Fingern nach ihm gewiesen hätten.

„Weglehnen — Weglehner — ist überhaupt kein Wort, — gibt es gar nicht," wurde getuschelt. Ein Summen ging durch die Reihen.

Er errötete vor Ärger. Dort, zwei Plätze von ihm entfernt, stand jetzt jemand auf, bog sich zu ihm hinüber und flüsterte grinsend und den Zeigefinger vorstreckend: „Gibt's ja gar nicht." Das war der Max Sterner.

Krach, schlug Alfred Weglehners Lineal auf den Pultdeckel. Der bedrohte Finger war rechtzeitig zurückgezogen worden.

Der Lehrer wandte sich um und unterbrach sich in seiner Beschäftigung, kalligraphische Worte an die Tafel zu malen.

„Weglehner!"

Der Ertappte stand aufrecht, runzelte die Stirne und schwieg. Alle andern sahen harmlos und interessiert auf ihn. Nur von Max Sterners Platz kam es noch ganz leise, dem Lehrer nicht vernehmbar: „Ist kein Wort, gibt's gar nicht."

Der Lehrer schüttelte zum Zeichen einer gemäßigten Unzufriedenheit mit dem Kopf. Er hatte Sympathie für den feinen und geistig regen Knaben. Nach Mitschuldigen fragte er gar nicht. Dazu kannte er ihn zu gut, um sich eine Antwort zu erhoffen.

„Warum lärmst du mit deinem Lineal?"

Schweigen. — Es gab eine Strafarbeit, und der Lehrer setzte seine Tätigkeit mit Kreide und Schwamm fort. —

Der Ruhestörer hat seinen Platz mit rotem Kopf wieder eingenommen. Er will es nicht acht haben, aber von rechts und links richten sich Zeigefinger auf ihn, und er hört den eben entstandenen Spottrefrain: „Ist kein Wort! Gibt's gar nicht!"

Alfred Weglehner wirft den Kopf zurück. In der Haltung seiner schlanken Gestalt drückt sich Stolz und Verachtung aus. Die Mundwinkel sind leicht herabgezogen, die Lider halb gesenkt; als ob es nicht der Mühe wert wäre, zur Kenntnisnahme seiner Widersacher die Augen ganz zu öffnen. Aber diese blitzenden blauen Augen sehen auch so noch zur Genüge. Langsam mustern sie die Klasse. Wer sind sie denn, die Spötter? Der dort ist der Max Sterner, und der, der Karl Breitner, und der Hans Steinmüller, und drüben der Wichtigste, Fritz Herstal, der Urheber des Ganzen, der Erfinder dieser Infamie

gegen seinen Namen. Gut, gut. Es wird sich alles finden. Das wird man nach der Schule austragen.

Ein Zweikampf? — Das wäre viel zu gewöhnlich! Er ist doch Alfred Weglehner, er steht doch nicht allein. Kein Zweikampf, eine Schlacht! Und wieder mustert sein Auge die Bankreihen und sucht nach den Anhängern und Verbündeten. Der Erwin Bäcker möchte sich ihm schon lange bemerkbar machen. Er hat die Bücher Fritz Herstals, hinter dem er sitzt, heimlich zur Hälfte aus der Pultlade gezogen und fragt jetzt mit den Augen an, ob er sie auf den Boden werfen soll. Es ist nur mehr ein kleiner Stoß nötig —

Alfred Weglehner überlegt eine Sekunde. Er hat das Gefühl eines Feldherrn, der, von einem feindlichen Heere bedrängt, den Befehl gibt, man solle im Rücken des Gegners dessen Haupt- und Residenzstadt in Brand setzen. Dann nickt er. Polternd und staubaufwirbelnd fällt der Stoß von Büchern und Heften zur Erde. Ein unmittelbar darauf beginnendes, geräuschloses Gefecht zwischen Herstal und Bäcker beendet Weglehner von seinem Platze aus durch heftiges Abwinken. Bäcker sieht es und zieht sich gehorsam bis zum Rand seiner Bank zurück, wo er für die feindlichen Gliedmaßen nicht mehr erreichbar ist.

Auch für Max Sterner hat sich ein Gegner gefunden. Der kleine Biedermann hat ihm durch Rippenstöße klar gemacht, daß er mit den Angriffen auf Alfred Weglehner nicht einverstanden ist. Nun haben die beiden ihre Privatsache, die der Austragung bedarf.

Wohl flüstert noch da und dort einer die Parole der Herstalpartei: „Ist kein Wort…“ Aber Alfred Weglehner hat sich vergewissert, daß seine Freunde bereit sind, und nach der Schule wird sich alles finden. —

Nach der Schule kam es dann zu jener großen, tiefgehenden Spaltung der Klassenmitglieder in zwei Parteien, deren Folge die Kämpfe der nächsten Tage war. An vierzig junge Männer im Alter zwischen neun und elf Jahren trat die ernstliche Frage heran, sich für Weglehner oder für Herstal zu entscheiden. Nur sehr wenige blieben neutral. Alle andern zogen in hellem Haufen in einen nahe der Schule gelegenen Park, wo sich während der Mittagspause ein wechselvolles und an aufregenden Zwischenfällen reiches Gefecht entspann.

Nichts von all den Ereignissen dieses Kampfes sei des näheren erörtert. Nicht das Zusammentreffen Erwin Bäckers mit Karl Breitner, obwohl Bäckers Haltung gewiß ruhmreich zu nennen war, denn er leistete Breitner, dem anerkannt Stärksten der Klasse, so erfolgreichen Widerstand, daß die Meinungen über Sieg und Niederlage unentschieden blieben; nicht der Moment, in welchem die beiden Führer, Weglehner und Herstal, plötzlich selbst einander gegenüberstanden und, einander achtungsvoll begrüßend, sich wieder abwandten, — beide in der richtigen Erkenntnis, daß es ihnen nicht ziemte, ihre Streitsache durch eine gewöhnliche Schlägerei auszutragen. Nur nebenbei erwähnt sei die erregte Stimmung des nächsten Tages, die den Unterricht stark beeinträchtigte, zu vielen

Strafarbeiten und, auf der Straße, zu zahllosen Scharmützeln führte. Von Wichtigkeit war erst ein Ereignis des zweitnächsten Tages.

Da erschien die Partei Herstal in besonderer Weise ausgerüstet. Sie hatten sich aus Küchenholz große, dolchförmige Waffen geschnitzt, die sie unter den Röcken versteckt trugen und dann, am Kampfplatz angelangt, plötzlich hervorzogen. Das hatte zweierlei im Gefolge. Erstens eine vollkommene Niederlage der Partei Herstal. Denn die Mannschaft Weglehners war so erbittert darüber, daß die andern etwas voraus hatten, daß sie selbst mit Tollkühnheit und ohne alle Rücksicht darauf losging. Auch hatten die Herstalleute den Fehler begangen, ihre spitzen Holzdinger in die rechte Hand zu nehmen, und damit war ihre Wehrhaftigkeit bedeutend geringer geworden. Denn sie mußten sich natürlich hüten, die Körper oder gar die Kleider ihrer Gegner zu verletzen. So kam es, daß sie alsbald, die Waffen mit gewaltigen Drohrufen schwingend, in die Flucht geschlagen waren.

Die zweite Folge aber war eine gewisse Beschämung bei den Siegern, die durch das Bewußtsein hervorgerufen wurde, daß die andern ihnen mit diesen prächtigen Messern doch einen großen Vorsprung abgewonnen hatten, und daß sie selber nichts dergleichen hatten. Dem mußte abgeholfen werden.

Alfred Weglehner ging wie immer mit Hans Heldan nach Hause. Sie berieten die Sachlage. Es handelte sich für sie durchaus nicht um eine Angelegenheit einer Volksschulklasse. Es war eben eine Par-

teiung da, und man mußte in diesem Stadium das Fortschreiten der Bewegung in Rechnung ziehen. Wessen Beistand durfte man erhoffen, wer würde sich eher zu den Gegnern schlagen?

„Der Holzer hat einen Bruder in der Gewerbeschule. Die ganze Schule hält sicher zu uns. Er hat es mir schon gesagt." Das hatte Heldan seinem Chef zu berichten.

„Wieviele sind in der Gewerbeschule?"

„Vierhundert."

„Vierhundert, — achthundert Fäuste," meinte Weglehner nachdenklich. „Es ist gut, sie sind mir willkommen."

„Und auch die Realschule in der Maigasse muß sich uns anschließen. Ich gehe noch heute zu meinem Vetter."

„Kann der das Nötige veranlassen?"

„Warum nicht?" sagte Heldan erstaunt. „Er geht dort in die zweite Klasse." —

„Fritz Herstals Bruder geht ins Reformgymnasium. Wir haben also das ganze Reformgymnasium gegen uns. Das sind über siebenhundert . . . "

„Aber die vierhundert Gewerbeschüler sind ja riesig stark. Da nimmt einer zwei Gymnasiasten, vielleicht auch drei."

Weglehner ließ diese Ansicht gelten.

Sie erörterten dann noch die Unterstützungsaussichten, die ihre Streitmacht bei den verschiedenen Körperschaften der Stadt hatte. Bei Gericht war wenig Aussicht für sie. Denn Fritz Herstals Vater war Advokat, und sie nahmen an, daß ein solcher sich mit allen Rechtsbeflissenen gutstände. Dafür konnte

man aber die Gesetze zu Gunsten der Weglehner-partei ändern; war doch der alte Weglehner Gemeinderat. Ob er sich für Alfred einsetzen würde? Sie zogen es vor, auf derlei Details in ihren Plänen nicht einzugehen.

Sie hatten an dieser Sache zum erstenmal Gelegenheit, sich Partei fühlen zu dürfen, das Vergnügen auszukosten, mit anderen gemeinsam Absichten und Erfolge zu haben. Weglehner genoß außerdem noch die wunderbare Empfindung, Führer und Organisator sein zu dürfen. Unter seinen nahen Freunden hatte er wohl schon oft eine ähnliche Rolle gespielt. Hier aber, wo sich soviele fast Fremde angeschlossen hatten, war es doch etwas ganz anderes. Jedenfalls ließ man der Phantasie freien Spielraum und hütete sich wohl, die Dinge allzu genau ins Auge zu fassen. —

Seit drei Tagen hätte das veränderte Wesen Alfreds in der Familie auffallen müssen, wenn man dort für den Knaben Zeit gehabt hätte. Aber hier ging jeder seine eigenen Wege. Konsul Weglehner hatte seine Firma, seine Tätigkeit in den Vereinen und im Gemeinderat. Alfreds Mutter, Anna Weglehner, war mit ihren Vergnügungen vollauf beschäftigt. Die Saison hatte eben begonnen. Frau Anna besuchte, in Gesellschaft Doktor Rehlens, Bälle und die Veranstaltungen der vornehmen Welt. Immerhin wäre sie die einzige gewesen, zu der Alfred über die Dinge hätte sprechen können, die ihn bewegten. Die einzige, bei der er Interesse für seine Angelegenheiten erhoffen durfte, und wo seine Erzählung nicht auf jenes tödliche Un-

verständnis gestoßen wäre, mit dem die andern Erwachsenen ihm das, was sein Denken erfüllte, wertlos gemacht hätten. Aber er behielt die Sache mit Herstal und ihre Folgen doch lieber für sich. Es war männlicher und vornehmer, niemand zum Vertrauten zu haben. Mit den Geschwistern aber war ein Verkehr, der sich auf seine Privatangelegenheiten erstreckte, ganz ausgeschlossen. Seine Schwester, die achtjährige Frieda, liebte er sehr, aber er stand selbstverständlich geistig viel zu hoch über ihr, um ihr irgendwelche Mitteilung von so wichtigen Dingen zu machen. Und sein Bruder Ewald, der um zwei Jahre älter war als er selbst, kam überhaupt nicht in Frage. Alfred nannte ihn nur: den Musterknaben, verachtete ihn wegen seines tadellosen Betragens und seines Fleißes und wollte ihm nicht einmal den Vorzug größerer Muskelkraft zugestehen. Sehr zum eigenen Schaden, denn bei allen von ihm herbeigeführten Proben auf die Wahrheit seiner Ansicht, zog er, oft auf recht schmerzhafte Art, den kürzeren. Jedenfalls aber war auch diese Meinungsverschiedenheit mit ihren Folgen nicht geeignet, das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern zu verbessern. —

Das Gespräch mit Hans Heldan war so angenehm gewesen, daß beide die schließlich notwendige Trennung schmerzlich empfanden. Sie kamen überein, sich abends wieder zu treffen, um die schwebenden Angelegenheiten zu beraten. Und zwar sollte die Zusammenkunft bei Weglehners stattfinden. Dort durfte man hoffen, in keiner Weise gestört zu werden. Der Vater ging seinen Geschäften nach oder arbeitete

auch zu Hause an seinem Schreibtisch. Dann war eben dieses Zimmer eine zu meidende Gegend, und die beiden Knaben mußten ihren Aufenthalt in möglichst fernen Räumlichkeiten des großen Weglehnerschen Hauses nehmen. Mama kam immer erst knapp vor dem Abendessen aus irgendeiner Gesellschaft. Ewald hatte Aufgaben zu machen, bei Frieda würde ein Machtwort Alfreds genügen, um sie ferne zu halten. Man konnte also, dem Ernst der Lage gemäß, in Ruhe sprechen und Beschlüsse fassen.

Und während sie sich berieten, ab und zu auch im Turnen übten, bei welch letzterer Beschäftigung sie es strenge vermieden, die in Alfreds Zimmer aufgestellten Turngeräte zu benützen, und lieber das Treppengeländer oder geeignete Möbelstücke zu dieser Verwendung heranzogen, geschah es, daß Alfred Weglehner zum ersten Male die Bedeutung des Gitters auf der Galerie im Bibliothekzimmer erkannte.

Das Bibliothekzimmer, ein großer Raum, dessen Wände fast bis zur Decke von Bücherreihen überdeckt wurden, war Alfreds Lieblingsaufenthalt. In Manneshöhe lief längs dieser Wände eine Galerie, zu der man einige Stufen hinaufstieg. Sie hatte den Zweck, die hochangebrachten Bände erreichbar zu machen, und sie gab in Alfreds Augen dem Zimmer etwas Außergewöhnliches und besonders Anziehendes. Man konnte so schön dort oben stehen und über die Köpfe der hinzugedachten Leute wegblicken. Es war eben eine beherrschende Position, und dafür hatte er Sinn. Aber heute erst bemerkte er, daß auch das an der Galerie angebrachte Schutzgitter einen Zweck haben

konnte. Bisher hatte es ihn nur gestört, wenn er rasch von oben wieder auf den Fußboden hatte gelangen wollen. Ohne jenes Gitter wäre das mit einem Sprung abzumachen gewesen, so aber war man gezwungen, die Runde bis zu den Stufen des Aufgangs zurückzugehen. Er empfand das stets als eine überflüssige Beanspruchung seiner Zeit.

Das Gitter bestand aus ganz dünnen Metallröhren, die in Abständen von etwa einem Dezimeter in Bohrungen des Galeriebodens gesteckt waren. In einer gewissen Höhe gingen sie durch einen horizontalen vierkantigen Stab, der ebenfalls mit entsprechenden Durchlochungen versehen war; so waren sie fixiert. Und das obere Ende jedes Metallrohres war noch durch eine hölzerne Kugel abgeschlossen. Längst wußte Alfred, daß die einzelnen Rohrstäbe nur lose saßen und mit geringem Kraftaufwand herausgezogen werden konnten. Und da war es ihm plötzlich klar, daß ihm hier vom Schicksal das Mittel geboten wurde, die Holzmesserarmierung der Herstalpartei wettzumachen, ja, mehr als das, sie weitaus in den Schatten zu stellen. Jedes dieser dünnen Rohre war mit Leichtigkeit in eine Lanze umzuformen. Man brauchte nur in die untere freie Öffnung ein nach außen hin zugespitztes Holzstück zu treiben, einige Hühnerfedern zur Verzierung herumzustecken, und das Kriegsgerät war fertig.

Es genügten wenige Worte, und auch Hans Heldan war von der ganzen Größe dieses Gedankens durchdrungen. Mit Feuereifer gingen sie an die Arbeit. Nach einer halben Stunde hatten sie die

zehn nächsten Rohre aus dem Spalier gelöst und trugen sie in Alfreds Stube, wo die weitere Arbeit an ihnen vorgenommen wurde. Als Hans Heldan nach Hause mußte, war das Werk getan. Sie hatten einen mühevollen aber erfolgreichen Nachmittag hinter sich.

Ihre Tätigkeit war im Verborgenen vor sich gegangen. Sie hatten die Rohre sorgfältig in Papier geschlagen und, unter den Kleidern versteckt, vom Bibliothekzimmer aus transportiert. Alfred wünschte nicht, von irgend jemand überrascht und nach dem Zweck dieser Beschäftigung gefragt zu werden. Keineswegs, weil er Verweis oder Strafe gefürchtet hätte! Er war sogar überzeugt, nichts Unrechtes zu tun; die Galerie des Bibliothekzimmers betrat fast nie jemand außer ihm, und er betrachtete sich als ihren rechtmäßigen Eigentümer. Wenn er es für gut fand, die Stäbe zu nehmen, so durfte er es offenbar auch tun. Aber hier war eine Aktion im Gange, die zu dem großen Krieg mit Herstal gehörte, und deshalb mußte sie geheim gehalten werden. Fernstehende — selbst seine Schwester Frieda nicht ausgenommen — konnten den Wert und die Bedeutung der Angelegenheit unmöglich ermessen. Deshalb schützte man sie besser vor profanen Augen.

Hans Heldan nahm die fertigen Lanzen mit sich. Ihm fiel die Aufgabe zu, am nächsten Morgen vor dem Schulbesuch bei den Anhängern Weglehners vorzusprechen und jedem seine Waffe zu übergeben. Der Stab konnte mit einem kleinen Häkchen, das in die Holzspitze eingeschlagen war, an der Innenseite des Überrocks befestigt und so ungesehen mitgeführt werden.

Es sei in Kürze die Geschichte vom ferneren Geschick dieser Lanzen hier eingeschoben. Hans Heldan machte seine Sache vortrefflich. Zehn Mann vom Heere Weglehners kamen wohlausgerüstet zur Schule. Während des Unterrichts aber ereignete es sich, daß eine der Lanzen, die mit ihrem Häkchen an einem etwas unsoliden Überrockfutter befestigt war, sich löste und mit großem Gepolter zu Boden fiel. Das Aufsehen war allgemein. Der Lehrer verließ den Katheder und schritt langsam auf den seltsamen Gegenstand zu. Einige Minuten größter Spannung folgten. Der Lehrer hob das Ding auf, betrachtete es längere Zeit voll Aufmerksamkeit, und endlich erhellte das Verständnis seine Züge. Er sagte freudig: „Eine Lanze!"

Und diese offenbare Anerkennung ihrer Waffe rehabilitierte die Weglehnerleute vollkommen und stellte die Sache mit den Holzmessern für immer in den Schatten. Das Mißgeschick der Entdeckung der Waffen wog leicht, angesichts der Tatsache, daß der Lehrer sofort bemerkt hatte, daß es sich um Lanzen handelte. Er visitierte sämtliche Überröcke und nahm die Stäbe alle an sich.

„Habt ihr auch Streitäxte?" fragte er dann.

„Nein, nein," wurde ihm geantwortet.

„Dann ist es gut," meinte er. „Ich sammle nur Lanzen und Streitäxte." Und damit trug er die Kriegswerkzeuge zu dem Schrank in der Ecke des Schulzimmers und versperrte sie in eine seiner Laden. Seither hat niemand mehr etwas von ihnen vernommen.

Alfred Weglehner aber war nicht Zeuge dieses

Vorgangs gewesen. Er fehlte an diesem und an den nächstfolgenden Tagen in der Schule. —

Wie sonst war Anna Weglehner, Konsul Weglehners schöne Frau, spät abends von einem Jourbesuche heimgekehrt. In ihrer Begleitung befand sich Doktor Rehlen, der seit einem Monat die Rolle des bevorzugten Freundes bei ihr spielte; ferner eine junge, nicht unschöne Dame, die Gattin eines Industriellen, die mit dem Vornamen Adele hieß. Der Zuname war zu gewöhnlich, um von ihr gerne gehört zu werden. Das Gerücht wollte wissen, daß Frau Adele deshalb mit allen Herren so rasch intim wurde, um sich die familiäre Form der Anrede mit dem Vornamen zu erwerben. Wie dem auch war, jene Intimität mit der Herrenwelt war stadtbekannt, und man rechnete es Anna Weglehner nicht gut an, daß sie gerade diesen Verkehr erwählt hatte. Frau Adele war übrigens Alfreds spezielle Feindin. Sie konnte es absolut nicht begreifen, daß man Kindern soviel Freiheit ließ, wie das im Hause Weglehner geschah, und sie gefiel sich in einer aufreizend gönnerhaften Behandlung des Knaben.

Der Zufall wollte es, daß die drei Personen den Bibliothekraum aufsuchten. Es geschah ohne jede besondere Absicht. Frau Adele war erhitzt und wünschte deshalb, ein wenig zu promenieren. So durchschritt man lachend und plaudernd die Räumlichkeiten, da und dort stehen bleibend, ein Arrangement betrachtend und kritisierend.

Sofort bemerkte Frau Adele das Fehlen der Gitterstäbe.

„Ach, wie können Sie das zulassen, liebe Freundin! Wenn jemand abstürzte! Da kann so leicht ein Unglück geschehen!"

Frau Weglehner mußte zugeben, von dem Mangel am Schutzgitter nichts gewußt zu haben.

„Dann handelt es sich um einen bösen Streich Ihres Sohnes, um einen gefährlichen Possen," entschied Frau Adele, indem sie derart die Sache in ihrer Weise auslegte.

„Es ist ganz ausgeschlossen, daß Alfred das getan hat!" Frau Annas Wangen hatten sich leicht gerötet, ihre Stimme war lauter geworden, als unbedingt nötig war. Mit größter Entschiedenheit trat sie dieser Verdächtigung entgegen. Daß Alfred eine böse Absicht verfolgt hätte, erschien ihr außerhalb des Bereiches jeder Möglichkeit, und um die Eventualität einer andern Absicht bei der Sache zu erwägen, fehlte es Frau Anna an geistiger Regsamkeit. Das Schutzgitter war da, um ein Abstürzen zu verhindern. Man hatte es weggenommen: also wollte man das Abstürzen herbeiführen. Diese Logik schien ihr zwingend, zumal Frau Adele bereits demselben Gedankengang Ausdruck gegeben hatte. Und deshalb war sie bereit, auf jede Weise sich dafür einzusetzen, daß Alfred unbeteiligt sei.

Aber so leicht gab die Besucherin ihre gute Sache nicht preis. Sie lächelte freundlich, und im Tone der Beruhigung meinte sie: „Kinder sind eben wild und unberechenbar. Das ist doch kein Grund zur Erregung."

Frau Anna hätte fast geweint. Ihr impulsives

Naturell verlangte danach, sofort vor der Freundin den Sohn gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Bezeichnend war es auch, daß keinen Moment bei einer der drei Personen die Vermutung auftauchte, der ältere Bruder Ewald könne in Beziehung zu der Sache gebracht werden. — Doktor Rehlen nahm die Partei Frau Adelens. Er hielt es für gewiß, daß Alfred die Hand im Spiele hätte. Des weiteren aber waren seine eigenen Beziehungen zu den beiden Damen derart, daß er wünschen mußte, Frau Anna solle bei dieser Meinungsverschiedenheit mit der Freundin auf möglichst eklatante Weise unrecht behalten. Das war sein persönliches Interesse in der Affäre. Es gab nämlich eine gewisse andere Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Damen, die ihn selbst betraf; dabei handelte es sich darum, welche Freiheiten und Rechte er Anna Weglehner gegenüber beanspruchen durfte. In diesem Punkte war Frau Adele eine Verbündete, auf die er sich verlassen durfte. Nichts konnte ihm jetzt willkommener sein, als wenn das, was er den Eigensinn Frau Annas nannte, eine Niederlage erlitt, auf die man sich gelegentlich berufen konnte.

Doktor Rehlen war ein Mann von kaum achtundzwanzig Jahren, dem man in der guten Gesellschaft allgemein das Attribut der Tadellosigkeit zuerkannte. Alle Aufgaben, die an einen eleganten jungen Mann herantreten konnten, erfüllte er in ausgezeichneter Weise. Als Tennisspieler, als Tänzer, als Kauseur und liebenswürdiger Tischnachbar suchte er seinesgleichen. Sein Äußeres war gefällig, und

in der Wahl seines Schneiders war er stets glücklich gewesen. Einige Narben in seinem regelmäßigen Gesicht erinnerten an die flott verlebte Jugendzeit im Korps. Wer wollte, konnte seinen Namen im Schematismus des Heeres unter den Reserveoffizieren finden. Kurz, es war alles, wie es sich gehörte, und selbst die leise Zweideutigkeit, die seinem Ruf im Punkte Frauen anhaftete, paßte vortrefflich in das Bild gesellschaftlicher Tadellosigkeit.

Er übte den Beruf eines Rechtsanwaltes aus und war nicht unvermögend. —

Doktor Rehlen kannte das Temperament Frau Annas zur Genüge, um zu wissen, wie leicht sie jetzt dorthin zu bringen war, wo er sie haben wollte. Ein wenig Spott, ein wenig ironisches Bedauern reichten aus, und sie war Feuer und Flamme, behauptete in den stärksten Worten die Unmöglichkeit von Alfreds Urheberschaft und ließ sich zu jeder Beteuerung hinreißen. Sie war ihrer Sache sicher, so sicher, wie ein Mensch überhaupt nur einer Sache sicher sein kann, und dabei viel zu arglos, um das Einverständnis ihrer Gegner zu bemerken. Schon war sie in heftiger Erregung, schon hatte sie sich in jeder Weise für ihre Ansicht verbürgt, und es gab kein Zurück mehr für sie, — da schlug Doktor Rehlen endlich vor, Alfred selber zu befragen. Er rechnete dabei mit der Wahrheitsliebe des Knaben und glaubte seines Triumphes bereits gewiß zu sein.

Alfred kam. Er fand seine Mutter den Tränen nahe, in heftiger Auseinandersetzung mit Frau Adele begriffen, und wurde sofort von beiden Seiten mit

Fragen wegen der fehlenden Gitterstäbe bestürmt. Anfangs verstand er absolut nicht, welche Bedeutung die Angelegenheit haben sollte. Die Stäbe waren weg. Das sah jeder. Und was weiter?

Da hielt ihm Doktor Rehlen mit erziehlichem Ernst die Tatsachen vor. Die Demolierung des Gitters, deren Zweck es sein mußte, einen Unfall herbeizuführen, die Schlechtigkeit dieser Tat und die Notwendigkeit des Bekenntnisses und der Reue. Frau Anna unterbrach die Auseinandersetzung zu wiederholten Malen mit der Aufforderung, er solle nur endlich sagen, daß er es nicht gewesen sei, daß er überhaupt nicht wisse, was mit den Stäben geschehen wäre.

Nun war er sich im Klaren. Er überblickte die Situation der Mutter vollkommen und verstand sie besser, als Frau Anna selber. Doktor Rehlen hatte, als er die Entscheidung durch Befragen des Knaben vorgeschlagen, zweierlei nicht in Betracht gezogen. Alfreds rasches Erfassen der Sachlage und seine Ritterlichkeit der Mutter gegenüber. Gewiß, er haßte die Lüge als unmännlich und feige, aber hier gab es für ihn gar keine Wahl. Die Wahrheit bekennen, das hieß, die Partei der Mutter verraten, das hieß, die Mutter diesen beiden ihm verhaßten Menschen gegenüber ins Unrecht setzen.

Er betrachtete die Lücke im Gitter, hörte schweigend die Rede Doktor Rehlens an und zuckte endlich bedauernd die Achseln. Ihm war über den Verbleib dieser Gitterstäbe nichts bekannt, ihm nicht.

Frau Annas Triumph war einige Minuten lang

unbestritten. Sie überschüttete Alfred mit Lob und Liebkosungen und brachte ihn in die peinlichste Lage. Hatte er es anfangs für selbstverständlich gehalten, daß er der Mutter im ersten Moment des Alleinseins die ganze Wahrheit mitteilen würde, so fühlte er sich angesichts ihrer Freude nicht mehr stark genug dazu. Er stellte sich ihre Niedergeschlagenheit vor, ihre Scham in der Erinnerung an den irrtümlichen Triumph über die Widersacher. Seine Haltung sprach so deutlich von Verlegenheit, daß Doktor Rehlen wieder Hoffnung faßte. Das war ja Ehrensache, sich nicht von dem Jungen zum Narren halten zu lassen.

Und nun begann er, unterstützt von Frau Adele, dem Knaben zuzusetzen, um eine andere Aussage von ihm zu erlangen. Sie erhöhten so allerdings die Schwierigkeit und die Peinlichkeit von Alfreds Situation, aber damit kamen sie ihm eben recht. Wollte man etwa Standhaftigkeit von ihm, Unbeugsamkeit, Heroismus? Mit derlei konnte er dienen. Es war geradezu kläglich, wie alle Versuche, durch Güte oder durch Drohungen bei ihm etwas zu erreichen, scheiterten. Es tat ihm fast leid, daß er schließlich entlassen wurde. Seine Rolle als rocher de bronce hatte ihm durchaus nicht mißfallen. Im Gegenteil, er war bereit, sie jederzeit wieder aufzunehmen. —

Nur wenige Minuten hatte er sich in Gedanken mit dem Vorgefallenen beschäftigt, als plötzlich Doktor Rehlen in seinem Zimmer erschien. Alfred war es noch nicht gewöhnt, Besuche zu empfangen. Er hatte eine hohe Meinung von den Pflichten der Gastfreundschaft und fühlte sich trotz seines Mißtrauens gegen

Rehlen durch die Wichtigkeit, die dieser ihm offenbar zuerkannte, geehrt. So war sein Entgegenkommen vertraulicher als zuvor, fast konnte man es liebenswürdig nennen.

Aber wie nett benahm sich auch der Doktor! Er begrüßte Alfred kollegial und erklärte sein Kommen damit, daß er seine Zigarette lieber in Herrengesellschaft rauche. Es war allerdings scherzhaft gesprochen, aber sympathisch war der Scherz. Er interessierte sich für alles, musterte Alfreds Bücher und seine andern Schätze, den Laubsägekasten, die Markensammlung. Über alles wußte er ganz sachkundig und vernünftig zu sprechen. Einen Augenblick lang kam dem Knaben der häßliche Gedanke, daß es dem andern um eine Visitation seiner Stube zu tun war, um die etwa verborgenen Gitterstäbe zu entdecken. Aber das freundschaftliche Wesen seines Gastes zerstreute sofort den Verdacht und beschämte ihn. Das wäre ja eine Niedrigkeit gewesen, was er dem Doktor da zugemutet hatte.

Ganz offen, in seiner gemütlichen Art, kam Rehlen schließlich auch auf die Affäre zu sprechen. „Unter uns —," er hatte eine ungemein schmeichelhafte Weise „unter uns" zu sagen, „— unter uns, ich möchte es aber wirklich gerne wissen, was da mit den bewußten Stäben los ist. Die Damen geht es ja eigentlich nichts an, soweit gebe ich dir recht."

Alfred zögerte. Gegen Freundlichkeit war er nicht gerüstet; auch verlangte er mit der ganzen Kraft seiner offenen, nach Vertrauen dürstenden Natur danach, sich auszusprechen, die Lüge ungeschehen

zu machen, mit der Welt der andern wieder ins Einvernehmen zu treten.

Doktor Rehlen, der ihn scharf beobachtete, bemerkte seine Unsicherheit. Gleichmütig warf er hin: „Ich nehme ja an, daß du deine Gründe hattest, vor den Damen zu schweigen. Das kommt doch vor! Jetzt aber steht es ganz bei dir, mit mir offen zu sein oder nicht. Ich werde natürlich in dein Wort keinen Zweifel setzen. Was du sagst, das gilt, das weiß ich ja."

Alfred schwieg noch immer. Aber der innere Kampf spiegelte sich so offenkundig auf seinem Gesichte, daß sich der Rechtsanwalt zu seinem psychologischen Scharfblick beglückwünschte. Und um noch ein Übriges zur Wahrheitsfindung zu tun, meinte er: „Schließlich ist es ganz deine Sache, wem du Vertrauen schenken willst."

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie niemandem etwas verraten wollen!" Alfred atmete befreit auf, als er damit endlich zugestanden hatte, daß etwas Geheimes vorlag. Er warf den Kopf zurück und sah dem Doktor voll ins Gesicht. Der beherrschte mühsam seine Lachlust. Der Einfall, ihm das Ehrenwort abzuverlangen, war wirklich köstlich. Was für Raupen der Junge im Kopfe hatte!

„Aber selbstverständlich," erwiderte er feierlich.

„Gut!" Und nun kam es heraus, heftig übersprudelnd, alles das, was bis jetzt in ihm zurückgehalten war. Wie die Sache mit den Stäben eine andere sei, eine ganz andere, als man drinnen angenommen hatte! Wie es so ganz unmöglich gewesen sei, das dort zu erklären, und wie er überhaupt

nicht begreifen konnte, daß man auf die Geschichte mit dem Abstürzen von der Galerie verfallen konnte. War doch noch der eine, der Querstab da, und außerdem: wer betrat denn jemals die Galerie? — Und welche Absicht er mit den Stäben hätte? Das würde vermutlich niemand interessieren, und es passe ihm einmal nicht, öffentlich über seine Privatsachen Vortrag zu halten, und danach hatte man übrigens auch gar nicht gefragt! Und das sei alles. Und mehr hätte er nicht zu sagen.

Doktor Rehlen hatte sich vortrefflich amüsiert. Die Überführung war ihm vollkommen gelungen, und er war wirklich stolz auf die bewiesene Tüchtigkeit. Daß Frau Adele ihm ihre Anerkennung nicht versagen würde, war gewiß, und was Frau Weglehner betraf, so konnte die Lektion ihrem Starrsinn nur gut tun. — Er war mit seiner Zigarette fertig und schüttelte Alfred die Hand. „Servus, und entschuldige die Störung."

„Es war mir nur ein Vergnügen." Alfred wußte, was sich schickte, und er geleitete den Besucher bis zur Türe.

Der Doktor freute sich auf den Eindruck, den seine Erzählung bei den Damen hervorrufen mußte. Nicht zu erzählen, das versprochene Schweigen zu halten, das zog er überhaupt nicht in Erwägung. Einem neunjährigen Kinde die Ehrenrechte zugestehen? Er wäre sich ja selber lächerlich vorgekommen, wenn er einen Moment daran gedacht hätte! Das ging doch ebensowenig an, als man die Erfüllung der Ehrenpflichten von so einem Jungen fordern konnte. Die

Sache mit dem Ehrenwort kam ihm in der Erinnerung absolut nur scherzhaft vor. Der Bub wußte überhaupt noch gar nicht, was das wäre, ein Ehrenwort. Und jedenfalls hatte er, wie Kinder eben sind, die Geschichte in ein paar Tagen vergessen. Zumal, wenn man ihn nicht bestrafen würde! Straflosigkeit für ihn zu erbitten, war der Doktor entschlossen. Schon um sich den Kleinen zum Freund zu machen, wie er dachte.

Am Ort des Unheils, im Bibliothekzimmer, traf, als er seinen Bericht erstattete, alles ein, wie er es erwartet hatte. Nur war die Wirkung auf Frau Anna fast allzu stark. Doktor Rehlen hatte Mitleid mit ihr, als er ihre Fassungslosigkeit sah. Er redete ihr zu, doch zu bedenken, daß die böse Absicht bei dem Knaben gefehlt habe, daß man deshalb doch gar nicht so entsetzt sein müsse. Sie hörte kaum auf ihn. Sie wollte es noch immer nicht glauben, sie mußte es erst aus Alfreds eigenem Munde hören! Vergeblich suchte Doktor Rehlen, dem jetzt seine Rolle in der Affäre ein gewisses Mißbehagen zu verursachen begann, sie davon abzubringen. Sie bestand darauf, daß Alfred gerufen würde.

In der nun folgenden Szene erwiesen sich die beiden Fremden sehr bald als überflüssig. Als Alfred gefragt wurde, warum er früher nicht die Wahrheit gesagt hätte, trat in seine großen weitgeöffneten Augen ein solcher Ausdruck von Entsetzen, daß Frau Anna, die fast angstvoll auf seine Antwort wartete, erschreckt zu ihm eilte. Sie sah, daß der Knabe keines Wortes mächtig war, daß seine Glieder heftig zitterten,

und daß die ganze kleine Gestalt zu schwanken begann. Rasch vergaß Frau Anna das Vorgefallene in der Sorge um den Sohn. „Du bist ja krank!" rief sie. Und in ganz ungerechtfertigter Empörung fuhr sie die beiden Zuschauer an: „So sehen Sie doch, man hat mir ihn krank gemacht!"

Frau Adele war sofort bei der Hand, das Kind, das jetzt von einem Weinkrampf geschüttelt wurde, mit Worten und Zärtlichkeiten zu trösten. Ihre Beruhigungsversuche hatten keinen Erfolg. Immerhin überzeugte sie sich bei dieser Gelegenheit, daß der Zustand echt war und nicht etwa nur vorgespiegelt wurde, um sich der Strafe zu entziehen. Anna Weglehner wünschte mit ihrem Sohne allein zu sein. Sie ging so weit, diesem Wunsch Worte zu verleihen, und Doktor Rehlen unterzog sich also der Aufgabe, Frau Adele, deren Wagen noch nicht angelangt war, nach Hause zu begleiten. Beide nahmen eine gewisse Befriedigung mit sich. Der zu ungelegener Zeit eingetretene Nervenanfall Alfreds hatte sie nur um einen letzten Triumph betrogen. Sieger waren sie geblieben, und sie fanden das Benehmen Frau Annas etwas lächerlich. Doktor Rehlen war sicher, alles, was in der Sache auf ihn ein ungünstiges Licht werfen konnte, bei seinem nächsten Zusammensein mit der schönen Frau verwischen zu können. Er schätzte den Einfluß, den er in der letzten Zeit auf sie gewonnen hatte, dabei nur richtig ein, und er nahm sich vor, ihr klar zu machen, daß nur sie mit ihrer voreiligen Heftigkeit die Dinge auf die Spitze getrieben hätte und die Schuld an allem trage.

Lange mühte sich Frau Anna vergeblich, Alfred zum Reden zu bringen. Sie kannte seine Erregbarkeit und wußte, daß er der Schonung bedurfte, doch war noch nie ein ähnlicher Zustand bei ihm dagewesen. Seine Zähne schlugen unaufhörlich gegeneinander; der Körper wurde von Frost geschüttelt. Sie brachte ihn endlich zu Bett und ließ den Hausarzt kommen.

Dieser, ein alter Freund der Familie, dem sie unbedingtes Vertrauen schenkte, hatte, nachdem er den Knaben untersucht und ihm ein Brompräparat verschrieben, eine lange Unterredung mit ihr. Er legte ihr dringend nahe, dem nervösen und offenbar überempfindlichen Kinde Aufregungen fern zu halten, und riet ihr an, ihm gegenüber in keiner Weise mehr auf die Ursache seiner Erkrankung zurückzukommen.

Alfred verfiel nach einigen Stunden in einen Zustand der Interesselosigkeit, der mit seinem sonstigen lebhaften Wesen aufs äußerste kontrastierte. Er bat, allein bleiben zu dürfen, und schien die Anwesenheit der Mutter und Geschwister quälend zu empfinden. Selbst Hans Heldan, der ihm am nächsten Tage sagen ließ, daß er ihn in dringender Angelegenheit zu sprechen wünschte, konnte nicht zu ihm gelassen werden. Der Knabe hatte leichtes Fieber, nahm fast gar keine Nahrung zu sich, lag stundenlang unbeweglich, gleichgültig gegen alles, was um ihn geschah. Die Besorgnisse der Mutter stiegen, aber sie vermochte mit Bitten und Fragen nicht in die gramvolle Verschlossenheit des Kindes zu dringen. — Endlich, am zweitnächsten Tage löste sich der Krampf.

Es war gegen Abend. Frau Anna hatte eine

Weile bei seinem Bette gesessen und ihre Hand auf die heiße Stirne gelegt. Schweigend hatte der Knabe es geschehen lassen, aber als sie sich dann erheben wollte, umklammerte er plötzlich mit beiden Händen ihren Arm. Als ob er jetzt, gerade jetzt einen Halt brauchte, um nicht zu sinken. Sein Atem ging rasch, in seinem Gesichte arbeitete es. Sie sah, daß er sprechen wollte und näherte ihr Ohr seinem Munde. Und da hörte sie es, hörte es in abgerissenen Worten, von einer leisen, ängstlichen Stimme geflüstert, als ob er es jetzt noch nicht recht fassen könnte.

„Mama, er hat, — er hat sein Ehrenwort gebrochen!"

„Wer? Doktor Rehlen?" fragte die Mutter, der das Verständnis für Alfreds Verzweiflung fehlte, und die gar nicht begriff, in welchem Zusammenhang diese Tatsache mit der Nervenkrise ihres Sohnes stehen konnte.

Der Knabe nickte heftig. Und dann in Schluchzen ausbrechend, wiederholte er es wieder und wieder: „Er hat sein Ehrenwort gebrochen!"

* * *

Man ist gerne geneigt, Eindrücke der Kinderzeit in ihrer Fortwirkung für das Leben zu überschätzen; anzunehmen, daß die Handlungen des Mannes, direkt und ihm selbst bewußt, in Beziehung stehen mit dem, was dem Kinde einmal viel und alles gewesen. Besonders in der biographischen, rückblickenden Zusammenstellung, wo die Ereignisse nicht durch Jahrzehnte, sondern nur durch Seiten und Absätze von

einander geschieden sind, ist es leicht, in diesen Irrtum zu verfallen. Aber es ist im vorliegenden Falle gewiß nicht zulässig, die erstaunlichen und durchaus verwerflichen Geschehnisse, deren Erinnerung sich später mit dem Namen Alfred Weglehners verknüpfte, und die so allgemeines Aufsehen erregten, ohne weiteres aus diesem, seinem ersten Erlebnis auf dem Gebiete der menschlichen Ehrenhaftigkeit abzuleiten. Gewiß jedoch haben andrerseits auch diese Eindrücke irgend ein Motiv in sein Leben getragen, haben in irgend einer, von ihm selbst wohl kaum erkannten Weise an seinem Selbst mitgeschaffen. Deshalb mochten sie auch hier ihre Stelle finden. — Denn diese Aufzeichnungen, — sie haben nicht die Kühnheit, das gesamte Innenleben eines stark empfindenden Menschen, der, was immer er getan, doch ganz und voll ein Mensch unserer Zeit gewesen, erklären zu wollen. Sie sollen nur dasjenige berichten, was in Verbindung mit jenen bereits erwähnten ungewöhnlichen Geschehnissen zu bringen ist und vielleicht zu ihrer Erklärung dienen kann.

Aus diesem Grunde sei im Folgenden nur noch zweier Ereignisse aus Alfred Weglehners Jugendzeit gedacht.

* * *

Als Alfred sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, führten die Gegensätze zwischen Konsul Weglehner und seiner Frau endlich zur Auflösung dieser Ehe. Es ist kaum möglich, eine Rechtfertigung Frau Annas

zu versuchen. Sie war jung, sie war vergnügungssüchtig, war leicht beweglicher Gemütsart, und sie konnte und konnte nicht daran glauben, daß ihr Lebenskreis schon feste Grenzen erhalten hatte, daß Gatte und Kinder ihre Welt bleiben sollten, daß nichts Neues, Überraschendes mehr für sie kommen durfte. Nach bürgerlichen Begriffen und nach den Rechtsbegriffen ihrer Zeit war sie gegen ihren Gatten im Unrecht.

Wer aber war jemals Konsul Weglehner als Gegner gegenüber gestanden, ohne im Unrecht zu sein? Es gab keine Schwäche in der strengen, rechtlichen Lebensauffassung dieses Mannes, es gab keinen Fehler in seinem Charakter, aber es gab auch keine Nachgiebigkeit in ihm. Er war nie über seine Pflichten und über die Pflichten der andern im Zweifel. Er wußte stets, was getan werden sollte, und es war immer das, was man allgemein als das Vorschriftsmäßige anerkannte. Nie fühlte sich ein Mensch sicherer in der Überzeugung, das Gute und einzig Richtige zu wollen uud zu tun. Man konnte seiner Persönlichkeit eine gewisse Größe nicht absprechen. Aus kleinbürgerlichen, ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, hatte er die höchsten Ziele des Ehrgeizes erreicht, die er auszudenken vermochte. Er war zu sozialem Ansehen gekommen, hatte die Achtung der Menschen erworben und eine Geldmacht in seiner Hand konzentriert, die seinen Eltern noch märchenhaft erschienen wäre. Und das alles aus eigener Kraft, auf dem Wege, den er sich selbst vorgeschrieben hatte, und den er sich Schritt für Schritt erobern mußte. Was war

die treibende Kraft dieses Lebens, die ihn an allen Lockungen der Freude vorüberriß, ihn zwang, rastlos auf der gewählten Bahn vorwärts zu dringen? War es vielleicht die Not der Jugend, die der Knabe im Elternhause mitangesehen und miterlebt hatte? War ihm damals, — als Vater und Mutter mit dem Pfennig rechneten, unablässig sich mühten, Gläubiger zu beruhigen und die Notdurft des Lebens zu erwerben, — war ihm damals die Gewißheit geworden, daß dort droben, bei den Reichen, wo es keine Gläubiger gab und keinen Mangel, wo man alles bezahlen konnte, auch das Glück sei? Nur ein Mensch, dem nie ein Zweifel kam an seiner Aufgabe, der wußte, was er vom Leben wollte, und daß es nichts Höheres und Besseres zu wollen gab, konnte jene unerhörte Zähigkeit aufbringen, mit der Erhard Weglehner sein ganzes Dasein dem Erwerb von Geld und Ansehen unterordnete.

Die Heirat mit der Generalstochter war der einzige folgenschwere Irrtum seines Lebens gewesen. Er hatte um ihre Hand angehalten, — weil er es durfte. Nicht, weil ihr Geld, die Macht und die Verbindungen ihrer Familie ihn reizten, und gewiß nicht, weil er an ihrer Person Gefallen gefunden. Nur deshalb, weil er, Erhard Weglehner, damals soweit war, die Tochter vornehmer Leute heimführen zu dürfen, weil er sich dessen vergewissern wollte und ihre Familie die vornehmste war, die er kannte. Vielleicht hatte er aber gerade diesmal seine besonderen Hoffnungen auf Glück gehabt. Er, der sein Leben damit zubrachte, von einer tieferen sozialen

Schicht in eine höhere zu steigen, er mochte erwarten, bei einer Frau jener erstrebten Sphäre Verständnis für sich und seine Ideale zu finden. Und dann war er vor dem Unbegreiflichen gestanden, daß alles, was ihm wichtig und wertvoll schien, daß Reichtum, Ansehen und guter Name für diese Frau nur leere Worte bedeuteten. Dem Kinde vornehmer Eltern waren die Güter, um die er ein Leben lang warb, in der Wiege geschenkt worden, sie gehörten für Anna zu den Selbstverständlichkeiten des Daseins, etwa wie Luft und Wasser, die man annahm, ohne viel Aufhebens davon zu machen.

Frau Anna war es in den ersten Wochen ihrer Ehe gewesen, als ob sich in der Atmosphäre des Weglehnerschen Hauses ein Druck auf ihre Brust legte, der immer stärker und stärker wurde und ihr den Atem benahm. Diese Lebensluft, in der doch die Bestandteile: Wohlhabenheit, Ansehen und Bequemlichkeit des Daseins so reichlich enthalten waren, schien ihr vergiftet zu sein. — Fast noch im Kindesalter, als Siebzehnjährige, war sie in die Ehe getreten. Ohne Widerstreben hatte sie sich dem Wunsche ihrer Familie, die in der Werbung des hochachtbaren, reichen Mannes ein Glück für das mittellose Mädchen sah, gefügt. Sie fühlte den Drang nach Erlebnissen und nach ernstlicher Arbeit in sich. Nicht mehr ein Dasein als der Eltern Liebling zu führen, nicht mehr als Kostbarkeit betrachtet und von jedem ernsten Tun ferngehalten zu werden, das ersehnte sie. Sie wollte mitschaffen an dem Lebenswerk eines Mannes, wollte sich wirkliches Glück und wirklichen Schmerz verdienen.

Sie konnte sich gar nicht denken, daß es ihr unmöglich sein würde, an dem Streben ihres künftigen Gatten teilzunehmen. Sie war doch bereit, jedes Ziel, das man ihr zeigte, mit Freudigkeit zum eigenen zu machen,— sie glaubte, dazu bereit zu sein. Als aber dann dieses Ziel sich als der Gelderwerb entpuppte, der Gelderwerb um seiner selbst willen, ohne jeden andern Sinn als den, reicher, also angesehener zu werden, da versagte plötzlich ihre Willigkeit, da konnte sie nicht mittun. Hätte Erhard Weglehner es sich eine fromme Lüge kosten lassen, hätte er ihr erzählt, er raffe rastlos Geld zusammen, um einmal so reich zu sein, irgend einen phantastischen Plan ausführen zu können, sie hätte ihn zu verstehen geglaubt und sich bemüht, nach seinem Wunsche zu leben. So aber erschien er ihr als ein Geisteskranker. Daß jemand den Respekt der Menschen überhaupt fühlte, diesen Respekt, von dem sie übersättigt war, daß er es sich sogar zur Aufgabe gemacht hatte, einzig und allein für den Respekt zu leben, das mußte Wahnsinn oder erbärmliche Niedrigkeit sein.

Aber viel schärfer beurteilte Erhard Weglehner seine Gattin. Schärfer, weil er das, was sie gegen ihn in unklarer Weise empfand, gegen sie in klare Formeln zu bringen wußte. Er durfte auch sicherer sein, weil er sich eins sah mit der Welt, in der sie lebten, weil seine Grundsätze die jener Welt waren und seine Frau vereinzelt war, unklar im Wollen, unfähig ihre Sache mit Argumenten zu führen. Außer dieser Welt des rechtschaffenen Geldverdienens, die ihm in seiner Firma verkörpert war, konnte es nichts

Daseinsberechtigtes geben. Das wußte er. Anna war ein unreifes Kind, das der Führung bedurfte, oder ein Mensch mit verbrecherischen Instinkten, den man bewachen mußte. Tief verletzt fühlte er sich von ihrem Mangel an Zufriedenheit. Gab er ihr doch alles, was das Leben schön und reich machen konnte, und sie vergalt es ihm mit Furcht und Abneigung! Seine letzte Forderung ihr gegenüber beschränkte sich darauf, daß sie die Form aufrecht zu halten habe, daß sie vor den Leuten den Schein wahren möge. Sie kannte ihn. Sie wußte, daß eben hier, in dem, was man über ihn sprach und heimlich flüstern mochte, der Nerv seines Lebens lag; daß er alles opfern würde, wenn man seinen Ruf bedrohte, den Namen, den bürgerlich und geschäftlich guten Namen, mit irgend einer Inkorrektheit zusammen nennen würde. Sie hatte sich vorzusehen, und sie sah sich vor.

So lebten diese beiden Menschen wie Angehörige verschiedener Zeitepochen lange Jahre nebeneinander. In Frau Annas Wesen zeigte sich immer stärker ein Zug von krampfhafter Lebensgier, etwas von der Angst eines Menschen, den die Vorstellung bedrängt, er versäume Unwiederbringliches. Es zeigte sich in der Wahl ihres Verkehrs, bei dem sie oft gerade jene Personen bevorzugte, die in der guten Gesellschaft als nicht voll galten; in dem raschen Wechsel ihrer Intimität; überhaupt in der Art, eine Sache, sei es eine Freundschaft oder sonst eine Angelegenheit, mit großem Eifer zu beginnen, um sie bald mit völliger Gleichgültigkeit beiseite zu schieben. Sie kam in den Ruf, vergnügungssüchtig und launenhaft

zu sein. Und bald wurde das Bedauern mit dem Gatten allgemein. In dem Maße, als Konsul Weglehner immer höher stieg im öffentlichen Ansehen, immer neue Ehrenämter errang, sank seine Frau in der Achtung der Leute. Und sie selber gab ihre Sache verloren. Sie begann zu glauben, daß die Welt mit den Augen ihres Mannes gesehen sein müsse, als eine Rennbahn, wo atemlose, keuchende Menschen, die für nichts anderes Sinn haben, einander zu überholen streben, und wo der der Bessere ist, dem es gelang, einen Vorsprung zu erwerben. So stand es im zehnten Jahre dieser Ehe. Da lernte Anna Weglehner den Maler Herbert Wirt kennen.

Was waren die Beziehungen zwischen Anna Weglehner und Herbert Wirt? Für die Leute ein Stoff zum Klatsch, für Konsul Weglehner das unverdiente Unglück seines Lebens und für die beiden: ihr alles, das Wunderbare, die Erfüllung einer Verheißung, auf die jeder im stillen hofft, der Verheißung vom Glück.

Frau Anna wurde eine andere; wurde stolzer, selbstsicherer, fand den Weg zu sich und ihrer Eigenart zurück. In einem fein empfindenden, für alles Schöne empfänglichen Manne offenbarte sich ihr nun die andere Welt, die Welt, nach der sie sich gesehnt hatte, seit sie denken konnte, und an deren Dasein sie unter den Menschen des Erwerbs verzweifelt war. Nun wußte sie es mit einemmal, daß sie selbst keine Kranke sei, kein Ausnahmsgeschöpf mit seltsamen, ungerechtfertigten Ansprüchen an das Leben, — daß sie ihresgleichen habe. Wie zwei Landsleute, die sich im fremden

Lande treffen, so hielten diese beiden zueinander, jeder fand im andern seine Heimat wieder. — Frau Anna haßte alles Unwahre; Schleichwege und Betrug widerten sie an. Etwas von der kraftvollen Ehrlichkeit ihres Gatten lebte auch in ihrer Natur. So kam es, daß sie sich ihr Glück nicht stehlen wollte, daß sie sich offen und frei dazu bekennen wollte. Und sie stellte Erhard Weglehner das unerhörte Ansinnen, die Ehe mit ihr zu lösen.

Ob sie auch wisse, was das bedeute, hatte er sie gefragt. Ob sie nicht verstände, daß damit ein Makel auf seinen und der Kinder Namen fiele.

Nein, das wußte sie nicht. Sie glaubte nur, daß auch er, Erhard Weglehner, aufatmen müsse, wenn die Lüge ihres Zusammenlebens beendet sei. Daß für sie das Glück und die Erlösung in der Vereinigung mit dem andern Manne läge. Und daß sie ihn, den Gatten, jetzt bitte, ihn anflehe, nicht durch die Furcht vor jenem Makel ihr Leben zu zerstören.

Er hatte den Kopf geschüttelt wie zu dem haltlosen Geschwätz eines Kindes. Und endlich hatte er ihr sein Nein entgegengestellt als sein letztes Wort. — Und dabei war es dann geblieben.

Aber dem Konsul war nunmehr in seiner Frau ein Widersacher erstanden, den kein Machtwort zum Schweigen bringen konnte. Jahr um Jahr ging dieser Kampf. In erbittertem Schweigen, in heftiger Rede und Gegenrede und wieder in der verzweiflungsvollen Bitte: Laß mich frei!

Ob Alfred ganz verstand, was zwischen Vater

und Mutter vorging? Nicht immer war es möglich, ihn von solchen Auseinandersetzungen fern zu halten. Schossen doch die Streitigkeiten aus dem Boden der Alltäglichkeit in jedem Augenblick plötzlich und unerwartet hervor. Die Kinder sahen und hörten mancherlei. Während Ewald, der ältere Bruder, der die Art des Vaters geerbt zu haben schien, fast instinktiv an dessen Recht glaubte, schloß sich Frieda, die Jüngste, in leidenschaftlicher Anhänglichkeit, die einer Parteinahme gleichkam, an die Mutter an. Nur Alfred verriet nie durch ein Wort, nie durch eine Handlung irgendeine Stellungnahme. Mit einer Ängstlichkeit, die ans Krankhafte grenzte, vermied er es überhaupt, den Streit der Eltern als etwas Tatsächliches anzuerkennen. Was er denken mochte, wenn er den Vater von der Ehre des Namens Weglehner sprechen hörte, wenn er hörte, daß all die Qual um der Ehre dieses Namens willen getragen sein müsse? — Er schwieg.

Es ist gewiß, daß Alfred in seinem Vater lange Zeit ein Ideal gesehen hatte; daß er die Achtung, die stets mitklang, wenn jemand von Konsul Weglehner sprach, mit Wonne empfand; daß es das geheimnisvolle Glück seiner Kindheit gewesen war, über den Vater sprechen zu hören, so wie eben jedermann über Konsul Weglehner sprach. Der Vater war der Stolz dieses jungen Lebens. Aber die Mutter liebte er, liebte er mit der ganzen, verborgenen Leidenschaftlichkeit seines Herzens. —

Und endlich fand Frau Anna das Mittel, sich zu befreien. Jenes heroische, verzweifelte Mittel, wie

es nur ein Mensch, der in der Qual von Jahren vergeblich um sein Glück gekämpft hatte, ersinnen konnte ...

Eines Tages geschah es, daß Konsul Weglehner die Geschäftsstunden unterbrach und sich zu ganz ungewöhnlicher Stunde aus seinem Kontor entfernte. Die alten Angestellten der Firma, die jede Veränderung dieses Gesichtes zu beurteilen vermochten, waren sich darüber einig, daß man den Konsul so noch niemals gesehen hatte. Als er das Kontor, in welchem er wie sonst verschiedene Personen in Geschäftsangelegenheiten empfangen hatte, mit diesem Gesichtsausdruck verließ, duckten sich die Köpfe in den Räumen, die er durchschritt, als ginge ein Sturm über die Felder. Was mochte sich da ereignet haben? Draußen hörte man seinen hallenden Schritt auf der Treppe, die zu den Wohnräumlichkeiten Frau Annas führte.

Alfred befand sich bei der Mutter. In letzter Zeit suchte er deren Nähe. Es war eine Zeit angebrochen, in der der Streit der Ehegatten zu ruhen schien. In Frau Annas Wesen war eine Veränderung vor sich gegangen. Sie vermied es, ihre ablehnende Haltung zur Person und zur Lebensanschauung des Konsuls rücksichtslos zu zeigen wie bisher. Sie hatte mit einemmal eine seltsame Ruhe erlangt, die für einen Kenner ihres Charakters etwas Unheimliches haben mußte. Doch Erhard Weglehner hatte diesen Wandel nur mit Genugtuung bemerkt. Es war ein Schritt zur Besserung in seinen Augen. Von den Menschen, die Frau Anna umgaben, war es nur Alfred, aus

dessen Benehmen sie schließen konnte, daß er an ihre Zufriedenheit nicht glaubte. Er bemühte sich in jenen Tagen mit einer scheuen Ritterlichkeit um sie, die ihr wohltat, ohne daß sie sie ganz verstand, war bestrebt, mit allerlei kindlicher Aufmerksamkeit ihr zu Gefallen zu sein. —

Als Erhard Weglehner das Zimmer seiner Gattin betrat, saß diese, mit einer Handarbeit beschäftigt, am Fenster. Alfred befand sich unweit von ihr und las in einem Buche, wie er es damals in jeder freien Minute zu tun pflegte ...

Des Konsuls Augen waren auf Frau Anna gerichtet. Schon als er in der Türe erschien, hatte sie diesen Blick auf sich lasten gefühlt und war jäh emporgefahren. Und in der einen Sekunde, in der die Augen der beiden einander trafen, geschah eine Auseinandersetzung zwischen ihnen, zu der sie sonst Stunden der Aussprache gebraucht hätten. Im Blick des Konsuls, da lag eine Frage, — eine Drohung, — eine Verurteilung. Und der Ausdruck von Frau Annas Auge war eine so seltsame Mischung von Schrecken und Triumph, daß Alfred, der verständnislos von einem zum andern gesehen, einen Ruf der Angst nicht unterdrücken konnte. Aber Konsul Weglehner sah den Knaben noch immer nicht. Langsam, mit schweren Schritten, kam er auf Frau Anna zu, ohne das Auge von ihr zu lassen, als wolle er prüfen, wie lange sie diesen Blick noch ertragen könne. Aber sie blieb unbeweglich und erwartete sein Herankommen, ohne ein Wort der Frage zu sprechen. Da zog er schweigend ein Blankett aus seiner Brusttasche und

warf es ihr hin. „Jetzt," sagte er, — und es war, als ob sich die Worte nur einzeln aus seinem Munde lösten, um schwer, wie Schläge auf das Haupt der Frau vor ihm herabzufallen, „— jetzt hast du dein Ziel erreicht. Um diesen Preis!"

Und als sie den Blick nicht niederschlug, nur einen langen Atemzug tat und mit ihren Fingern mechanisch das Papier aufnahm, da endlich brach es los aus Erhard Weglehners Seele: „So schweigst du dazu! Hast du nichts, gar nichts zu deiner Rechtfertigung zu sagen?"

„Ich habe dir nichts zu sagen."

„Höre —," er fuhr sich mit der Hand über die Stirne. „Höre, ich brauche dir nicht erst zu erklären, was das bedeutet. Ich brauche dir den Namen nicht erst zu nennen, den es für deine Handlungsweise gibt. Und doch, und doch, — du hast es getan!"

Sie schwieg.

„Ich fasse es nicht, ich begreife es nicht. So viele Jahre lebte ich neben dir und habe dich nicht gekannt! Das, und mir gerade das!" — Und bei diesem Ausruf wirklicher Qual wandte Frau Anna ihr Haupt ab. — „Brauchtest du jemals Geld? Konntest du es nicht stets von mir verlangen? Habe ich dir nicht jeden Wunsch erfüllt?"

„Jeden Wunsch!" Unsägliche Bitterkeit lag in den zwei Worten. Was immer Erhard Weglehner an Vorwurf und Anklage noch vorzubringen hatte, hier war die Antwort schon für alles gegeben.

„Ja," sagte er hart. „Soweit ich deinen Wunsch verstand und ihn erfüllen konnte." — — Und war

nicht auch das die Wahrheit? War darin nicht die Erklärung aller Schmerzen dieser Jahre enthalten? Soweit er verstand ...

„Kommen wir zu Ende," sagte sie müde. „Was hast du beschlossen?" Er trat dicht vor sie hin und deutete auf das Papier in ihren Händen. „Dieser Wechsel, den ich nicht kenne, den ich bis heute nicht sah, und der trotzdem meine Unterschrift trägt, — hast du ihn ausgefüllt?"

„Ja."

Er wandte sich ab und schritt einige Minuten auf und nieder. Von dem Momente an, in dem er vor die ungeheuerliche Tatsache gestellt worden war, daß seine, seine Frau den Namenszug gefälscht hatte, von dem Momente an hatte er nicht mehr klar gedacht und keine Beschlüsse gefaßt. Noch hatte es eine Hoffnung gegeben, daß alles ein Irrtum war, daß das Unbegreifliche nur in der Phantasie eines Verleumders existieren mochte. Nun erst war es entschieden. Und da sagte er ruhig, leidenschaftslos, nur noch Richter, der das Gesetz anwendet: „Unsere Wege trennen sich hier. Nach dieser Tat kann es nichts Gemeinsames mehr zwischen mir und dir geben. Ich kann dich nicht schonen, ich kann, was du getan, nicht einmal verschweigen. Die Fleckenlosigkeit des Namens, die ich mir bis heute bewahrt habe, verlangt es, daß ich strenge scheide zwischen dir und mir, daß ich nicht als stummer Mitwisser ins Einverständnis trete mit einer, die ein Verbrechen beging. Ich erkenne diese Unterschrift nicht an."

Frau Anna sah noch immer schweigend in das

Gesicht des Mannes, der ihr Urteil sprach. Das Eigenartige dieser Unterredung war jetzt, daß weder er noch sie innere Bewegung verrieten, so nahe ihnen beiden doch die Tat und ihre Folgen gehen mußten. Er sprach wie ein empfindungsloser Automat, dem jetzt nur diese und keine anderen Worte zu Gebote stehen. Sie aber schien alles, was Gefühl hieß, schon früher durchgekostet zu haben, schien fertig zu sein mit dem Leid und dem andern, was diese Sache für sie bedeuten konnte, und nur noch eine vorgeschriebene Rolle zu Ende zu spielen, bei der es genügte, daß sie da war und seine Reden über sich ergehen ließ. — Dem Knaben, der Zeuge dieser Szene war, schenkte keiner von beiden Beachtung.

„Du wirst also heute die letzte Nacht unter meinem Dache wohnen." — Der Konsul konstatierte einfach die Notwendigkeiten. — „Die Ehe wird durch dein Verschulden für gelöst erklärt werden. Den Betrag, auf welchen dieser Wechsel lautet, werde ich dem Geschädigten freiwillig ersetzen."

Erhard Weglehner atmete auf. Das war also alles. Weiter war nichts zu sagen und nichts zu tun. Er wartete einige Sekunden auf die Antwort. Da sie nicht erfolgte, wandte er sich zu gehen. Er handelte so, wie er jetzt handeln mußte. — Da sah er plötzlich seinen Sohn vor sich stehen. Alfred war zum Vater geeilt, als ob er ihn zurückhalten müßte, als ob das nicht das Ende sein dürfe. —

Der Konsul sah in ein tränenloses Gesicht, aus dem zwei angstvolle Augen ihn anstarrten. Einen Augenblick zögerte er. Durfte er vor dem Kinde die

Schonungslosigkeit gegen die Mutter bewahren? Gab es kein milderes Wort für sie, keine Entschuldigung vor dem Sohne? Er fand keine. „Deine Mutter wird uns verlassen, Alfred,“ sagte er, „weil es sein muß. Wenn du einmal verstehen wirst, was die Ehre eines Namens bedeutet, wirst du auch das begreifen.“ Er wußte keinen andern Trost für ihn.

Frau Anna winkte Alfred zu sich. Schwer fiel die Türe hinter dem Konsul ins Schloß; die beiden Zurückbleibenden horchten auf seine Schritte ... Mit einer ängstlichen Zärtlichkeit sah Frau Anna in dieses starre Gesicht. Sie verstand den Knaben nicht. Sie konnte nicht begreifen, was in ihm vorgehen mochte; aber hier wußte sie sich geliebt. Und sie empfand ein unsagbares Mitleid mit seinem Schmerz.

„Kind, mein Junge, es ist ja wahr. Daß ich von euch gehe, ist notwendig, wie dein Vater dir gesagt hat ...“ Und plötzlich abbrechend mit dem Versuch erklären und mildern zu wollen, sagte sie nur noch dringend und bittend: „Du wirst doch diese Stunde vergessen! Nicht wahr, du versprichst mir, sie zu vergessen.“

Und da kam aus dem Munde des Kindes eine seltsame Klage: „Vergessen kann ich nicht. Ich habe es nie gekonnt.“ —

Die rücksichtslose Konsequenz des Konsuls, die einem Vergehen gegenüber kein Vertuschen kannte und kein Mitleid, brachte die Sache in den Mund der Leute. Man sprach von der Wahrscheinlichkeit einer strafgerichtlichen Verfolgung gegen Frau Anna, und niemand zweifelte an ihrer Schuld. Dennoch

wurden Stimmen laut, die es unerklärlich finden wollten, daß Erhard Weglehners Gattin, die reich und, wie man wußte, persönlich fast bedürfnislos war, plötzlich zu einem so verzweifelten Mittel hatte greifen müssen, um sich einen verhältnismäßig recht geringen Betrag zu verschaffen. Sie hatte ferner auch nicht im Zweifel sein können, daß Erhard Weglehner niemals eine falsche Unterschrift anerkennen würde, sie mußte wissen, daß sie mit seiner Großmut und Güte nicht zu rechnen hatte, wenn sie an sein Rechtsempfinden rührte. Wie also hatte es dazu kommen können? Und leise ging die Erzählung von Mund zu Mund: von dem Zwang, mit welchem Konsul Weglehner die Gattin in der verhaßten Ehe festgehalten hatte, von ihren verzweifelten Kämpfen um die Freiheit, die vergeblich waren, bis sie endlich sich der Schande preisgab, nur um durch sie frei zu werden, um sich damit die Verstoßung des Gatten zu erkaufen.

Und so hatte die zurückgezogene Frau, ohne ihr Wissen und Dazutun, eine Partei gegen Erhard Weglehner gegründet. Es gab Menschen, die seine Strenge verurteilten, die es aussprachen, daß sein Allzuviel an Recht hart ans Unrecht grenze.

Ihm hatte das Gerede nichts an. Er ging seinen Weg wie stets und tat, was er für richtig befunden. Mit Spannung verfolgte man die Phasen des Ehescheidungsverfahrens. Man konzentrierte ein starkes und dem Konsul nicht günstiges Interesse auf die Affäre; aber niemand trat mit Fragen an ihn heran. Doch er mochte es in der größeren Kälte manchen Grußes fühlen, in einer gewissen Gezwungenheit im

Verkehre der ferner Stehenden mit ihm erkennen, daß nicht mehr alles beim alten sei, daß er viel an Sympathien eingebüßt hatte.

Bevor noch die Ehescheidung ausgesprochen war, wenige Wochen, nachdem Frau Anna das Haus ihres Gatten verlassen mußte, wurde sie das Opfer einer Krankheit. — Wohl erhoben sich jetzt stärker als früher die Stimmen gegen den Konsul. Man legte ihm zur Last, daß die Erregung dieser Wochen die Katastrophe herbeigeführt oder beschleunigt haben sollte. Viele wollten auch lange den Glauben an einen Selbstmord Frau Annas nicht aufgeben, den der Gatte durch seine Härte verschuldet hatte. Dieses Gerücht war falsch. Unwiderleglich wurde festgestellt, daß jene plötzliche Verschlimmerung eines Brustleidens, dessen Vorhandensein die Ärzte längst gekannt hatten, in keinen Zusammenhang mit den bösen Ereignissen der letzten Wochen gebracht werden konnte. Und bald verstummten jene, die an dem Konsul abfällige Kritik geübt hatten. Frau Anna war tot, sie bedurfte des Mitleids nicht mehr. Sie und ihr trauriges Schicksal gerieten in Vergessen.

Erhard Weglehner war auch dieser seiner schlimmsten Widersacherin gegenüber im Recht geblieben; in jenem Recht, von dem es heißt, daß es die Lebenden stets behalten.

* * *

Auch von dem Bruche zwischen Konsul Weglehner und Alfred ist später viel gesprochen worden. Aber hier wußte eigentlich niemand Genaueres anzu-

geben. Die wenigen Tatsachen, die bekannt wurden, und die dem Klatsche die einzige Nahrung gaben, reichten kaum aus, um die ungefähren Umrisse des Geschehenen zu erraten. Zweifellos handelte es sich um eine Jugendtorheit des Achtzehnjährigen, eine jener wohlbekannten Liebesgeschichten auf materieller Basis, wie sie von jungen Leuten aus reichem Hause so häufig erlebt werden. Eine Künstlerin wurde genannt, die sich vergeblich am Stadttheater um ein Engagement beworben hatte, und die, wie man annahm, schlau genug gewesen war, den Jungen in ihre Netze zu ziehen. Das mochte sich schon lohnen. Geizig war Erhard Weglehner nie gewesen, und es durften bei seinem Sohne genügende Mittel vorausgesetzt werden, um auch kostspielige Passionen befriedigen zu können. Nur freilich, eine Grenze hatte auch die Freigebigkeit des Konsuls. Und jene Kleine schien eben allzu unbescheiden gewesen zu sein. Man kannte das ja. — So lebte in den Gesprächen der guten Gesellschaft die Liebesgeschichte Alfred Weglehners und Meta Larsens ...

„Verzeihen Sie!" — Ein junges Mädchen stand plötzlich neben Alfred. „Ich höre, Sie sind reich, darf ich Sie um etwas bitten?"

Sein Blick prüfte erstaunt die Sprecherin. — Dort, weiter im Saale, drehten sich die Paare im Tanz, ein lebendes Kaleidoskop der Gestalten, ein Durcheinanderfließen von Kleidern, die für den Beschauer einzelnen Farbenflecken glichen, aus denen diese rhythmisch bewegte Masse bestand. Da und dort tauchte ein Gesicht auf, das keinen persönlichen

Ausdruck mehr trug, das mit dem Lächeln des Vergnügens oder dem der Müdigkeit geprägt war, geprägt zum Bestandteil des Gewoges: menschliche Gesichter, die ihr Rätsel verloren hatten. Es war eines der großen Kostümfeste der Saison. Hier begegneten einander die verschiedenen Schichten der Gesellschaft, hier traf der junge Lebemann, der sich amüsieren wollte, mit dem Kommis seines Vaters zusammen; hier ließen sich die jungen Frauen der Gesellschaft von ihren Männern über das Leben belehren, das diese einst geführt hatten, und sahen neugierig und mit besonderem Interesse auf die schik gekleideten Dekorationen dieses Lebens, die ebenfalls erschienen waren.

Alfred Weglehner stand abseits, in der Nähe des Ausgangs, und war bereits entschlossen gewesen zu gehen. Das Mädchen, das ihn so unerwarteterweise angesprochen hatte, war, ohne von ihm bemerkt zu werden, in seine Nähe gelangt. Und nun, beim Anblick ihres Gesichtes, ergriff ihn eine so seltsame Erregung, daß sie fast den Namen des Schreckens verdiente.

War es, weil er, soeben noch in der Betrachtung nichtssagender Gesichter und eines nichtssagenden Tuns versunken, den starken, persönlichen Charakter, den diese Züge trugen, besonders heftig empfand; war es, weil eben dieses Gesicht unter allen, denen er begegnet war, ihm am meisten zu sagen hatte, ihm am verständlichsten war, — er fühlte bei seinem Anblick etwas Neues, den Atem eines großen Erlebnisses. Er glaubte zum erstenmal einem Menschen gegenüber-

zustehen, der ihn verstehen mußte ohne jedes Wort, und für dessen geheime Wesensart er selbst den Schlüssel besaß. „In deinen Augen liegt meine Heimat," in diese Worte formte sich ihm später einmal sein Empfinden für Meta Larsen. Aber im ersten Momente des Zusammentreffens hätte er dieses Empfinden nicht auszudrücken vermocht. Am auffallendsten erschien ihm nachher noch, daß ihm das Befremdende in der Anrede dieser Bettlerin überhaupt nicht ins Bewußtsein kam. Aber deutlich fühlte er die Freude, ihr eine Bitte gewähren zu können. Das Besondere ihrer Schönheit waren nicht die feingeschnittenen Züge des Gesichtes, nicht die Fülle aschblonden Haares, die geschmeidige, wohlgebildete Gestalt. Das alles mochte bei einer andern wohl des Lobes wert gewesen sein. Bei ihr konnte jede Aufzählung von Reizen nur zerstören, denn ihre Schönheit war da, ohne dieser Zufälligkeiten zu bedürfen. Sie konnte in der Haltung der Gestalt liegen, im Leuchten dieser braunen Augen, in der Art, den Arm zu heben, im Spiel der Mienen, im Ton der Stimme. Sie war für ihn da, ohne daß man sagen konnte, welches ihr Wesen war, woraus sie sich zusammensetzte. Es war nicht die Schönheit eines Bildes, die man begreift und bewundert, es war die Schönheit eines Menschen, die bezwingt.

„Wenn ich Ihnen helfen kann, so werde ich es tun," sagte er. „Und wenn ich es nicht kann, so wird es mich unglücklich machen." Er sprach wie sie in jenem Ton ruhiger Sachlichkeit, in dem selbst das, was sonst Phrase ist, seinen wahren Sinn zurückgewinnt.

„Ich bitte Sie um hundert Mark."

Er griff nach der Brusttasche. Dann, sich darauf besinnend, daß der Vorgang bemerkt werden könne, verließ er, ihr zunickend, rasch den Saal, nahm draußen die Banknote aus der Brieftasche und kehrte, das Papier zusammengedrückt in der Hand haltend, wieder zurück. Er reichte ihr die Hand und suchte nach einem harmlosen Wort. Bei diesem Vorgang stieg eine leichte Röte in ihr eben noch ungewöhnlich bleiches Gesicht. „Sie müssen mich für unverschämt halten." — „Ich halte Sie für stolz, ich selbst könnte nicht anders bitten wie Sie." Sie dankte mit ihrem stummen Gruß und verschwand aus dem Saal.

Alfred Weglehner kehrte in einer nie gekannten Erregung heim. Mit einem Male hatte er die Gewißheit, daß es Glück auf Erden gab, wußte er, daß eine Macht existierte, die ihn allen quälenden Grübeleien, denen er sich hingab, für immer entreißen konnte. Er durchdachte das kleine Erlebnis unzähligemal. Er kehrte vor dem Tore seines Hauses immer wieder um, nur um noch stundenlang, ungestört, durch die nächtlichen Straßen zu wandern und sich jede Kleinigkeit ins Gedächtnis zurückzurufen. Wann würde er sie wiedersehen? Von ihr allein hing es ab. Sie mußte den Wunsch haben, mit ihm zu sprechen, ihn aufzuklären; und sie mußte auch wissen, daß es keines Wortes weiter bedurfte. Er kannte sie so gut, wie er noch nie einen Menschen gekannt hatte. Ihre Gedanken und Gefühle vermochte er zu berechnen. Es war so leicht; er brauchte nur an sich selbst die Frage zu stellen, wie er an ihrer Stelle

empfinden und handeln würde, und er wußte, daß er sie erriet.

Als die Tage vergingen, ohne daß er Nachricht von ihr erhielt, bemächtigte sich seiner eine unabweisbare Angst. Sie war in Not, sie litt, und er durfte nicht helfen. Jetzt bereute er, nicht einmal ihren Namen erfahren zu haben. Bei jener Szene am Kostümfest war alles so klar, so selbstverständlich gewesen, es war unausgesprochen, aber um so gewisser, daß man Freundschaft geschlossen hatte, jenseits von Reichtum und Armut, von Geben und Nehmen. Und was hielt sie fern? War ihr Unglück so schwer, daß sie es einem Menschen ihresgleichen vorenthalten mußte, um ihn nicht mit herabzuziehen? Sie konnte so denken. Aber er fühlte sich stark genug, jedes Unglück von ihren Schultern zu nehmen. Es galt, um jeden Preis sie zu finden. Einige Überlegung führte ihn zu dem Weg, den er einzuschlagen hatte. War ihre Notlage nicht vorübergehend — und er wußte, daß jenen Schritt ihm gegenüber nur die Verzweiflung eines langen Kampfes ihr eingegeben hatte —, so blieben ihr nur die hergebrachten Mittel, um Stellung und Verdienst zu finden. Dort, wo sich die Notleidenden drängten, im Kampf um den Erwerb, mußte auch sie zu finden sein. Er durchsuchte also die Annoncen der Tagesblätter, in denen die Stellungsuchenden inserierten; und wo er an eine Möglichkeit glaubte, daß jenes Mädchen es war, die ihre Fähigkeiten anbot, dort stellte er seine Nachforschungen an. Es waren keine langwierigen Bemühungen. Ein Wort, die Satzstellung, die Chiffre sagten ihm bei

neunzig von hundert Annoncen, daß sie nicht von seiner Unbekannten stammen konnten. Und ebenso hatte er dann bei einem farblosen, kleinen Inserat, dem der Ton der Anpreisung fehlte, und zwischen dessen Zeilen von der Not zu lesen war, die Gewißheit, sie gefunden zu haben.

Er fragte in dem alten Vorstadthause nach der jungen Dame, die bereit war, als Gesellschafterin oder als Maschinschreiberin einen Posten anzunehmen. Meta Larsen bewohnte mit ihrer Mutter und ihrer Schwester einen einzigen Raum. Sie war nicht anwesend.

Keineswegs war damit gerechnet, daß irgend jemand auf die Annonce hin sich persönlich einfinden würde. Der Anblick der Stube mochte jeden abschrecken; das Elend gehört zu jenen Krankheiten, deren Anblick unerträglich ist. Die Leere dieses Raumes war es, die jedermann sofort auffallen mußte. Ein Schrank, zwei Bettgestelle, das war alles, was sich an Einrichtungsgegenständen den Blicken darbot. Unheimlich wurde dieser Anblick erst bei der Erinnerung, daß es der gesamte Hausrat von drei Menschen war, die sich damit behalfen. Die einst weißgetünchten Wände zeigten eine graue Färbung, an mehr als an einer Stelle war der Kalk abgebröckelt und das Mauerwerk lag bloß. Durch das trübe Fenster aber traf das Auge eine Feuermauer, die jeden Ausblick versperrte. Dort, beim Fenster, stand jetzt ein kaum zehnjähriges Mädchen und suchte die letzte, ungenügende Lichtspende der Nachmittagssonne zum Lesen auszunützen. Man hätte

sie für schlafend halten können, so tief war der kleine Kopf auf das Papier geneigt, wenn sie nicht halblaut die Worte ihres Buches gemurmelt hätte. Alfred Weglehner, der vom Eingang aus die Stube überblickte, glaubte zuerst, mit diesem Kinde allein zu sein. Ein leises Geräusch in seiner Nähe machte ihn darauf aufmerksam, daß noch jemand da war, dem er über sein Eindringen Auskunft geben mußte. Neben einem kleinen, eisernen Ofen, fast ganz im Dunkeln, saß eine alte Frau, deren Augen er auf sich gerichtet fühlte.

Er machte einige Schritte in den Raum und fragte, ob er hier bei Frau Larsen sei. Das Kind wandte sich ihm zu. Der Anblick ihres Gesichtes nahm ihm den letzten Zweifel, daß er es hier mit der Schwester seiner Unbekannten zu tun hatte. Das waren dieselben Augen, ja, fast dieselbe Art, den Kopf zu neigen, wie sie sich an jenem Abend seinem Gedächtnis eingeprägt hatte.

„Ich bitte, was wünschen Sie?" fragte die Kleine. Sie trug ein kurzes, blaues Röckchen und hatte um Arme und Schultern ein schwarzes Tuch gewickelt. Es schien ihr selbstverständlich, daß sie es sei, die an den Besucher eine Frage zu richten habe, und nicht die Mutter.

Alfred Weglehner erklärte seine Absicht, die junge Dame, auf deren Annonce hin er gekommen sei, für ein Bureau zu engagieren. Der Gedanke war ihm plötzlich gekommen. Es mußte eine Form gefunden werden, diesen Menschen zu helfen. —

Das Kind sah ihn nachdenklich an. Der schwere Ernst in ihren Augen, das Frühreife ihrer Sicherheit

dem Fremden gegenüber, das waren unheimliche Geschenke der Not, über die sie unbewußt verfügte. Die alte Frau hatte noch immer kein Wort gesprochen. „Mutter ist krank," sagte das Mädchen, das dem Blick des Besuchers gefolgt war und seine Gedanken erraten hatte. Dann holte sie aus ihrem Buche ein Blatt Papier und eine Bleifeder. „Wo soll sich Meta morgen vorstellen?"

Das Dämmerlicht des Raumes verbarg Alfred Weglehners Gesichtszüge. Sonst hätte er sich vor dem Kinde geschämt, im Bewußtsein, daß dieses seine Verwirrung bei der Frage bemerken mußte. Denn wohin sollte er Meta bestellen? Er hatte es noch nicht überlegt. Wem durfte er sich anvertrauen? Wäre er reich genug gewesen, er hätte selbst ein Bureau gegründet, nur um für das Mädchen den Platz an der Schreibmaschine zu schaffen, den er ihr anbieten durfte. Denn, so seltsam es auch war, in der Erinnerung an den Ausdruck ihres Gesichtes wagte er es nicht, einer Person, die ihn, einen Fremden, um Geld angesprochen hatte, ein Geschenk zu bieten, das sie als solches hätte erkennen müssen. Er nannte schließlich aufs Geratewohl eine Adresse in einer entfernten Gegend der Stadt und nahm sich vor, bei jenem Hause vom frühen Morgen an zu warten. Auf der Treppe fiel ihm ein, daß es ja bei ihm gestanden wäre, auch die Zeit ihrer Hinkunft zu bestimmen. Aber er kehrte deshalb nicht um; es war ihm eine Freude, sich vorzustellen, daß er vielleicht durch Stunden auf sie werde warten dürfen. Er ging auch jetzt nicht seines Weges, sondern durchstreifte die benachbarten Straßen, in der Hoffnung,

sie bei ihrem Heimkommen noch heute zu sehen. In der nächsten Nähe des Hauses auf sie zu warten, das wagte er nicht; er fürchtete, sie könnte leicht sein unvermutetes Auftauchen mit dem Besuch, von dem die Schwester ihr berichten mußte, in Verbindung bringen und seine List durchschauen.

Notwendig war nur eines: daß die verheißene Stellung bis zum nächsten Tage auch wirklich gefunden wurde. Denn er wollte nicht mit leeren Händen kommen und nicht falsche Hoffnungen erweckt haben. — Was einem Menschen mit geringen Verbindungen in Wochen und Monaten unerreichbar sein konnte, gelang Alfred Weglehner an diesem Abend; er fand, was er für Meta Larsen suchte. Seine Schwester Frieda, mit der er sich gut verstand, kannte eine ganze Anzahl von Familien, in denen ihre Empfehlung genügte, um jemandem den Weg zu ebnen. Alfreds Wunsch war, seinen Schützling als Vorleserin bei Martha Hollberg, einer alten, liebenswürdigen Dame, die eine Freundin seiner Mutter gewesen, unterzubringen. Es kostete nur den Weg zum Telephon, und Frieda Weglehner erreichte eine Zusage und die Abmachung, daß die Vorleserin sich morgen vorstellen solle. Alfred selbst hatte es vermieden, als Fürsprecher für ein junges Mädchen aufzutreten.

Am nächsten Tage sah er sie wieder. Es war ein kalter Wintertag mit klarer Luft und Sonne. Die Menschen eilten durch die Straßen, Schlittenglocken erklangen, ein Schimmer von Gesundheit ruhte auf dem Leben. Aber Alfred Weglehner empfand nichts von allem, das um ihn war.

Er sah ein Gesicht, das ihm die Welt bedeutete, er fühlte alle Schönheit nur im Wechsel dieser Züge. Kein Frühling hätte ihn jetzt die Poesie der Liebe gelehrt, kein Winter umfing ihn mit seiner Stimmung. Er wußte nur von ihr, die leichten Schrittes neben ihm ging und seine Freundin war.

Denn Freunde waren sie. Der Gruß der beiden hatte es ihnen gesagt. „Ich erwartete, Sie hier zu treffen," so hatten ihre ersten Worte gelautet. „Ich habe Sie aus der Beschreibung meiner Schwester erkannt."

„Die Stelle, um die es sich handelt, ist bei einer alten Dame, die nicht in diesem Hause wohnt. Ich wußte gestern die Adresse noch nicht. Wollen Sie die Vorstellung auf Nachmittag verschieben und jetzt ein wenig mit mir plaudern?"

„Gern." Und sie gingen die Straßen entlang.

Er hörte an jenem Vormittage die Geschichte eines tapferen Lebens und die Geschichte der Not. Über Metas Tun erstaunte er nicht, die natürliche Größe einer Aufopferung für geliebte Menschen lag ihm nicht fern. Aber über das Schicksal, das ihr geworden war, geriet er in fassungsloses Entsetzen. Er hatte nie gewußt, was der Mangel vermochte. Und daß ein Mensch, der ihm an Geist und Gefühl ebenbürtig war, in der Sklaverei des Geldes sein Leben aufbrauchte, das erschien ihm als unnatürlich und erregte ihm ein unerträgliches Schmerzgefühl. Das also war das Geld! Der Sohn des Reichtums hatte es nie gewußt; ihm waren Elend und Entbehrung nur Worte gewesen, er hatte tiefinner-

lich geglaubt, daß er und seinesgleichen über solche Dinge erhaben wären, daß es nur ganz anderen, niedrigeren Menschen bestimmt sei, an das Geld zu denken und für solche Sorge ihre Zeit hinzugeben. Wenn er als kleiner Knabe einem Bettler die Münze gereicht hatte, die er eben von der Mutter dazu empfangen, so war er gelobt worden und hatte durch den Beifall die Meinung bekommen, etwas Gutes getan zu haben. Wenn er später Bedürftige traf, so tat er aus einer instinktiven Gutmütigkeit das, was ihm ohne jedes persönliche Opfer möglich war, ihnen zu helfen. Nie war ihm das Schicksal jener Menschen wirklich bewußt geworden, hatte er sich selbst an ihre Stelle denken können. Nun traf ihn unversehens die Kunde von der Wirklichkeit des Lebens, und er, der sich nie mit sozialen Theorien beschäftigt hatte, empfand plötzlich sein Behagen, den Luxus seines Daseins als Schuld.

Meta Larsen war die Tochter eines Ingenieurs, der in einer Maschinenfabrik einen kleinen Posten innegehabt hatte. Ein Mann von Ehrgeiz, der von Reichtum und Ruhm träumte, während er Tag für Tag im Bureau beim Reißbrett stand und an seinem Krahn oder an seiner Dampfmaschine zeichnete. Er arbeitete dann zu Hause, in seinen freien Stunden, an einer Erfindung, von der er sich die Verwirklichung aller Hoffnungen versprach. Meta wußte nicht genau zu sagen, welcher Art diese Erfindung war. Es handelte sich um eines jener zahllosen Projekte, die den Nutzeffekt der Dampfmaschine erhöhen wollen. Anton Larsen glaubte, seiner Sache gewiß zu sein,

und opferte ihr seine ganze Arbeitskraft und alle Geldmittel, die er auftreiben konnte. Die Geschichte des ruinierten Erfinders ist oft genug geschrieben worden, und es ist stets dieselbe. Jener Apparat, der dazu bestimmt war, die Heizkraft der Kohle festzuhalten, um einen größeren Prozentsatz derselben nutzbar zu machen, als es bisher gelungen, er fraß den Gehalt seines Erfinders, die Kost und die Kleidung seiner Familie und zog eine Last von Schulden auf sie alle herab. Mit unerschütterlicher Überzeugung hielt Larsen daran fest, daß nur eine vorübergehende Periode der Knappheit in seinem und seiner Familie Leben zu überwinden war, daß sie an der Schwelle des Glückes standen. Er fühlte den Mangel nicht, er sah die abgerissene Kleidung der Frau und der Kinder nicht, ihn ließen Geschrei und Drohungen der Gläubiger unbewegt; er hatte nur das eine Bestreben, den fünfmal gebauten Apparat, der stets nur durch eine unvorhergesehene Kleinigkeit mißlungen war, nochmals fertigzustellen. Und es gelang ihm. Das Werk wurde vollendet, die Idee erwies sich als richtig, und das geschah im selben Moment, als jene Art der Dampfanlage, die er verbessert hatte, fast überall durch die Turbine verdrängt wurde, die rationeller arbeitete als selbst die verbesserte Maschine. Damit wurde Anton Larsens große Erfindung zu einer ganz kleinen Sache in der Technik degradiert, deren Wert höchst problematisch war. Er ertrug die Enttäuschung nicht. Er vermochte es nicht, der hoffnungslosen Wirklichkeit für sich und die Seinen, wie er sie selbst geschaffen, ins Auge zu sehen, geschweige denn, den

Kampf mit dieser Wirklichkeit aufzunehmen. Bald nach jener für ihn so unglücklichen Wendung fand ihn die Tochter morgens in seiner Zeichenstube mit durchschossener Schläfe auf. Auf Metas Schultern lasteten die Sorgen für Mutter und Schwester. Die erstere kränkelte seit Jahren, und es war längst unzweifelhaft, daß ihr Geist sich getrübt hatte; die andere war ein Kind. Sie alle besaßen so gut wie nichts und konnten kaum hoffen, einen Monat lang von den Resten der letzten Anleihe des Erfinders ihr Leben zu fristen. Meta traf mit Energie und Verstand ihre Anordnungen. Die ohnehin billige Wohnung wurde aufgegeben und jene andere bezogen, die nur mehr aus einem Zimmer bestand. Die kleine Elsa hatte einen Freiplatz in einer Privatschule und sah es vollkommen ein, daß auch ihr die Aufgabe zufiel, für den Unterhalt etwas beizutragen; sie gab einer wenig begabten Mitschülerin Nachhilfestunden und hatte schon lange soviel Übung in der Pflege der Mutter, daß man ihr die Kranke, die in vollständige Apathie versunken war, ruhig anvertrauen konnte. In Metas Erzählung spielte die Tüchtigkeit des Kindes eine große Rolle, und sie selbst mit ihren Mühen trat fast ganz zurück. Doch war es klar, daß die Ernährung der drei Menschen, die Kosten der Krankenpflege, sowie die Bezahlung der schlimmsten Schulden von ihrer Arbeit abhängen mußten, und sie hatte Unmögliches geleistet. Sie bekam eine Stellung als Schreibmaschinenmädchen in einem Geschäftsbureau. In den beiden Mittagsstunden, die ihr gehörten, von zwölf bis zwei, vertrat sie die Besitzerin eines kleinen Wäscheladens,

die zu dieser Zeit fort mußte, um nach ihrem kranken Mann zu sehen. Die Abendzeit von sechs Uhr ab suchte sie durch das Abschreiben von Manuskripten, die man ihr anvertraute, auszunützen. Sie hatte auch, als sie hörte, daß am Stadttheater Bedarf nach Statistinnen sei, sich gemeldet und war von der Niedrigkeit des gebotenen Verdienstes, den sie mit ihrer Abschreibearbeit übertraf, zurückgeschreckt worden. (Irgendwie war gerade von diesem Schritt etwas bekannt geworden, und dadurch entstand später jenes Gerücht von der Künstlerin und ihrem vergeblich angestrebten Engagement.) Vor wenigen Tagen war eine Krise eingetreten. Meta verlor ihren Platz bei der Schreibmaschine zugunsten einer Rivalin, die einer der Herren des Bureaus protegierte. Wie schon einmal vor wenigen Monaten, stand sie mit den Ihren dem Hunger gegenüber. Aber der Zufall, der ihr damals rasch zu Verdienst geholfen hatte, zeigte sich jetzt nicht günstig. Sie bekam eine Woche lang keine Stelle, und dieser Umstand genügte, um die so schwach gestützte Existenz der drei Menschen überhaupt in Frage zu stellen. Zu Hause in einem kalten Raume war die Mutter, die nie sprach und nur durch Klagelaute ihren Hunger zu erkennen gab; die kleine Schwester, die zu Beginn der Woche tapfer versucht hatte, durch Bitten bei den Eltern ihrer Schülerin einen kleinen Vorschuß zu erlangen, der man das Geld mit der scherzhaften Mahnung, sie solle nicht zuviel naschen, gegeben hatte, und die jetzt über ihre eigenen Entbehrungen nie ein Wort verlor. — Meta vermochte das alles nicht mehr zu ertragen.

Konnte es ein schlimmeres Übel geben? Sie brauchte für die beiden ihr lieben Menschen Nahrung, Wärme, Kleider, sie war entschlossen, das herbeizuschaffen, koste es, was es wolle. So hatte sie jenes Fest mit der Absicht zu betteln aufgesucht. — Und diese Geschichte wurde im Munde des jungen Mädchens zu einer einfachen Darstellung von Tatsachen; der Hörer fühlte, daß sie ihr Elend als ein Schicksal empfand, das sie mit Ungezählten teilte, daß sie sich nicht für berechtigt hielt, jemanden anzuklagen. Nicht den Vater, der im Lebenskampf versagt hatte, nicht die andern, reicheren Menschen, die ihr keinen Platz an der Tafel des Lebens gaben. Alfred Weglehner hatte nur den einen Wunsch: zu helfen. Betäubt von allem, was er erfahren, verließ er sie, und sein Geist ersann rastlos Pläne, sann darüber, was er tun könne, um ihr Los zu verbessern.

Am Abend des nächsten Tages suchte er die Wohnung Meta Larsens auf. Er hatte vieles erwogen und wieder verworfen. Er konnte durch Frieda vielleicht Frau Hollberg veranlassen, Meta scheinbar das doppelte Honorar zu zahlen, während er das Plus dazu beisteuern wollte. Gerne hätte er mit Hilfe einer Komödie, die ein Vertrauter für ihn spielen sollte, den Glauben bei Meta erweckt, daß ihr Vater seinerzeit einen größeren Betrag hergeliehen hatte, den man ihr jetzt zurückerstatte. Das ging deshalb nicht, weil er selbst nur über eine Rente von vierhundert Mark im Monat, nicht über einen großen Betrag auf einmal verfügte. Gewiß aber genügte dieses Geld bereits, um an Stelle des entsetzlichen

Zimmers, das die Familie Larsen bewohnte, eine freundlichere Wohnstätte zu setzen, um die qualvollen Existenzsorgen von ihnen zu nehmen. Nur galt es, sie zur Annahme zu bewegen.

Er traf Meta mit Abschreiben beschäftigt. Elsa, die kleine Schwester, der er Kleinigkeiten, wie Handschuhe, einen Schal und ein Buch zum Geschenk mitgebracht hatte, warf einen fragenden Blick auf Meta, ehe sie mit freudigem Aufleuchten der Augen seine Gaben nahm. Aber diese selbst war nicht dazu zu bringen, sich beschenken zu lassen.

„Ich verdiene, was wir zum Leben brauchen," erklärte sie bestimmt. Er erreichte nur, daß sie ihm erlaubte, einen hervorragenden Arzt zur Untersuchung der Kranken heraufzuführen. Und am Ende jener Untersuchung war es das erstemal, daß Alfred Verzweiflung im Gesichte Metas sah. Der Arzt gab das furchtbarste Urteil ab: die Mutter war zu retten; sie war es durch sorgfältige Pflege, durch eine lange und kostspielige Kur.

Und jetzt zögerte Alfred nicht länger. — Elsa, das Kind, war fortgegangen, um ein Mittel aus der Apotheke zu holen, das der Arzt verordnete. Er war mit Meta und der Kranken allein. Und es entspann sich ein Gespräch, das sonderbar genug war, und um so sonderbarer, weil es Erhard Weglehners Sohn im vierten Stockwerk eines Vorstadthauses mit der Tochter eines verkommenen Erfinders führte.

„Ich habe die Geschichte Ihres Lebens anhören dürfen," sagte Alfred. „Und Sie wissen, daß Sie mich durch Ihr Vertrauen stolz gemacht haben.

Heute aber möchte ich ebenso zu Ihnen sprechen. Es ist keine Gegengabe. Ich darf nicht um jene Sympathie und Achtung werben, deren Sie bei jedermann gewiß sind, der Ihr Leben kennt. Und deshalb zögerte ich auch mit dieser Antwort auf Ihre Aufrichtigkeit und hätte gerne noch länger gezögert. Ich hoffte Teil an Ihrem starken Leben zu bekommen, Ihnen helfen zu dürfen, Ihr Freund zu sein, ohne Sie mit mir bekannt zu machen. Nun muß es geschehen, denn Sie weisen meine Hilfe zurück, weil Sie sie für ein Geschenk halten, und sollen also erfahren, daß Sie es sind, die schenkt, wenn Sie meine Freundschaft annehmen. Denn, Meta Larsen, ich bin nicht liebenswert."

Ihr Blick widersprach seinen Worten. „Nein," fuhr er fort. „Ich bin es nicht. Ich war von frühester Jugend an allein. Dieses innige Füreinandersein mit geliebten Menschen, in dem Sie aufgewachsen sind, das die Atmosphäre ist, in der Sie leben, ich kenne es nicht. Ich habe niemals einen Menschen wirklich geliebt. Vielleicht meine Mutter! Aber auch da wird es mehr Mitleid gewesen sein. Meinen Vater? Ich möchte es nicht Liebe nennen! Nie habe ich um eines andern willen mich vergessen. Nie, — bis ich Sie traf..."

Sie reichte ihm die Hand: „Und nun sind wir Freunde," sagte sie. „Sie dürfen sich doch nicht den glücklichen Zufall zum Vorwurf machen, der Ihnen reiche Eltern gab. Niemand war auch um Sie, der Beweise Ihrer Liebe brauchte."

„Das ist die Wahrheit," erwiderte er. „Um mich ist keine menschliche Welt. Eine Welt von Metall

hat meine Jugend umgeben. Eine Welt von Begriffen aus Metall und für Metall, die ich hassen, die ich verabscheuen lernte. Die Menschen sprachen von Ehre und meinten das Geld. Sie sprachen von Liebe und meinten das Geld. Ich glaubte, daß sie von Ehre und Liebe nichts wissen, daß ich der einzige unter ihnen sei, der davon weiß. Dann aber waren sie es wieder, die alle die großen Worte im Munde führten, wenn sie sich rechtfertigen wollten und andere anzuklagen hatten. Ich werde Ihnen einmal erzählen, wie mein Vater seiner Frau gegenüber handelte. Er nannte es Ehre, ich nannte es Mord. — Sie, Meta, haben mir in wenigen Stunden erzählen können, wieviel Aufopferung und Liebe Sie gespendet haben; ich würde Jahre brauchen, um Sie ahnen zu lassen, wieviel ich gehaßt und verachtet habe."

„So lassen Sie das doch jetzt vergessen sein. Die Menschen sind nicht hassenswert. Sie wissen es jetzt. Denken Sie nicht mehr an Ihre Irrtümer."

„Ich weiß nicht, ob es Irrtümer waren. Wenn ich in Ihre Augen sehe, so war alles andere ein Irrtum. In diesen Augen ist ein Strahl von meiner Heimat. Ich glaube an eine Heimat, ich glaube an Menschen meiner Art, ich glaube, daß ich nicht bestimmt bin, einsam zu leben, ein Feind unter Feinden. Und deshalb bitte ich Sie, Ihr Leben an meines zu knüpfen, mich nicht mehr zu verlassen."

„Ich glaube Ihnen jedes Ihrer Worte, Alfred Weglehner," sagte sie. „Aber Sie können und dürfen heute noch nicht über Ihre Zukunft entscheiden. Sie sind achtzehn Jahre. Ich bin nicht viel älter, aber

— verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Ratschläge gebe — ich kenne die Welt und das Leben, Sie kennen so wenig davon. Freuen Sie sich dessen! Ich aber sehe zu gut das Bild, das wir für die Augen der andern abgeben! Wir dürfen unseren Gefühlen nicht trauen. Wir sind ja Kinder.“ Sie lächelte; es lag soviel Liebe und Sanftheit in ihrer Art, mit ihm zu sprechen, daß er ihr Nein gar nicht hörte.

„Kinder? Ich war nie ein Kind. Ich stehe heute zu jedem Wort, das ich als Knabe sagte, zu jedem Dank, zu jedem Haß, den ich damals empfand. Ich werde als Mann und Greis zu meinem Heute stehen. Das ist gewiß!“

„Ich freue mich Ihrer Freundschaft, Alfred. Glauben Sie es mir. Aber es wäre verbrecherisch von mir, sie auszunützen. Ihr Gefühl kann sich ändern. Eben das, was Sie mir von Ihrer Einsamkeit und Lebensfremdheit sagten, muß mir diesen Glauben geben. Sie werden noch andere Frauen kennen lernen, die Ihnen mehr sind als ich. Sie kennen die Liebe noch nicht.“

„Ich kenne sie wirklich nicht. Ich weiß nicht, ob das Liebe ist, was ich für Sie empfinde. Wenn es Liebe ist, an niemand anderen zu denken, alle anderen Menschen nur mehr wie blasse, leblose Bilder zu sehen; wenn es Liebe ist, jedes Zucken der Wimper in einem Gesichte zu verstehen und aus jedem Leuchten zweier Augen Gefühle und Gedanken zu empfangen; wenn es Liebe ist, sich selbst zu vergessen und geringer zu schätzen; wenn es Liebe ist, dieses unum-

stößliche Wissen, daß es nur einen Menschen gibt, der mein Leben in die Bahn des Glückes und des Friedens zu lenken vermag, — dann, Meta Larsen, dann liebe ich Sie."

„Sie sind ein Dichter."

„Nein. Ich bin der Sohn eines Kaufmanns und sehe selbst die Welt mit Kaufmannsaugen an. Ich weiß sehr gut, was Wert hat und was wertlos ist. Ich wäge und prüfe und rechne, ich rechne unaufhörlich. Ich führe das, was Sie für mich bedeuten, als neue Größe in mein Leben ein, — ich stelle alles andere dem gegenüber, und alles andere ist zu nichts geworden!"

„Sie wissen nicht, was im Leben das Geld bedeutet. Sie kennen die Kluft zwischen Ihrem Reichtum und meinem Nichts noch nicht. Aber wir wollen darüber nicht reden, denn Ihre Freundschaft nehme ich gerne an, und alles andere liegt ja fern. Sie sind achtzehn Jahr alt, mein Freund," wiederholte sie.

Er lächelte. „Die Tatsache und ihre Konsequenzen sind mir bekannt. Ob man mich voll nimmt oder nicht, es gilt mir gleich. Aber was ich tue, ist voll getan. Und hier in Ihrem Leben muß etwas getan werden. Ich habe Ihnen nur von mir gesprochen, um dann das Recht zu einer Bitte zu haben. Nehmen Sie für Mutter und Schwester meine Hilfe an." Und da sie mit einer abwehrenden Bewegung erwidern wollte, fuhr er dringlicher fort. „Auch ich muß über Notwendiges und Schmerzliches zu Ihnen reden. All Ihre Aufopferung, all Ihre Mühe ist aussichtslos. Sie hörten, daß Ihre Mutter zu retten sei. Lassen

Sie sich von mir darüber belehren, daß Ihre Schwester gerettet werden muß. Das Leben, das sie führt, ist ein langsames Verkümmern. Die Not raubt ihr die Jugend, raubt ihr die Kraft für das Leben. Darf sie in diesem Raum unter den tausend Demütigungen der Armen aufwachsen? Wollen Sie aus Stolz, aus mißverstandenem Stolz geschehen lassen, daß solche Erinnerungen dieses Kind begleiten, und daß Ihre Mutter dem Leben abstirbt? Tun Sie es nicht! Ich kann nur bitten und raten, aber sehen Sie auf das alles mit den Augen des Fremden und denken Sie, daß Sie einen Freund nicht nur für sich, daß Sie ihn auch für diese beiden andern zurückstoßen." Er konnte nicht weiter sprechen. Der gequälte Ausdruck ihres Gesichtes bannte das Wort zurück.

„Lassen Sie mich nachdenken. Vielleicht finde ich selber Hilfe," sagte sie.

Er durfte sie nicht schonen. „Denken Sie Ihre Schwester als Kind unter Kindern, denken Sie sich ein Lachen auf ihre Lippen! Hat dieses Mädchen jemals gelacht? Denken Sie Ihre Mutter genesen und dem Leben zurückgegeben in einer Umgebung der Sorglosigkeit. Und sehen Sie das!" Eine Handbewegung zeigte ihr das unverhüllte Elend ringsum und zeigte in ihrem Stuhle die Schwachsinnige mit jener unheimlichen Schlaffheit der Züge und dem verlorenen Grinsen aus einer andern Welt. — Meta sprang auf und eilte zur Mutter. Sie schob den Sessel näher zu dem Ofen, in dem ein kleines Feuer brannte, sie ordnete das verwirrte Haar der Frau, sie streichelte ihre Wangen und redete ihr mit dem

liebkosenden Ton der Wärterin zu. Es war, als ob sie etwas gutzumachen hätte, als ob sie sich entschuldigen müsse, daß sie im Gespräch mit einem Freunde auf Minuten der Kranken vergessen habe. Für Alfreds Bitte war es eine Antwort, die Ja und Nein bedeuten konnte. — Die kleine Elsa kam und brachte das verordnete Medikament.

Beim Abschied drückte Meta heftig die Hand des Freundes; aber sie vermied seinen Blick. —

Von jener Unterredung blieb eine Unruhe im Wesen des Mädchens, die ihrem Tun den Charakter des Fieberhaften aufdrückte. Sie arbeitete noch mehr als sonst. Sie schrieb ab, sie las vor, sie suchte für jede freie Viertelstunde eine Art des Verdienstes. Alfred Weglehners Verbindungen erschlossen ihr nun viele Möglichkeiten. Und doch waren diese Bemühungen so aussichtslos, als hätte es ein einzelner unternommen, ein Gebirge abzutragen. Ihre Kraft reichte eben aus, drei Menschen das Leben zu fristen, und sie mußte die Wahrheit fühlen, die in Alfreds Worten gelegen. Nur einmal, nach Wochen, kam er auf sein Anerbieten zurück. Aber da hatte er Tränen in ihren Augen gesehen, und sie war aufgefahren wie ein verwundetes Tier: „So soll ich alles dir verdanken! So soll ich ganz dein Geschöpf sein!" — Er hatte geschwiegen.

Da bekam er einen furchtbaren Bundesgenossen. Die kleine Elsa begann zu husten und über Brustschmerzen zu klagen. Das Kind wehrte sich selbst lange gegen die Erkenntnis, krank zu sein. Es hatte durch Wochen geschwiegen, ehe es eingestand, daß

ihm das Atemholen Beschwerden machte, und daß beim Treppensteigen sich jener Schmerz in der Brust einstellte. Meta verbrachte Nächte am Bette der Schwester. Beim leisesten Husten eilte sie zu ihr und litt unsäglich unter dem Anblick dieses zarten Körpers, der sich während der Anstrengung wand und krümmte. Die ärztliche Untersuchung ließ keinen Zweifel über die Art der Erkrankung. — Und damit war Metas Standhaftigkeit endlich gebrochen.

„Rette sie, rette sie!" rief sie am Bett der Schwester, als der Arzt eben die Stube verlassen hatte. Sie klammerte sich an Alfreds Arm, um sich aufrecht zu halten. „Rette sie mir! Sie darf nicht sterben!"

War Rettung möglich? Die Worte des Arztes waren niederschmetternd gewesen ...

Auf der Treppe holte Alfred Weglehner ihn ein. — „Ja, unter anderen Verhältnissen wäre Hoffnung. In Ägypten vielleicht, bei der sorgsamsten Pflege. Tausende, lieber junger Mann, viele Tausende würde das kosten! Deshalb sagt man es solchen Leuten nicht. Es wäre die höchste Grausamkeit."

Alfred Weglehner verfügte nur über sein Taschengeld, das für seine Bedürfnisse reichlich bemessen war. Hier aber tat schnelle und gründliche Hilfe not, und es mußte eine viel größere Summe mit einem Male herbeigeschafft werden. Er zweifelte nicht, daß ihm das ein leichtes sein würde. Ihm war vor einigen Jahren ein Kapital von vierzigtausend Mark als Erbschaft zugefallen; eine entfernte Verwandte seiner Mutter hatte ihn in ihrem Testament begünstigt. Auf dieses Geld rechnete er jetzt. Er sollte das Ver-

fügungsrecht darüber erst am Tage seiner Großjährigkeit erhalten, aber die Gründe, die er hatte, das Kapital jetzt anzugreifen, mußten seiner Ansicht nach für jedermann ausschlaggebend sein. Er beabsichtigte also, etwa die Hälfte des Geldes flüssig zu machen.

Es gab zwei Menschen, an die er sich deshalb wenden konnte. Der eine war sein Vater; der andere war Doktor Ferdinand Konstantin, ein alter, angesehener Advokat, der die Familie Weglehner in manchen Angelegenheiten vertrat und auch das Geschäftliche jener Erbsache geführt hatte. Alfred zog es vor, den letzteren um den Dienst zu bitten. Er wußte, daß er die zwanzigtausend Mark nur in Form einer Anleihe erhalten konnte, da das ihm gehörende Geld ordnungsgemäß gerichtlich deponiert war und nur nach langwierigen Formalitäten hätte freigemacht werden können. Die Anleihe war ein Geschäft wie jedes andere, der Doktor hatte in der beim Gericht erliegenden Summe seine Sicherheit, er selbst aber wollte darauf bestehen, daß er die gebräuchlichen Zinsen zu zahlen hätte; und schließlich gab es bei einem Geschäft mit jemand, der den Namen Weglehner führte, kein Risiko für den andern.

Doktor Konstantin, ein korpulenter Herr, der die Fünfzigerjahre eben erreicht hatte, empfing Alfred mit großem Hallo. „Da sind wir ja, mein junger Freund! Da wollen wir wohl etwas vom alten Onkel Konstantin! Nur heraus mit der Sprache. Es wird nicht so schlimm sein!"

Alfred hatte die Empfindung, daß es unmöglich

wäre, hier den Namen Meta Larsens auszusprechen. Da saß der Mann mit dem roten, breiten Gesicht vor ihm in einem bequemen Lehnstuhl, schlug sich abwechselnd klatschend auf den einen oder den andern seiner runden Schenkel und zwinkerte voll Verständnis mit den Augen. „Nun, Alfred, mein Junge, Duckmäuser, laß hören! Ich wette, ich weiß, was er will! He, he, he!" Doktor Konstantin tat seiner Meinung nach sein Möglichstes, um die Befangenheit des jungen Mannes zu verscheuchen: es war seine liebenswürdigste Art mit Klienten umzugehen, und er hielt sein Wesen für bestrickend.

Endlich begann Alfred von seiner Absicht zu sprechen, ein Geschäft mit dem Doktor zu machen. Er betonte die Sicherheit der Sache und nannte sie einen großen Dienst, für den er lebenslänglich in der Schuld des Doktors sein würde.

Der Doktor Konstantin lachte, daß ihm die Tränen über die runden Backen liefen. „Sicher," rief er, „sicher! Hör mal einer an, wie der Junge spricht! Erhard Weglehners Sohn, und er kommt mir mit den paar Tausenden bei Gericht und spricht von Sicherheit!"

„So wollen Sie mir also das Geld borgen?" Alfred atmete befreit auf.

„Borgen? Ne, mein Junge, det is nich. Hast du eine Ahnung was das ist, zwanzigtausend Mark? Hast du? Fürn Konditor brauchst du die nicht, und wenns sonst was ist, so muß ichs hören. Also los! Ich bin neugierig geworden."

Alfred biß sich auf die Unterlippe. Die Worte

wollten ihm nicht gehorchen. Er sah in das Gesicht des Mannes, der alles so unendlich besser zu wissen glaubte als er, weil er dreimal soviel Jahre zählte, und es überkam ihn ein so starker Widerwillen, daß er eine heftige Bewegung zur Türe machte. Übrigens war die Sicherheit, das Gefühl, überlegen zu sein, während dieses Gespräches bei beiden Teilen nur gleich groß.

„Nichts da! Dageblieben und erzählt," polterte der Doktor, der die Geste des Besuchers verstanden hatte. „Wenn was los is, kann ich dir raten und ich tus auch sicher! Heraus mußt du aus der Patsche. Los, mein Junge! Laß hören!"

Alfred dachte an das blasse, tränenlose Gesicht Metas, er hörte ihren Verzweiflungsruf, und er blieb. Langsam, erst unsicher und stockend, erzählte er. Er sprach von dem furchtbaren Schicksal dreier Menschen, von der Möglichkeit, mit diesem Gelde das Kind am Leben zu erhalten, den Geist der Mutter zu retten, die Freundin aus der Sklaverei der Not zu befreien. Es war keine originelle Geschichte, diese Geschichte vom Elend. Eine richtige Alltagsgeschichte war es, die ihm da das Blut in die Wangen trieb. Aber er vergaß, während er redete, die Kanzlei mit ihren Aktenstößen, er vergaß den fetten, schnaufenden Mann, der ihm zuhörte. Er schilderte alles mit der ganzen Kraft seiner heißen Empfindung. Seine Wangen röteten sich, er sprach hastig, mit fliegendem Atem. Dabei glaubte er, daß jede einzelne der Tatsachen, die er anführte, unwiderstehlich und zwingend sein müsse. „Und die Not ist dringend," schloß er. „Das Kind

wird das Frühjahr nicht erleben ohne dieses Geld! Zum Leben erwecken können Millionen nicht mehr. Wenn die paar Tausende also ein Leben erhalten können, so sind sie wohl nicht schlecht verwendet?"

„Na!" sagte der Doktor und nochmals „na!" Dann saß er kopfschüttelnd. „Ich werde dir mal was sagen," fing er endlich an. „Du bist wohl 'n bißchen übergeschnappt. Da will ich dir also 'nen Rat geben." Er zog umständlich eine dicke Brieftasche hervor, öffnete sie und entnahm ihr drei Hundertmarkscheine. „Da," sagte er, „da nimm. Und dafür kaufst du jetzt deiner Kleinen so 'nen netten Pelzkragen, wie sie beim Dingsda in der Auslage sind, und ein Kilo guter Bonbons, und du sollst mal sehen, wie sie dir um den Hals fliegt! Und mit Mutter und Schwester gibt sie dir dann Ruh. Da paß mal auf!"

Alfred starrte den Doktor an. In seinem Kopfe war kein klarer Gedanke. Er hatte nur einen Moment lang die kaum bezähmbare Sehnsucht, dem Mann an die Kehle zu fahren. Dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Sie sind im Irrtum, Herr Doktor. Ich erzählte Ihnen da keine Geschichte, die ich von irgendeinem Mädchen gehört habe. Es sind Dinge, die ich selber sah und miterlebte. Ich stand am Bette, als der Arzt das Urteil über das Leben des kleinen Mädchens sprach. Ich hörte die Geistesschwache lallen, deren bloße Anwesenheit jetzt wie ein Verhängnis auf dem Leben der beiden Kinder lastet, und die für diese Kinder zur Mutter, für sich selbst zum Menschen werden kann ..."

„Tja," meinte der Doktor. „Es gibt viel Elend auf der Welt, mein Junge. Daran mußt du dich schon gewöhnen." Er stand auf, um seinem jugendlichen Besucher auf die Schulter zu klopfen.

Alfred warf die drei Scheine, die er in der Hand hielt, auf den Schreibtisch und erhob sich brüsk. „Verzeihen Sie," sagte er, „daß ich Sie belästigt habe."

„Na! Na! Na! Na!" rief der Doktor, mit dem Ton immer höher gehend, hinter dem sich Entfernenden her. Da krachte auch schon die Türe, daß der Schreibtisch erzitterte.

„So ein Bengel!" sagte der Zurückbleibende, indem er sich schwer in den Lehnsessel fallen ließ. „So ein Bengel!" wiederholte er zu seinem Sollizitator, der den Kopf ins Zimmer steckte, um zu sehen, was vorgegangen war. —

An diesem Tage traf Alfred Meta ruhig und gefaßt am Bette der Schwester. Er war verstört und konnte seine Erregung mühsam meistern. „Du hast ein unangenehmes Erlebnis gehabt," sagte sie.

„Ja. Woran erkennst du das?"

„Ich wußte es vorher, mein Freund. Ich war gestern nicht bei Besinnung, als ich diese Bitte an dich stellte; retten steht nicht in deiner Macht. Wie kannst du daran denken, daß deine Verwandten und Freunde dir für eine Laune eine solche Summe zur Verfügung stellen werden?"

„Für eine Laune?!"

„Im besten Falle nehmen sie es für eine Laune. Für Gefühlsangelegenheiten hätten sie sicher noch weniger übrig als für Launen."

Alfred preßte seinen Kopf in die Hände und sah auf das fiebernde Kind. „Was wird geschehen!"

„Es wird alles möglich gemacht werden," sagte Meta ruhig. „Alles!"

„Woran denkst du?"

„Habe ich dir nicht von meinem Freier erzählt? Nein? Es war bis jetzt nur eine komische Sache. Nun wird es ernst. — Ich habe heute nacht viel darüber nachgedacht, was das eigentlich ist: Ekel. Ich glaube, der Ekel ist ein Vorurteil."

„Nein!" Alfred griff nach ihrer Hand, die sie ihm entzog.

„Ja, das mußt du also wissen, ich habe seit dem Tode meines Vaters einen Freier. Das heißt, die Hochzeit ist ihm nicht so besonders wichtig ... Immerhin, ich gefalle ihm sehr. Es ist ein Herr Desider Kalmus, Pfandleiher von Beruf, und deshalb gewissermaßen seit langen Jahren Hausfreund meiner Familie."

„Ich kann dich nicht so reden hören, Meta!" Er stampfte mit dem Fuß.

Sie sah ihn ernst an. „Es handelt sich nicht darum, wie es gesagt wird. Du erklärtest mir einmal, du hättest Kaufmannsaugen. Nun sieh! Hier der Tod und das Elend, dort der Preis für Leben und Rettung. Rechne jetzt! Rechne die Werte aus und vergleiche sie. Ich habe darüber gedacht, bis mein Kopf keinen Gedanken mehr halten konnte, und ich weiß, ich werde den Preis zahlen. Er ist nicht zu hoch!"

„Heute abend spreche ich mit meinem Vater."

„Tus nicht! Alfred, du darfst mir glauben, daß

ich ein Opfer von dir annehmen würde, aber dieses bringst du mir zwecklos. Du hast deinen Irrtum heute bereits erkannt. Täusche dich nicht aufs neue. Es ist unmöglich, daß einer von denen dich versteht. Ich weiß, wie dieses Gespräch mit deinem Vater enden muß. Ich bitte dich, tus nicht!"

„Höre," sagte er, „du weißt nicht, daß ich selbst Geld besitze. Daß ich genug Geld besitze, um die Menschen, die dir lieb sind, zu retten und dich vor dem Geopfert-werden zu bewahren. Ich bitte meinen Vater um kein Geschenk. Ich bitte ihn, mir zu dem Zweck, den ich ihm nenne, ein Recht, das mir in wenigen Jahren zufällt, heute schon zu gewähren. Das ist alles. Er kann mir das nicht verweigern! Es geht um alles, was mir teuer ist! Es wird über mein Leben entschieden! Du weißt es nicht, welche Entscheidung für mich fällt! Ich sagte dir, daß ich an deiner Seite ein anderer werden könnte, daß du allein mich der Einsamkeit und dem Haß entreißen könntest. Du hast es in diesen Wochen getan. Ich klammere mich jetzt an dich, weil du mein Leben bist, mein Glück und meine letzte Hoffnung. Ich kann dich nicht verlieren. Es darf nicht sein, es kann nicht geschehen." Er zitterte heftig, seine Augen standen voll Tränen. „Wenn ich heute mit meinem Vater spreche, so werde ich nicht weinen. Aber ich werde ihm alles, alles sagen, ich werde ihn anflehen, wie nur einer, der zum Tode verurteilt werden soll, um Gnade fleht."

Sie sah ihn lange prüfend an. Manches in seiner Rede begriff sie nicht. Es lag ein tiefes Mit-

leid im Ausdruck ihrer Augen, und wie ein Wunder wirkte dieser Blick auf ihn. Seine Erregung schwand, seine sonst so vollkommene Beherrschung kehrte zurück. Er ergriff ihre Hand, die am Bette des Kindes lag, hob sie zu den Lippen und küßte sie. „Sorge nicht um den Ausgang. Ich werde das Metall besiegen. Ich werde den Menschen wachrufen.“ —

Es war die letzte Abendstunde im Kontor der Firma Weglehner. Die Federn flogen nur so übers Papier. Der Konsul pflegte zum Schluß nochmals zu erscheinen und sich zu überzeugen, was jeder einzelne geleistet hatte. Ab und zu wurde der Buchhalter Stein vom Privatkontor aus telephonisch angerufen und gab irgend eine Auskunft in das Sprechrohr. Dann wieder brachte ein Diener Notizen für die einzelnen Herren und holte zur Unterschrift fertige Schriftstücke ab. Es war der Geist Erhard Weglehners, der alles das regierte, und es war ein Geist der Arbeit und der Pflichterfüllung.

In diesem Raum erschien Alfred und ersuchte Herrn Stein, ihn telephonisch beim Konsul anzumelden. Es gab zu dieser Stunde keinen andern Weg, ins Privatkontor zugelassen zu werden. Und für niemanden bestanden Ausnahmsgesetze.

„Der Herr Konsul hat heute noch vielerlei zu erledigen,“ sagte der Buchhalter unschlüssig. Er warf einen Blick auf den Sohn seines Chefs und mochte an dessen Miene sehen, daß ihn kein Einwand zur Umkehr bewegen würde. So meldete er dem Konsul die Bitte Alfreds.

Es war nicht Erhard Weglehners Gewohnheit,

viele Fragen zu stellen. Die ungewöhnliche Tatsache dieses Besuches sprach genugsam für seine Dringlichkeit. Der Konsul opferte einen kleinen Teil seiner kostbaren Zeit und empfing.

Das Privatkontor hatte Alfred nur ganz selten betreten. In seinen Jugenderinnerungen war eine ehrfurchtsvolle Scheu, ein geheimer Respekt, mit diesem länglichen, viereckigen Gemach verknüpft, aus dem die Anordnungen kamen, nach denen sich die Bewohner des ganzen Hauses zu richten hatten. Hier war der Sitz der Macht des Vaters, jener Macht, die sich über die Stadt erstreckte, und die, wie der Knabe einst gedacht, ebenso über die ganze Welt reichen mußte.

Erhard Weglehner bat seinen Sohn, einige Minuten zu warten. Er erledigte noch einige Schriftstücke, entließ seinen Sekretär, der sie ihm vorgelegt hatte, und wandte sich dann zu Alfred.

„Was führt dich zu mir?"

In diesem Moment war der Mann, den Alfred in seinem Leben am meisten gefürchtet hatte, für ihn nichts anderes als ein Gegenstand leidenschaftsloser und scharfer Beobachtung. Die größere Kraft einer Liebe, die den Jüngling jetzt beherrschte und ihn aus dem gewohnten Empfindungskreis riß, gab ihm vielleicht zum ersten Male dem Vater gegenüber jene Gleichgültigkeit, die eine verstandesmäßige Kritik ermöglicht. Bisher hatte er ihn am meisten geliebt und am meisten gehaßt: jetzt sah er ihn. Er sah die mächtige, vorspringende Stirne, unter der die buschigen Brauen fast weiß geworden waren, den harten und

klaren Blick der grauen Augen, die tiefen Furchen des Gesichtes, die vom Wollen und Streben eines kämpfereichen Lebens eingegraben waren. Er sah auch die Ruhe und Sicherheit jeder Bewegung; er sah, wie eines der Papiere, nach welchem die Hand des Sekretärs bereits gegriffen hatte, plötzlich zurückgezogen wurde, um nochmals durchgelesen zu werden, ohne begründendes Wort, ohne Rücksicht auf den in devoter Stellung wartenden Angestellten, der noch sekundenlang mit ausgestreckter Hand verblieb. Der Mann da war sich nicht nur seiner eigenen Bedeutung, er war sich auch der Richtigkeit der andern ihm gegenüber bewußt.

„Ich komme mit einer Bitte zu dir," begann Alfred. „Eine Person, die ich liebe, befindet sich in furchtbarer Notlage. Ihr muß um jeden Preis geholfen werden. Ich will dich bitten, mir von jenen vierzigtausend Mark, die ich besitze, und über die ich noch nicht verfügen darf, die Hälfte zu borgen."

„In der Tat, diese Person, die du liebst, stellt einige Ansprüche an dich."

Alfred erblaßte bei der Ironie des Tones. Er konnte mit den Gründen seiner Logik und seines Gefühls alle Gegengründe entwaffnen. Aber Spott hatte er nicht erwartet.

„Erlaube mir, Vater, dir vorerst die Dinge zu schildern. Es wird dir alles begreiflich werden."

Der Schatten eines Lächelns glitt über des Konsuls Gesicht. „Erzähle nur, ich bin gerne bereit, mich belehren zu lassen."

Alfred sprach. Er warb mit seinen besten Worten

um Mitleid und Gefühl. Der Konsul hörte mit gesenktem Blick zu, ohne ihn zu unterbrechen. Als jener geendet hatte, sagte er: „Du hast mir eine Geschichte von Not und Verzweiflung erzählt. Dein lebhaftes Mitgefühl ist eine Folge deiner Jugend. Wenn du das Leben so kennen würdest wie ich, so könnten dich diese Dinge nicht in solchem Maße erregen. — Ich entnehme deiner Geschichte, daß es sich um ein Geschenk handelt, und daß du nicht die geringste Aussicht hast, das Geld jemals wiederzusehen. Mir fehlt aber vollständig die Erklärung, warum du und gerade du berufen sein sollst, hier zu helfen. Und ferner vermisse ich bei dir eine Erkenntnis, die du heute schon haben solltest, die Erkenntnis von dem Wert der Summe, die du mit einer Handbewegung da von dir werfen willst. Zwanzigtausend Mark bedeuten für den zielbewußten, reifen Menschen ein Vermögen. Du wirst es in Jahren mit meinen Augen ansehen und wirst es mir dann danken, daß ich dir heute deine Bitte abgeschlagen habe."

„Ich — weiß nicht — Vater, — du mußt mich nicht verstanden haben. Sagte ich dir, daß es sich auch um ein Leben handelt, — daß es sich um ein Mädchen handelt, das ich liebe und immer lieben werde ..."

„Ich hatte nicht geglaubt," unterbrach ihn der Konsul, „von meinem Sohne kindische Phrasen zu hören. Muß ich dir erst sagen, daß dieser Überschwang von Liebe und immer lieben werden, und wie die Redensarten alle heißen, Unsinn ist? Daß derlei im Kopfe eines Achtzehnjährigen Platz hat,

sonst nirgends auf der Welt? Daß du dich damit lächerlich machst und weiter nichts? Aber wer hindert dich? Liebe doch! Liebe, wenn es dir paßt, auf ewig oder auf etwas weniger lang; aber begehe keine Dummheiten deshalb. Das ist alles, was ich von dir verlange!"

„Wir sprechen verschiedene Sprachen!"

„Ja. Nur mit dem Unterschied, daß du in einigen Jahren mir recht geben und die meine reden wirst und ich niemals die deine. Doch genug von deinen Albernheiten; da du eine so kostspielige Art zu lieben hast, will ich dir einen monatlichen Zuschuß von hundertfünfzig Mark bewilligen. Das muß reichen." Der Konsul erhob sich. Die Sache war für ihn erledigt.

Auch Alfred stand auf; aber er machte keine Miene zu gehen. „Vater, ich bitte dich, laß mich jetzt nicht so von dir gehen. Du kennst mich so wenig, ich bitte dich, ich flehe dich an, mir zu glauben. Du willst nicht kindische Phrasen von mir hören und nennst es so, wenn ich mit einfachen Worten die Wahrheit sage. Wie soll ich dich überzeugen, daß du irrst, daß es anders ist als in den tausend Fällen, die du kennst, und mit denen du meine Liebe gleichsetzt! Was ich sage, ist entwertet, weil es die andern vor mir gesagt haben. Sie haben mir meine Worte gestohlen! Vater!" Er griff nach der Hand des Konsuls, der fassungslos vor Staunen diesen Gefühlsausbruch mitansah. „Ich will dir jeden Beweis geben, den du verlangst! Verlange, fordere! Mein Leben wäre mir nicht zu kostbar, um heute dieses Geld damit zu er-

kaufen. Ich sage es, ich kann es nur sagen. Du hörst ja anders, als ich spreche! So glaube mir doch aus Erbarmen, wenn du es sonst nicht kannst."

Der Konsul verstand die Bewegung. Mit festem Griff riß er den Sohn, der sich vor ihm zu Boden werfen wollte, auf. „Jetzt ist's genug. So reden Männer nicht miteinander."

Er sah in das verzerrte Gesicht Alfreds. „Du solltest mir dankbar sein," sagte er sanfter, „wenn ich dich vor einer Tollheit bewahre. Ich weiß die Sache besser zu beurteilen. Du wirst es mir einmal danken. Und jetzt geh." Schon stand er wieder beim Schreibtisch. Unbewegt und sicher, das Rechte zu tun.

Alfred rührte sich nicht von der Stelle. Der andere hatte die ganze Autorität des Vaters für sich, das ganze Selbstbewußtsein des Menschen, der seine eigene Rechtschaffenheit und Güte über jeden Zweifel erhaben weiß und sich eins fühlt mit den Anschauungen seiner Gesellschaft. Und nichts, nichts gab es, das Bresche schlagen konnte in diese Festung der Selbstzufriedenheit.

„Ich habe ehrlich mit dir gesprochen, Vater," begann er leise. „Ich bereue es. Hätte ich dir gesagt, daß ich Schulden habe, daß ich ein Reitpferd oder Spielverluste bezahlen müsse, du wärest minder hart gewesen. Und das Furchtbare ist dieses Bewußtsein, daß ich kein Mittel habe, von dir verstanden zu werden. Du kannst es nicht wissen, wie du heute mein Leben zerstörst."

„Es ist genug geredet." Der Konsul wurde ungeduldig. „Ich kann meine Zeit ebensowenig wie

mein Geld für jugendliche Schwärmereien hergeben. Ich finde, daß dir die Heimatluft nicht gut tut. Nichts als Gefühl und Nerven, keine Muskeln und Knochen! Du magst jetzt eine Zeitlang auf Reisen gehen, und dann sprechen wir uns wieder." Er berührte die Klingel, die einen schrillen Ton von sich gab, das Zeichen für den Diener einzutreten.

„So bin ich machtlos!" Alfred hatte die Fäuste krampfhaft geballt. „Du siehst nur Geld und Geld und keine Menschen mehr vor dir!"

Ein dunkle Röte stieg in das Gesicht des Konsuls. „Wirst du bald zu Ende kommen?" Die Stimme war schwer von verhaltenem Zorn, die Gestalt richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf.

Alfred warf einen Blick auf den Vater, lachte ein kurzes, hysterisches Lachen und stürzte an dem eintretenden Diener vorüber, aus dem Kontor. —

An diesem Tage klopfte Alfred Weglehner als Bittender an viele Türen. Er sah verlegene Gesichter oder wurde gar nicht vorgelassen. Die Freunde seiner Familie sowohl wie die stadtbekannten Geldverleiher, er suchte sie mit gleichem Mißerfolge auf. Erhard Weglehner hatte bereits Vorsorge getroffen, daß niemand es seinem Sohn ermögliche, eine zwanzigtausend Mark schwere Dummheit zu begehen.

Alfred beschloß, alles, was er an Büchern, Wertgegenständen und überflüssigen Dingen besaß, in die Residenz zu senden und dort zu verkaufen. Die Jahre hatten zu Weihnachten und anderen Festtagen Geschenke in großer Zahl gebracht. Der Barerlös dafür mußte reichen, um Meta ein kleines Kapital

einzuhändigen. Mit dem Geld, das er monatlich erhielt, konnte vielleicht weiter geholfen werden. —

Als er abends die Familie Larsen aufsuchte, fand er die Wohnung versperrt und erfuhr, daß ein Wagen die wenigen Habseligkeiten fortgeführt habe. Wohin Fräulein Meta ihre Mutter und ihre Schwester gebracht hatte, wußte man nicht. Er glaubte die Hand seines Vaters auch hier zu erkennen. Er beschuldigte sich eines unverzeihlichen Fehlers: heute, bei seiner Erzählung, den Namen nicht verschwiegen zu haben. Er eilte heim, um vom Vater alles zu hören. Er wurde nicht vorgelassen. Mit Gewalt konnte er nicht zu ihm dringen.

Die Nacht verbrachte Alfred in den Straßen der Stadt umherirrend, sich immer wieder vor Metas einstigem Wohnhaus findend, als hätte der Ort ein Etwas von ihr bewahrt, dem er nahe sein wollte. Der Morgen brachte ihm einen Brief.

„Lieber Freund," schrieb Meta. „Verzeihe mir, daß ich mich nicht wieder mit Dir beriet. Es wäre mir zu schmerzlich gewesen. — Ich habe versucht, Dir eine Pflicht aufzubürden, die meine Pflicht ist. Nun ist sie erfüllt. — Ich weiß von Deinen vergeblichen Bemühungen für uns. Ich danke Dir. — Nur eine Bitte habe ich noch: schone mich und versuche es nicht, mich wiederzusehen."

* * *

Zwei Tage später hatte Alfred die Stadt verlassen, „um auf Reisen Erfahrungen und Menschenkenntnis zu sammeln." —

Es war nur natürlich, daß die gute Gesellschaft Rotenfelds sich lebhaft für die pikante Angelegenheit interessierte. Leider gehörte „jenes Mädchen" nicht der Gesellschaft an und hatte auffallenderweise auch sonst keine Herrenbekanntschaften aus dieser Gesellschaft an sich gelockt. Der Tratsch baute sich also aus kleinen Wahrnehmungen auf, aus dem Gerede der Firmaangestellten, die von einer heftigen Szene zwischen Vater und Sohn zu erzählen wußten, bei der die erregten Stimmen ab und zu bis in die Arbeitsräume herübergehallt hatten. Und das wichtigste Moment gab schließlich der Brief ab, den Alfred aus seiner Verbannung an den Vater schrieb. — Daß die plötzliche Abreise des jungen Mannes, der im ersten Jahre seiner Universitätsstudien stand, einer Verbannung gleichkäme, das konnte man ja ohne weiteres als gewiß betrachten. Der offizielle Grund, der auf Befragen angegeben wurde, lautete unbestimmt genug. Erfahrungen, Menschenkenntnis! Und dazu wäre die Heimat nicht der richtige Ort? O, man verstand sehr gut. In der Heimat war der junge Mann zu genau bekannt, da wurde zuviel gesprochen; und solche Erfahrungen, wie Alfred Weglehner sie offenbar zu sammeln liebte, machte man am besten möglichst im geheimen. — Und da war nun jener lächerliche Brief gekommen, in den ein Angestellter durch einen Zufall Einblick genommen hatte, und von dem man also Bruchstücke kannte. Eine Art Abrechnung war es, die Alfred da mit dem Vater hielt. Fast wie eine Anklage mutete es an.

Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr man das

allgemein mißbilligte. Das war nicht die Sprache, die ein Sohn zu seinem Vater führen durfte! Es war überhaupt nicht die Sprache, die irgend jemand gegen Konsul Weglehner führen durfte! Der hatte sicher gewußt, was er tat! Ihm durfte man auch blind vertrauen. Wohin sollte das führen, wenn solche Sitten einrissen? Wo blieb der kindliche Respekt?

Wenn man von der Unziemlichkeit des Tones absah, so konnte man sich über den Inhalt des Schreibens seine Gedanken machen. Der Gegenstand des Streites war offenbar eine größere Geldsumme gewesen, die Alfred von seinem Vater geborgt haben wollte. Jedenfalls hatte er keinen Anspruch auf Geld. Und die Art, in welcher er solche Ansprüche in jenem Briefe dartun wollte, eine höchst ungeschäftsmäßige, ja lächerliche Art, beraubte ihn vollends aller Sympathien. Was er da anführte: von der unverschuldeten Not und Verzweiflung einer ihm teuren Person, von seiner moralischen Verpflichtung gegenüber dieser Person, von Lebensglück und einer nie mehr gut zu machenden Versäumnis, — das mochte vielleicht alles sogar seine Richtigkeit haben. Zumindest im Kopfe eines Achtzehnjährigen durften sich die Dinge ganz wohl in dieser Weise malen. Es klang auch gar nicht so übel, und hätte er es in respektvollere Form gebracht, so würde man gegen den Erguß nichts einzuwenden gehabt haben. Aber man hätte den Konsul für verrückt gehalten, wenn er auf derartiges Zeug hin bereit gewesen wäre, auch nur einen Pfennig zu opfern! Lag doch der Gedanke nahe, daß alles das nur in der Vorstellung

des jungen Menschen existierte, und daß er in Wirklichkeit von einer raffinierten Frauensperson getäuscht würde. Man kannte doch diese Art Frauen!

Und weiterhin: hier wußte man noch etwas, wovon der unreife Bursche keine Ahnung zu haben schien, — man wußte: was Geld bedeutet. Mit welchen Summen arbeitete der in Gedanken! Was waren für ihn Tausende, wenn es „das Lebensglück einer teuren Person" galt! Und wenn jener Brief, der bekanntlich einige Wochen nach der endgültigen Abweisung des Anliegens durch Erhard Weglehner geschrieben war, von einem bereits geschehenen Unheil sprach, von einer Schuld, die der Vater ihm fürs Leben aufgeladen, — das waren leere Redensarten! Um eine wirkliche, eine gerichtlich geltend zu machende Schuld konnte es sich da gewiß nicht handeln; dazu kannte man den Konsul zu gut. — Doch hätte man aus Neugierde gerne Näheres gewußt, und es wurde vielfach bedauert, daß die betreffende „Dame" gerade zu dieser Zeit in Begleitung ihrer Mutter, die mit ihr wohnte, die Stadt verlassen hatte.

Es stand eigentlich gar nichts mit Bestimmtheit fest. Man nahm sich aber dennoch überall das Recht, eine Meinung in der Sache zu haben; und die gipfelte in der Überzeugung, daß Konsul Weglehners jüngerer Sohn eine gute Portion Überspanntheit im Kopfe herumtragen müsse. Besonderes Gewicht legte niemand der Affäre bei. Man sprach sich beifällig über die Maßregel der „Verbannung" aus, die der Konsul über seinen Sohn verhängt hatte. Mochte der sich draußen in der Welt die Hörner ablaufen,

zu Hause war seine Anwesenheit gewiß nicht erforderlich. Da führte noch der Alte sein eisernes Regiment, und als zukünftiger Firmenchef kam doch nur Ewald in Betracht. Man beurteilte die Dame und die Liebesangelegenheit durchaus nach dem herkömmlichen Maßstabe. Gewiß, Lieblosigkeiten mögen bei diesen Gesprächen in Menge unterlaufen sein. Es ist einmal nicht in der menschlichen Art gelegen, aus einem verschleierten Tatbestand nur Gutes und Schönes herauszulesen. Und wenn bloß Vermutungen möglich sind, so sind sie meist nicht gütiger Natur. Hätte man damals selbst gewußt', daß Alfred Weglehner fast von allem unterrichtet wurde, was man gegen ihn und jenes Mädchen sprach, man würde sich auch dann kaum die Mühe genommen haben, zurückhaltender zu sein. Wer war er denn? Ein grüner Junge, der es nötig hatte, sich belehren zu lassen! Er besaß keinerlei Macht, konnte weder nützen noch schaden, hatte also auf Rücksichtnahme nicht den geringsten Anspruch. — Und wirklich hatte der junge Mann, wie sich später erwies, zu jener Zeit Freunde in der Stadt, die ihm über alle die Dinge, die ihn betrafen, genau und ausführlich Bericht erstatteten.

Die maßgebenden Kreise der Stadt, jene, in denen die Angelegenheiten der Familie Weglehner abgeurteilt wurden, beschränkten sich auf wenige, alteingesessene Familien. Dieser herrschende Ring hatte sich in der Zeit des Aufblühens der Stadt gebildet.

Rotenfeld ist eine Maschinenstadt. Der gewaltige Aufschwung seiner Industrie, der in die letzten Jahrzehnte fällt, begann mit der Gründung der

bekannten Motorfabrik durch die Rotenfelder Stahlwerke, eine Aktiengesellschaft, welche um die fünfziger Jahre herum entstand und auch den Ausbau der beiden großen, in der Nähe der Stadt gelegenen Erzlager betrieb. Wie ein Weckruf für die schlummernden Geister der Stadt war das Sirenensignal der Fabrik gewesen, das nun viermal während des Tages ertönte.

Seit Generationen hatten die Menschen hier erwerben gelernt. Die Anrain, die Steinmüller, die Herstal, die Benarski, lauter Namen, die man stets nur mit der besonderen Achtung nannte, die der Wohlhabenheit vorbehalten ist, sie alle wurden mit einem Male Gründer, verwandelten sich aus Kaufleuten in Industrielle. In diesen Familien, in denen seit Jahrhunderten ein kleiner, aber mit unermüdlicher Zähigkeit festgehaltener und vermehrter Besitz heimisch war, in denen jeder einzelne von frühester Jugend an gelernt hatte, an das Geld zu denken und sich als Herren von Geld zu fühlen, da war plötzlich der Gedanke an Riesensummen und Reichtümer erwacht. Das Florieren der einen Fabrik, die Gerüchte von ihren sagenhaften Einnahmen vollzogen das Wunder. Wie in jenem orientalischen Märchen aus einer winzigen Flasche der Riesengeist emporsteigt, so drang hier das Krämertum urplötzlich aus den Hinterstuben, aus den winkligen Gassen, in die es gebannt gewesen war, hervor und wuchs ins Ungeheure. Und wie wehrhaft, wie gut gerüstet für den modernen Kampf um Geld war dieser alte Krämergeist! Menschen, die seit Urgroßvaters Zeit einander um den Pfennig

befriegt hatten, die mit unerhörter Innigkeit am Eigentum hingen, die voll verstanden, wie kaum jemand sonst, was das hieß: Eigentum; die vom Vater auf den Sohn herab, im steten Ringen um diesen Pfennig begriffen, eine besondere Schärfe, eine außerordentliche Steigerung aller Erwerbsfähigkeiten erlangt hatten — fast konnte man ihnen schon einen eigenen Sinn für das Geld zuerkennen —: für einen jeden von ihnen war Geld mehr als einer der Gegenstände, die man mit den fünf Sinnen wahrnahm, und über die man nach dem Ermessen des Verstandes verfügte. Es war etwas ganz anderes, etwas Höheres, und sie hatten geradezu besondere, über das Natürliche hinausreichende Möglichkeiten in sich ausgebildet, das Vorhandensein von Geld zu wittern, es anzuziehen und festzuhalten. In einer langen Reihe von Ahnen hatten diese Familien das härteste Training für den Geldgewinn durchgemacht und sie selbst, das Geschlecht von 1850, waren im höchsten Grade tüchtig für das Erwerbstournier. Wirklich waren es auch nur jene angesehenen Namen, die vier genannten und einige wenige mehr, die alsbald in den Vordergrund traten. Neben ihnen kam niemand auf; weder ein Fremder noch einer von den minder geschulten Einheimischen. Parvenüs gab es damals, zur Zeit der Großväter, in den Anfängen der rotenfelder Industrie, keine in der Stadt. Die Söhne und Enkel aber hatten jene besondere Eignung der Ahnen nur mehr in geringerem Maße inne, oder sie hatten sogar, selbst im Reichtum aufgewachsen, sich andere Lebensziele als Geld gestellt. Da erst war

eine Erscheinung wie Erhard Weglehner möglich geworden: ein Eindringling ins Reich des Besitzes, der keine andere Legitimation besaß als seine persönliche Energie.

Damals, zur Zeit der Gründungen, waren an allen Ecken der Stadt Fabriken in die Höhe geschossen, Handelsbeziehungen hatten sich über Nacht mit dem In- und Ausland angesponnen, fast im Sturm war der rotenfelder Geschäftsgeist zur Macht gelangt. — Das erste war gewesen, daß der Ring von einheimischen Unternehmern die fremde Aktiengesellschaft herausgedrängt hatte. Die Fabrik der „Stahlwerke" war in den Besitz der Familie Herstal gelangt, ihr gehörte auch die Mehrzahl der anderen, neuen Fabriken. Die Anrains und die Benarskis teilten sich in die Bergwerksanlagen, während der Außenhandel von den Steinmüllers monopolisiert schien: Das war das erste sichere Bild, das die Sachlage bot, nachdem die Wogen des großen Umsturzes sich gelegt hatten und ein vorläufiger Ruhezustand eingetreten war. Mancherlei Verschiebungen stellten sich mit den Jahren ein. Die Vergrößerung aller Anlagen brachte es mit sich, daß auch andere, minder begüterte Familien zur Repräsentation der rotenfelder Industrie Zutritt erhielten. So gelang es den Konstantins und den Hollbergs mehrere größere Unternehmungen in ihrer Hand zu vereinigen und später neben der älteren Maschinenindustrie die Weberei zu etablieren. Durch den Ausbau der Verkehrslinien, durch den wachsenden Wohlstand der Stadt war es bereits möglich geworden, auch solche

Industriezweige mit Aussicht auf Erfolg zu betreiben, an die früher, bei ungünstigen Handels- und Verkehrsbedingungen, niemand hatte denken dürfen.

Und dann war Erhard Weglehner gekommen, ganz von unten, aus der Niederung der Namenlosen, rücksichtslos und kräftig, der wirkliche Erbe der Tüchtigkeit der alten Gründergeschlechter. — Die Alten waren nicht mehr wie einst. Hatten doch die Anrains und die Benarskis den größten Teil ihrer Fabriken und Bergwerksbetriebe an Pächter abgegeben, nur um selbst ungestört mehrere Monate des Winters in der Residenz zubringen zu können. Die Herstals aber hatten sich in Unternehmungen eingelassen, vor denen der Trieb nach Verdienst, wie er in ihren Vorfahren gewohnt, mit Entsetzen zurückgeschreckt wäre. Sie hatten ein Theater gegründet, ein Stadtmuseum, und eben jetzt trug man sich mit dem Projekt, eine Bildergalerie zu errichten. Mit welchen Opfern an Geld das alles geschehen war, vermochte man wohl auszudenken. Sie hatten dafür die Genugtuung, die meisten Sympathien in der Öffentlichkeit zu genießen. Verbunden damit war allerdings auch mancher einflußreiche Posten und eine ständige Majorität für ihre Vorschläge im Gemeinderat. So wollten denn viele in ihren Kunstopfern auch nur eine kluge Berechnung sehen und meinten, daß jenes Geld wohl mit Zinsen hereingebracht werden würde. Herbert von Herstal — die Hauptlinie der Familie hatte seit fünfzehn Jahren das Adelsprädikat — war dreimal hintereinander zum Bürgermeister gewählt worden. Immerhin, in den anderen Patrizierhäusern wurde von den Herstals

meist mit einem leisen Spott gesprochen, und es schien etwas da zu sein, das verhinderte, daß man sie ganz voll nehmen könne. Als Doktor Rainer, der Redakteur eines illustrierten Wochenblattes, die Familie Herstal gelegentlich einer großen Spende für die geplante Bildergalerie in prächtigen Sätzen eines Leitartikels feierte und so weit ging, sie „die Medici von Rotenfeld" zu nennen, wurde ihm von den Betroffenen selbst dringend nahegelegt, in Zukunft seine Begeisterung in weniger starke Worte und in weniger starke Vergleiche zu kleiden. — Erhard Weglehner vermochte es, Bresche zu schlagen in die feste Mauer der Herrschenden in der Stadt. Nachdem er in anderthalb Jahrzehnten, als Angestellter bei der Kommissionsfirma Hollberg, durch Klugheit, Energie und starke geschäftliche Begabung sich zu einer angesehenen Stellung hinaufgearbeitet hatte, machte er sich, in der Mitte der Dreißiger stehend, selbständig. Er verstand es, Kapitalien für seine Pläne flüssig zu machen, er besaß die Zähigkeit und das unerschütterliche Selbstvertrauen, denen der endliche Sieg gewiß ist. Schnell und unerwartet begann die Periode seiner Erfolge. Er riß an sich, was nicht in starken Händen war. Sie alle hatten ihm etwas ablassen müssen. Die von ihrem Bergbau, die von ihrem Handel und ihrer Industrie. Wie ein Mauerbrecher hatte er sich zwischen sie geschoben mit seinen harten Schultern. Und da stand er jetzt. Ganz vorne; womöglich noch einen halben Schritt vor ihnen, den alten Firmen. Das war nunmehr eine Tatsache, und mit Tatsachen söhnte man sich eben aus. Er hatte ihnen seine Firma auf-

gezwungen, die selbständig und mächtig war und dem geschäftlichen Bilde der Stadt einen neuen, charakteristischen Zug hinzufügte. Und da baute er sich in der vornehmsten Straße, der Kaiserstraße, sein stolzes Haus. Es war das im ersten Jahre seiner Ehe, sieben Jahre nach der Gründung der Firma, und Erhard Weglehner war damals ein Vierziger, in dessen dichtem braunen Haar sich die ersten grauen Fäden zeigten. —

Es gab einen Mittelstand, der emporstrebte, es gab eine herrschende Kaste, die die Macht behaupten wollte unter den Bürgern. Die stark angewachsene Arbeiterbevölkerung rang wieder dem Bürgertum Konzessionen ab. Die Stadt war der Schauplatz eines intensiven Wettstrebens nach Macht und Annehmlichkeiten. Sie war es wohl kaum mehr als jeder andere Ort, wo dichtgedrängt viele Tausende von Menschen wohnen; aber durch die Schnelligkeit ihres materiellen Emporkommens (vielleicht auch durch die erhöhte Empfänglichkeit des Provinzmenschen für jeden Genuß und die besonders starke Konzentration aller Machtmittel in den Händen weniger Patrizierfamilien) bekam der Daseinskampf gerade hier den Anstrich ungewöhnlicher Heftigkeit. Licht und Schatten grenzten dicht aneinander und erschienen daher übermäßig grell. Und es konnte sein, daß die Glücklichen in der Stadt, die Reichen und Angesehenen, wirklich ein erhöhtes Selbstbewußtsein, einen ganz besonderen Genuß aus dem minder günstigen Los der Menschen in ihrer Nähe zogen. Wie immer es auch an anderen Orten sein mochte, jedenfalls war Rotenfeld

stets der Schauplatz besonders rücksichtsloser Bemühungen zur Macht zu gelangen. Und der nahestehende Beobachter konnte das Leben in der Stadt als ein Durcheinanderströmen und Sichbekämpfen von ehrgeizigen und machtgierigen Bestrebungen erfassen, wo die Intrige und der Neid wahre Orgien feierten. Demgegenüber blieb es aber auch jedem unbenommen, andere Vorgänge, die meist mehr in der Sphäre der Jugend spielten, als charakteristisch zu betrachten und Rotenfeld als den Ort heftiger Liebesleidenschaft und großmütiger, echter Vornehmheit zu sehen. —

In seinem sechzigsten Lebensjahre wurde Erhard Weglehner zur höchsten Stelle, die die Stadt zu vergeben hatte, zur Bürgermeisterwürde berufen. Er erfüllte die verantwortungsvollen Pflichten dieses Amtes durch zwei Jahre. In dieser Zeit wurde der Name der Firma in „Weglehner und Sohn" umgeändert. Da der Vater anderweitig zu sehr in Anspruch genommen war, übertrug er damals bereits einen Teil der Leitung der Geschäfte des Hauses an Ewald. In die Periode dieser zwei Jahre fällt auch die Verheiratung der noch nicht zwanzigjährigen Frieda mit Artur Steinmüller, dem Kompagnon der großen Kommissionsfirma.

Erhard Weglehner war ein vielbeneideter Mann; aber nun schien es, daß ihm das Glück eilends am Abend seines Lebens auch noch die letzten seiner Gaben in den Schoß schütten wollte. Die allgemeine Anerkennung, die sich Ewald als Geschäftsmann binnen kurzem erwarb, die materiell vorteilhafte Heirat Friedas mit einem der angesehensten Männer

der Stadt, das waren Umstände, die seinem Lebenswerk Dauer und ferneres Blühen zu sichern schienen. Und dazu kam nach einigen Jahren noch eine andere überraschende Gunst des Schicksals. Dort, wo die Neider hofften, daß eine Gefahr für seinen Frieden drohen könne, wo die einzige dunkle Wolke am Horizont dieses glänzenden Daseins stand, war plötzlich eine neue, fast märchenhaft glückliche Wendung eingetreten: Alfred Weglehner, der verlorene Sohn, gelangte zu Wohlstand, ja, wenn man den Nachrichten, die über den Ozean in die Heimat kamen, glauben durfte, sogar zu Reichtum.

Man erzählte sich von ihm so vieles. Es war einmal seine Bestimmung, den Rotenfeldern zum Gesprächsstoff zu dienen. Man wußte von einem in Paris verbrachten Winter zu berichten, voll von den Abenteuern eines wüsten Lebens, in dem das Pflichtbewußtsein keine Rolle mehr spielt; und dann von einer plötzlichen Reise in die neue Welt. Das verübelte man ihm sehr. Er entzog sich jener ein wenig boshaften und schadenfrohen Aufmerksamkeit, mit der man seinen Lebensweg bisher verfolgt hatte. Die Phantasie freilich hatte um so weiteren Spielraum, und Konsul Steinmüller, Frieda Weglehners Schwiegervater, hatte seine Kinder und Enkel stets mit dem Hinweis auf das traurige Schicksal dieses Verirrten zur Pflicht angehalten. Nun aber —! Er war doch wohl vom Schlage Erhard Weglehners, er hatte sie, die alte, die bewährte Art. — Wohl mancher schüttelte auch den Kopf. Mit rechten Dingen sollte das zugegangen sein? Es war doch das beste, solange nichts Bestimmteres vorlag, kein Bericht verläßlicher

Vertrauenspersonen, mit seinem Urteil noch zurückzuhalten.

Auch dieser Bericht kam. Berthold Steinmüller brachte ihn, der während eines vollen Jahres in Neuyork in der Filiale der Steinmüllerschen Firma gearbeitet hatte. Es stand also außer Zweifel, daß der junge Weglehner drüben sein Glück gemacht hatte. Und zwar hatte er den Grundstock zu seinem Vermögen aus eigener Kraft, ohne fremde Beihilfe erworben. Ja, er hatte sich tüchtig umtun müssen, war in verschiedenen Berufen tätig gewesen. Allerdings weder als Kellner noch als Schuhputzer, wie es sich Anna und Berta, Berthold Steinmüllers Schwestern, vorgestellt hatten. Ganz kam also das romantische Bedürfnis der Rotenfelder nicht auf seine Rechnung. Aber immerhin hatte er zwei Jahre lang in der Firma eines Geschäftsfreundes des alten Weglehner als Kommis gedient und dann durch ein Patent, das er erworben, einiges Geld „gemacht". Wieviel, konnte man nicht sagen; so klug war er damals schon gewesen, sich nicht in die Karten schauen zu lassen. Und dann hatte er — auch das stand fest — mit mäßigen Beträgen recht glücklich an der Börse operiert. Aber mit dem allen wäre es nicht in dem Tempo vorwärts gegangen, von dem man mit soviel Erstaunen gehört, wenn nicht —! Und da eben war man bei der großen Neuigkeit angelangt, die Berthold Steinmüller zu überbringen hatte, und von der das Gerücht bisher geschwiegen. Er mußte schon in diesen letzten erfolgreichen Jahren eine geheime Unterstützung gehabt haben, es stand

der Einfluß einer Persönlichkeit ihm zur Seite, die ihn offenbar bei den Geschäften beriet. Und die Nennung des Namens dieser Persönlichkeit genügte in Rotenfeld, um alles verständlich zu machen: Gabriel Sounders. Das klang freilich noch nicht so wie etwa Rockfeller oder Carnegie. Das war kein souveräner Herrscher im Geldstaate, aber es war doch einer von den Mächtigen, einer, den man kannte! Und nun wurde alles klar. Eine Verlobung Alfred Weglehners mit Mary Sounders stand unmittelbar bevor. Deshalb also dieses geheimnisvolle Schweigen bisher, diese Undeutlichkeit in den Berichten; sein Glückswechsel hing mit einer diskreten Angelegenheit zusammen. — Mit einer diskreten Angelegenheit, die Millionen wert war!

Es muß zugestanden werden, daß jene rotenfelder Kreise, die das Thema nunmehr eifrig und eingehend besprachen, über Alfred Weglehners Verdienste ein höchst ungünstiges Urteil fällten. Desgleichen kam die „Verschrobenheit" amerikanischer Millionärstöchter nicht gut weg. Aber auch dieses Ereignis wurde endlich als feststehend und unabänderlich anerkannt, und das Interesse ließ nach. Man sah in allem nur eine Fortsetzung jenes unvergleichlichen Glückes, das für Erhard Weglehners Person und für alle Menschen, die ihm nahe standen, einmal vorbehalten schien. Nun war auch dieser Makel aus der Vergangenheit getilgt, der dem Namen angehaftet hatte, nun durfte Alfred in Ehren in die Heimat zurückkehren. Er konnte des achtungsvollen Entgegenkommens seiner Mitbürger sicher sein!

Dachte er daran, zu kommen? Lag es vielleicht in seiner Absicht, Rotenfeld zum Schauplatz seines Triumphes zu machen? Kaum war durch Berthold Steinmüller die Nachricht von jener Verlobung in die Stadt gekommen, hatten sich auch schon mancherlei Pläne und Hoffnungen an die Person des einst Verfemten geknüpft. Das lag nun so im Charakter dieser tätigen und geschäftsklugen Bevölkerung, jede neue Konstellation auf ihre mögliche Vorteilhaftigkeit hin zu prüfen und rasch zu benützen. Geld war in Sicht. Geld, das tausendfältige Verwendung finden konnte! Und sein Besitzer war — früher wenigstens! — ein phantastischer junger Mensch mit wenig Lebenserfahrung und leichtem Sinn. War es möglich, daß er sich so völlig verändert haben sollte, daß man ihn heute nicht mehr beeinflussen könnte? Die rauhe Schule des Lebens, von der man soviel gehört und gelesen, hatte sie ihm Widerstandskraft gegeben? Man konnte es nicht recht glauben. Weit eher war man jetzt geneigt, ihn weiter für einen Träumer und ungesunden Phantasten zu halten, dem das Glück eigentlich in den Schoß gefallen war. Deshalb eilten viele, mit Anerbieten und Ratschlägen sich ihm in Erinnerung zu bringen. Schon Berthold Steinmüller, der es nicht erreicht hatte, ihn persönlich zu sprechen, hatte während seiner amerikanischen Zeit ihm das Projekt der neuen Rotenfelder Elektrizitätswerke zugehen lassen, mit der Bitte, er möge sich dafür interessieren, sich von der zu erwartenden Rentabilität der Anlage überzeugen und den Betrag zeichnen, mit dem er sich beteiligen wolle. Aber Alfred Weglehner

hatte durch seinen Sekretär ablehnen lassen. Allerdings nur vorläufig und mit der Motivierung, er sei derzeit zu sehr mit Arbeiten überhäuft, um das Projekt eingehend prüfen zu können. Was das wohl für Arbeiten sein mochten? Man traute ihm nicht viel zu.

Dann aber hatte ihm Karl Breitner geschrieben mit der Bitte um eine Anstellung in Neuyork bei einem der Unternehmen Gabriel Sounders. Dann Georg von Herstal als Vorstand des Komitees zur Gründung einer Bildergalerie der Stadt Rotenfeld (Gründerkarten à 200 Mark), dann Berta Steinmüller als Dame des Komitees der städtischen Armenlotterie (100 Lose à 1 Mark), Fritz Hollberg wegen Unterstützung der Firma „Hollbergs Söhne und Komp.", die sich in vorübergehenden Schwierigkeiten befand; Doktor Rainer, der Redakteur, wegen Gründung einer Rotenfelder Tageszeitung mit ausführlichem literarischen und politischen Programm; Minna Hommer, ein ehemaliges Kindermädchen (jetzt Portiersgattin) wegen Neumöblierung ihrer guten Stube; einige vierzig bedürftige Personen der verschiedensten Stände um Geldunterstützung zwischen 5 und 100 Mark. Die meisten dieser Nachrichten aus der Heimat begannen mit der Mahnung an gemeinsame Erlebnisse und sprachen die Hoffnung aus, er werde, um jener Jugenderinnerung willen, die bescheidene Bitte nicht unerfüllt lassen.

Und keines dieser Schreiben wurde auch nur einer Antwort gewürdigt. Das war die erste Tat, durch welche Alfred Weglehner seiner Vaterstadt imponierte. Man fand ihn herzlos, hochmütig und

ohne jede Spur von Dankbarkeit, aber man versagte ihm die Achtung nicht. Geld zu geben, ohne etwas dafür zu erhalten, das war eben eine Zumutung, wie man sie auch keinem Millionär stellen durfte. Und daß er sich so einfach, so sans façon aus der Sache zog, indem er schlechtweg die Briefe ignorierte, das fand man echt amerikanisch und möglicherweise durch wirkliche Inanspruchnahme der Zeit mit ernsten Geschäften erklärt. Waren im ersten Monate nach Bekanntgabe jener Verlobung gegen fünfzig Briefe mit Bitten und Anträgen aller Art an Alfred Weglehner gekommen, so trat dann ein starkes Abflauen der auf ihn gerichteten Hoffnungen ein. Ganz verschwanden die Wunschzettel aus der Heimat auch fernerhin nicht aus seiner Korrespondenz, aber sie kamen nur mehr vereinzelt, in großen Zwischenräumen, und hatten einen weit demütigeren Ton als früher. Die stimmungsvollen Jugenderinnerungen fehlten endlich vollständig, und an ihre Stelle traten oft ehrliche Schilderungen menschlichen Elends. Jene Briefschreiber entsannen sich Alfreds als eines impulsiven, gutherzigen Jünglings, der Mitleid und Güte für jeden bereit hatte, und wandten sich in schwerer Lebenslage jetzt an ihn. Aber kein Zeichen kam, daß er je einen Blick in solch ein Schreiben geworfen hätte. Und deshalb glaubten auch manche, daß er ein Dasein aufreibender Tätigkeit führe, diese Korrespondenz durch Angestellte erledigen lasse, die freilich nicht entscheiden konnten, ob so ein Bittsteller Glauben verdiene oder nicht.

Aber der Empfänger jener Briefe las jeden von

ihnen. Er bewahrte sie auch auf. Und ihnen verdankte er es, daß er, lange vor seiner Heimkehr, über manche verborgene Not und manche verborgene Niederträchtigkeit in der Stadt Bescheid wußte. —

Denn bald nach seiner Heirat mit Mary Sounders, nach einer Abwesenheit, die fast ein volles Jahrzehnt gedauert hatte, kehrte Alfred Weglehner nach Rotenfeld zurück.

Ohne vorhergehende Ankündigung, selbst ohne Wissen der offiziellen Kreise vollzog sich das Ereignis. Eines Tages hielten vor der Seitenfront des Hauses in der Kaiserstraße drei große Gepäckswagen, die vom Bahnhof gekommen waren. Allerlei kostbarer Hausrat wurde ausgeladen. Oben im zweiten Stockwerke war eine Reihe sonst verhängter Fenster weit geöffnet, und man sah ein ungewohntes Kommen und Gehen. Aber ehe die Stadt Zeit gehabt hatte, diese Tatsachen zu deuten und zu kombinieren, war die große Überraschung schon erfolgt. Das Handelsblatt des nächsten Morgens brachte eine kurze, schmucklose Notiz des Inhalts, daß Alfred Weglehner, der zweite Sohn des Gründers der Firma, als Teilnehmer in diese eingetreten sei. Das war alles.

So war denn der Millionär in den Mauern der Stadt. Da lebte er unter ihnen mit all seinem Gelde, mit der schlafenden Macht dieses Geldes, die irgendein Gedanke erwecken konnte zu gewaltigen Gründungen, zu erträumten Unternehmungen, zur abenteuerlichsten Vermehrung des Kapitals. Wieder erhitzten sich die Köpfe. Sollte es denn ganz unmög-

lich sein, an ihn heranzukommen? War er wirklich gleichgültig gegen Ratschläge und Bitten?

Tagelang standen Leute, denen es um eine private Unterredung mit dem neuen Teilhaber zu tun war, in den Vorzimmern der Firma. Kam dann endlich der Moment, in dem er zu sprechen war, so folgte man seinem Diener über teppichbelegte Stufen und Korridore hinauf in das zweite Stockwerk, in die Privatwohnung. Im Kontor empfing er niemand. Sein Vater hatte es getan, sein Bruder hielt es so, ihm aber war es wohl nicht vornehm genug, und man fand das ganz in der Ordnung. Er war ja nicht bloß ein Chef der Firma Weglehner, er war mehr.

In einem halbdunkeln Zimmer, dessen Wände mit kostbaren Gobelins bedeckt waren, vor einem Schreibtisch aus Mahagoni sitzend, empfing er. Alles das, die wertvollen Gegenstände ringsum, die tiefe Stille, die mit den Geräuschen in den Geschäftsräumen in so starkem Gegensatz stand, und nicht zumindest das gemessene, immer gleichmäßige Wesen des Mannes, übte einen Druck auf den Besucher aus, bewirkte eine seltsame Befangenheit und Unfreiheit, der sich die Gewandtesten nicht zu entziehen vermochten. In dieser Form hatte der Reichtum in Rotenfeld noch nicht seinen Einzug gehalten. Er war sonst mit dem Lärm der Maschinen gekommen, hatte in den Arbeitsräumen der Fabriken und Kontore seinen Sitz gehabt. Oder er hatte in den eleganten Salons gewohnt, die der Stolz ihrer Besitzer waren, wo er sich prunkvoll entfaltet und den Beschauer geblendet hatte. Das hier aber war ein Reichtum im Halb-

dunkel, ein Reichtum, der keinen Wert darauf legte, gesehen zu werden, der selbstverständlich war und notwendig zu dem ruhigen, vornehmen Mann hinter dem Schreibtische zu gehören schien. Und das war nun der Enkel eines kleinen Krämers, der nicht viel besser als ein Bettler gewesen war! Freilich, schon in Gegenwart Erhard Weglehners hätte niemand von diesem Ursprung gesprochen, vor den Augen seines Sohnes aber war es kaum möglich, daran auch nur zu denken.

Alfred Weglehner war ein schlanker, hochgewachsener Mann, dessen Gesichtsfarbe von ungewöhnlicher Blässe schien. Seine regelmäßigen und sogar schönen Züge wurden entstellt durch die Gewohnheit, die Augenlider stets halbgesenkt zu haben, so daß die Wimpern das Auge beschatteten. Selten geschah es, daß ein voller Blick aus diesen Augen sein Gegenüber traf; dann aber — und diese Wahrnehmung wurde von vielen gemacht — hatte der Betreffende das Gefühl des Unbehagens, die Empfindung, irgendeine Gefahr zu laufen, Gegenstand eines Angriffs zu sein. — Er hörte jeden mit derselben lässigen Höflichkeit an, erklärte sich bereit, das Anliegen prüfen zu lassen, und überwies alles Geschäftliche an seinen Privatsekretär, einen jungen Mann mit glattrasiertem Yankeegesicht, der das Deutsche nur gebrochen sprach.

Das Haus, welches Erhard Weglehner erbaut hatte, konnte wohl in seinem Äußern an die Art dieses Mannes selbst gemahnen. Da stand es unter den Prunkbauten der Kaiserstraße mit ihren reichen, oft überladenen Fassaden in strenger Einfachheit und doch von imponierendem Eindruck. Die gewaltigen

Quadersteine, die hohen, glänzenden Spiegelscheiben des Erdgeschosses und diese ganze Anlage, bei der nirgends mit dem Raume gespart, und wo die Zweckmäßigkeit allein maßgebend gewesen war, das erweckte die Vorstellung gediegener bürgerlicher Wohlhabenheit. Hier hatte kein Mietshaus einer Firma Aufnahme gewährt, hier war es die Firma gewesen, die sich die Wohnstätte nach ihrer Art und ihren Bedürfnissen geschaffen hatte. Und in dieses Haus mit seinen großen, luftigen Räumen, die das Tageslicht durchflutete, schien jetzt mit Alfred Weglehner etwas Fremdartiges eingezogen zu sein. Schwere Vorhänge von dunklem Samt wehrten nun bei den Fenstern des zweiten Stockwerkes dem Licht den Zutritt. Das laute Wesen der Menschen, die sonst diese Stätte der Arbeitslust und des Wohlbehagens betraten, verschwand von selbst, wenn sie in die Sphäre der neuen Bewohner kamen. Hier gab es für niemand die Berechtigung laut zu sein. Und die Stimmen dämpfte die Nähe Alfred Weglehners und seiner Gattin ebenso wie die schweren Perserteppiche auf den Treppen und Korridoren den Schritt. — Da waren die hohen Eichenholztüren, hinter denen die Gemächer Mary Weglehners lagen, die Wohnräume jener Frau, die in Rotenfeld bereits zu einer sagenhaften Persönlichkeit zu werden begann. Selbst über ihr Äußeres gingen die Meinungen auseinander; denn niemand hatte ihr Gesicht gesehen. Das Personal der Firma, das zur Begrüßung im Korridor Stellung genommen hatte, wußte nur zu sagen, daß ein kleines, zartes Figürchen mit gesenktem Kopf am Arm Alfred

Weglehners eingetreten sei, ohne rechts und links zu blicken, ohne von den Herren im Sonntagsstaat Notiz zu nehmen, den Aufgang zu der Seitenfront betreten hatte und mit leichten, raschen Schritten den Augen entschwunden war. Die besondere Zartheit der jungen Frau, ihr schwebender Gang und ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen das, was die Angestellten ihres Gatten ihr an Gefühlen entgegenzubringen hatten, damit waren die drei Hauptthemen gegeben, die in den nächsten Tagen Mary Weglehner zum Gegenstand hatten. — Fräulein Jettchen, die Haushälterin, die im zweiten Stock, mit Blumenstrauß und weißer Schürze, in Begleitung der beiden Mägde den feierlichen Moment des Einzugs erwartet hatte, wußte nicht viel mehr. Das geneigte Haupt hatte ihr, sie behauptete es wenigstens, im Vorübergehen kaum merklich dankend zugenickt, und als sie der jungen Frau folgen wollte, um ihre Dienste anzubieten, war sie von der amerikanischen Zofe, die hinter dem jungen Paar das Haus betreten hatte, daran gehindert worden. Fräulein Jettchen versicherte nur, gesehen zu haben, daß das Gesicht der jungen Dame ungewöhnlich schön sei. Da sie aber über die Farbe der Augen keine Auskunft zu geben wußte, so zog man ihre Worte überhaupt in Zweifel. — Der junge Chef hatte seine eigene Dienerschaft mitgebracht, die eine gesonderte Wohnung inne hatte und mit dem alten Hauspersonal nicht in Verkehr trat. Das hätte infolge nicht genügender Kenntnis der deutschen Sprache bei den Neuangekommenen auch Schwierigkeiten gehabt.

Und dann vergingen Tage und Wochen, ohne

daß man Neues erfuhr. Geräuschlos spielte sich das Leben im zweiten Stockwerk des Hauses in der Kaiserstraße ab. Ein beneidenswertes Leben voll Luxus und Bequemlichkeit. Die Gegenstände des Hausrates hatte man ja gesehen! Aber womit diese Menschen ihren Tag ausfüllten, das blieb rätselhaft. Für nichts hatten sie Interesse. Kein Theaterbesuch, keine Promenade! Mit Spannung erwartete man die unvermeidlichen Visiten in den maßgebenden Kreisen der Stadt. Soviel stand vorläufig fest: entweder war da nicht alles in Ordnung, oder diese Leute hatten es zielbewußt darauf angelegt, die Neugier ihrer Mitbürger zu erregen. — Das gelang ihnen denn auch.

Und vielleicht hat jene gewisse Fremdheit, jenes Nichtdazugehören, das den beiden „Amerikanern" in den Augen der Leute stets anhaftete, seinen Ursprung in dem Eindruck gehabt, den diese in den ersten Wochen von ihnen gezeigte Zurückhaltung machte. Denn etwas Besonderes und Fremdartiges blieben sie immer, trotz des glänzenden Erfolges Frau Marys bei ihrem späteren Auftreten in der Gesellschaft der Stadt und trotz der lebhaften Beteiligung aller Kreise an Alfred Weglehners Unternehmungen.

Zweites Buch

I

Seit zwölf Jahren war Eduard Sterner als zweiter Buchhalter in der Firma Weglehner beschäftigt. Ein kleines mageres Männchen mit zerzaustem Bart und stets unruhigen Augen. Er war ein zweiter Buchhalter, wie er sein sollte. Pünktlich in der Arbeit, bescheiden und offenbar erfüllt von dem Bewußtsein, daß er nichts sei als ein winziges Rädchen in der großen Maschinerie der Firma. Nie hatte jemand ein lautes oder unfreundliches Wort von ihm gehört. Wenn irgendeine Spur von Selbstbewußtsein in dieser farblosen Persönlichkeit zu finden war, so konnte es höchstens der Stolz erfüllter Pflicht sein, oder es war jene ganz kleine, stille Eitelkeit, mit der er die wunderschönen Schnörkel seiner Schrift in seinen Büchern anbrachte. Er hörte es gerne, wenn jemand sein Erstaunen über diese Kunstfertigkeit ausdrückte, sah es mit Vergnügen, wenn der erste Buchhalter des Kontors beim Anblick der kalligraphischen Verzierungen mit gutmütigem Schmunzeln einige Sekunden in ihre Betrachtung versunken blieb. Und das war wirklich alles, was die Kollegen von dem schmächtigen Manne

mit dem zerzausten Bart wußten. Daß sein Rock nicht elegant war, daß die Reinlichkeit der Hemdbrust nicht über jedem Zweifel stand, das gehörte schließlich zu ihm und mußte nicht erst besonders erwähnt werden. Und jeder der Kollegen hätte dabei geglaubt, den kleinen Mann zu kennen, vollständig zu kennen, und hätte es für sonderbar gehalten, wenn der noch auf ein eigenes Schicksal mit wechselvollen Erlebnissen Anspruch erhoben hätte.

In der Tat, seit fast zehn Jahren erhob Herr Eduard Sterner diesen Anspruch nicht mehr. Er war zufrieden. Er verdiente gerade soviel, als er und seine Frau Elise brauchten. Eigentlich nicht ganz soviel; es fehlte immer eben noch eine Kleinigkeit, und dieses Fehlen genügte, um seine Gedanken in den wenigen Stunden freier Zeit gefangen zu halten und ihn in Wirklichkeit niemals zu sich selbst kommen zu lassen. Da war die unzählige Male erörterte Möglichkeit, eine Aufbesserung zu erhalten. Man mußte seine Sache besonders gut machen, und man mußte sich in Erinnerung bringen. Da war die Notwendigkeit, den Zins zusammenzubringen. Es sollte auch einiges im Haushalt angeschafft werden, und Frau Elise brauchte einen Wintermantel. Probleme über Probleme! Genug, um das Leben eines Menschen auszufüllen. Herr Eduard Sterner hatte gegen sein Schicksal nichts einzuwenden. Der Zins war immer zusammengekommen, zweimal schon hatte die Gehaltsaufbesserung stattgefunden. Nicht um nennenswerte Summen, gewiß, aber doch, das gab er zu, nach Maßgabe seiner Verdienste. — Und dann war noch

der Vollmann, der da und dort aushalf, wenn ein Mangel allzu dringend wurde. Hans Vollmann, der die englische Korrespondenz der Firma führte, der einzige von den Kollegen, mit dem der Buchhalter Sterner privat verkehrte. Man schlug sich eben durch, man hatte kleine Freuden und oft auch Anerkennung zu verzeichnen, und man konnte froh sein, solange es nicht schlimmer kam. Das war sein Standpunkt.

Er näherte sich schon den Vierzigern und wußte es kaum. Er war eben einer der Menschen, die das Altwerden nicht fühlen, weil sie außerhalb von alt und jung stehen: er war Buchhalter; da fragte es sich, ob er ein guter oder schlechter Buchhalter war. Ob ein alter oder junger? Das war schließlich gleichgültig, für die Firmenchefs sowohl wie für ihn, der längst gewohnt war, auch selbst ihren Maßstab an seine Person anzulegen. Aber daß er ein guter Buchhalter war, das durfte er wohl behaupten, und wer ihm das bestritt, der war sein Feind. Doch es war nur natürlich, daß diese stille, gleichmäßige Existenz keinen Feind hatte. Eduardchen, das war sein Rufname im Bureau, kam einige Minuten später als die andern, nickte grüßend nach allen Tischen, sagte mit seiner dünnen Stimme Guten Morgen und setzte sich dann mit einer gewissen komischen Umständlichkeit hinter seinem Pult zurecht. Er legte seine Bücher vor sich hin, prüfte eingehend die neue Feder und begann dann sorgfältig die Papiere und Notizen durchzusehen, die vor seinem Platz für ihn bereit lagen. Das war sein einziger Luxus, dieses etwas Späterkommen und die Langsamkeit beim Beginn der Arbeit.

Ein Luxus, der niemand schädigte, denn es gehörte zu seiner Gewohnheit, oft noch lange über die vorgeschriebene Zeit hinaus im Bureau zu bleiben und weiter zu arbeiten. Den jüngeren Kollegen gegenüber, die das absolut nicht begriffen, verteidigte er seinen Standpunkt mit der Behauptung, er fühle sich nirgends wohler als eben hier, und es sei auch, besonders an den langen Winterabenden, kaum ein behaglicherer Aufenthalt zu finden als der im warmen Kontor. Es hing das vielleicht mit seinem kalligraphischen Ehrgeiz zusammen, was er aber nie eingestehen wollte. Die Schnörkel in seinen Büchern kosteten wohl Zeit, und er hätte lieber auf das Abendessen verzichtet als auf diese. Und dann, — es war auch eine Ersparnis. War Frau Elise allein zu Hause, oder leistete ihr eine Nachbarin Gesellschaft, wie es wohl ab und zu geschah, so war es nicht einmal notwendig, Licht zu machen. Ging sie aber selber vom Hause fort, um jemanden aufzusuchen oder eine Besorgung zu machen, so brauchte überhaupt nicht geheizt zu werden. Die Leute hatten gut reden, er wußte, was er tat. Dieses kleine Mehr an Zeit, das er im Kontor verbrachte, es ersparte ihm rund vier Mark im Monat, und das machte im Jahr etwas aus. Da war es dann möglich, der Frau einen zweiten Hut zu kaufen und sogar noch etwas für lange Handschuhe zu erübrigen, die den ganzen Arm bedeckten. Schließlich, er hatte eine hübsche, junge Frau, das brauchte ihm niemand erst zu sagen, und sie war es sich schuldig, etwas auf ihre Toilette zu halten. Das sah er ein. Und wenn man ihn auch wegen seines Extrafleißes der Streberei be-

schuldigte! Er hätte den sehen mögen, der in seinen Verhältnissen etwas Vernünftigeres anzufangen gewußt hätte als zu streben! Herr Eduard Sterner war sich also vollständig im klaren darüber, warum er es so oft vorzog, die freie Zeit im Kontor zu verbringen und nicht an der Seite seiner Frau.

Zu Alfred Weglehner, dem jungen Chef, wie er von den Angestellten genannt wurde, trat er alsbald in ein persönliches Verhältnis. Gerade er. Und das geschah folgendermaßen.

Der junge Chef erschien jeden Tag für eine kurze halbe Stunde im Kontor, wo Herr Eduard Sterner tätig war. Alfred Weglehner hatte dort unter einige Papiere seinen Namen zu setzen, das und jenes zu fragen, und es war ein Zug wohltätig empfundener Leutseligkeit von ihm, daß er sich die Papiere und die Leute nicht ins Privatkontor hinüberkommen ließ, das er mit seinem Bruder teilte, sondern sich selbst bemühte. Seit Erhard Weglehner nicht mehr den Geschäften vorstand, war das Personal nicht gewöhnt, in diesen Räumlichkeiten häufige Besuche des Firmenchefs zu empfangen. Herr Ewald hielt auf Distanz und verkehrte fast nur im Privatkontor mit den Angestellten. Das Erscheinen Alfred Weglehners gab nun manchem von den Leuten die erwünschte Gelegenheit, jenen Respekt und jene Devotion zu beweisen, welche ihre Empfindungen dem Chef gegenüber charakterisierten. Er pflegte, wie er von der Straße kam, gefolgt von seinem Sekretär, rasch und mit einem kurzen Gruß, dessen Erwiderung er gar nicht beachtete, den Saal zu durchschreiten, um zu seinem

Schreibtisch zu gelangen. Dort sah er, noch stehend, erst flüchtig die Papiere durch, die ihn erwarteten, gab dem Sekretär einige Aufträge, die diesen meist sofort entfernten, und begann dann, sich in die Arbeit zu vertiefen. Es war natürlich, daß im Verlauf dieser Entwicklung ein Moment kommen mußte, wo Mantel, Stock und Hut von ihm als überflüssig empfunden wurden und er das Bedürfnis hatte, diese Gegenstände an den für sie bestimmten Ort der Aufbewahrung bringen zu lassen. Dieser Moment war es, der vielfach mit Spannung erwartet wurde. Wenn Alfred Weglehner mit einer raschen, nervösen Bewegung den Mantel von den Schultern gleiten ließ, da war auch schon eine ganze Anzahl von Herren zu ihm geeilt, um ihm behilflich zu sein. Es gab geradezu einen Aufstand im Kontor. Sesseln wurden gerückt, Papiere flatterten auf, und ein förmlicher Wettlauf fand statt. Herr Bäcker, Herr Schulz, Herr Vollmann und Herr Sterner kämpften um die Ehre, die Dienstleistung verrichten zu dürfen. Und ganz weit vom Schreibtisch des Chefs riß es jedesmal Herrn Steiger, der gar keine Aussicht hatte, zurecht zu kommen, in die Höhe und veranlaßte ihn, zwei Schritte von seinem Platze weg zu tun. Alfred Weglehner aber pflegte demjenigen, dem es gelang, ihm den Mantel abzunehmen, mit einem flüchtigen Nicken zu danken, ohne sich irgendwie in seiner Arbeit zu unterbrechen. Bei dieser Gelegenheit sich auszuzeichnen war es, wo Herr Sterner besonders glänzte. Fast stets gelang es ihm, den andern den Rang abzulaufen. Er tat aber auch das Seinige dazu. Vom

Momente des Eintritts an ließ er Alfred Weglehner nicht aus den Augen. Geduckt, wie eine lauernde Katze, saß er hinter seinem Pult, sozusagen sprungbereit. Sein Platz war auch nicht ungünstig. Näher als er saß nur der erste Buchhalter, Herr Stein, und der gehörte zu der Minderzahl, die keinen Wert darauf legte, sich auf diesem Wege beliebt zu machen.

Schwieriger zu besiegen war für den zweiten Buchhalter die Konkurrenz bei der andern Gelegenheit, die der Chef bot, gefällig zu sein. Das war beim Aufbruch Alfred Weglehners, wo es sich darum handelte, ihm Hut und Mantel wieder zu reichen und ihm die Tür zu öffnen. Die Garderobe lag in der Nähe der Türe und war fast durch den ganzen Saal von Herrn Sterners Platz getrennt. Hier hatte wieder Herr Steiger die beste Chance, und er wachte mit Eifersucht über sie. Wie es Herr Sterner also anstellte, daß es ihm wirklich oft gelang, auch da als erster des Mantels habhaft zu werden und dann, die Hand an der Türklinke, mit einer Verbeugung dem Hinausschreiten des Chefs beizuwohnen, — das bedürfte der ausführlichsten und weitschweifendsten Erklärung. Er besaß seine besonderen Anzeichen dafür, wann der Chef sich zum Aufbruch fertig machen wollte. Er verstand die Sprache des ihm zugekehrten Rückens, das Zucken einer Schulter, die Art Alfred Weglehners, den Arm mit der Feder zu halten. Das alles waren Anzeichen für ihn, wichtige Daten, aus denen er entnahm, daß jetzt, jetzt der Moment kommen müsse, zu dem Kleiderständer zu stürzen. Und doch mußte mit Langsamkeit und Überlegung gehandelt

werden, um die andern nicht aufmerksam zu machen. Wie er da unauffällig sich der Türe zu nähern verstand, bald ganz in Gedanken versunken, bald, um bei einem Herrn eine Auskunft zu holen, zerstreut, okkupiert oder gleichgültig, das grenzte bereits an Meisterschaft und konnte ihm von niemandem nachgemacht werden. Für diese Liste, Künste und Mühen gab es dann nur die eine Belohnung: das Bewußtsein, bemerkt worden zu sein.

Aber seine eigentlichen Beziehungen zum Chef hatten eine noch festere Basis. — Einmal war Alfred Weglehner der Federhalter aus der Hand gefallen. Die Herren Schulz und Sterner, die es zu gleicher Zeit gesehen, schossen von ihren Plätzen her, um ihn aufzuheben. Da sie von verschiedenen Seiten kamen, und weil ihre Absicht sie so ganz erfüllte, daß sie auf nichts anderes acht hatten, kam es neben dem Stuhle des Chefs zu einem heftigen Zusammenstoß. Der kleine, schwächliche Herr Sterner wurde durch den Anprall der weit gewichtigeren Masse des Herrn Schulz umgerissen und glitt noch am Boden einige Meter weit hin. Es sah so aus, als ob er ernstlich Schaden genommen haben müsse. Alfred Weglehner ging zu dem Halbbetäubten, den einer der Herren unter den Armen gefaßt hatte, um ihm aufzuhelfen. Die eine Seite vom Rocke des Liegenden war dicht mit Staub bedeckt, und das Gesicht zeigte Hautabschürfungen. Als aber Alfred Weglehner sich zu ihm herabbeugte, teilnehmend, mit einem Worte des Bedauerns auf den Lippen, da war das nächste, was sich seinen Blicken darbot, der Federhalter. Noch

unfähig zu reden, hielt ihm der kleine Mann das glücklich eroberte Ding entgegen. Im Fallen hatte er danach gegriffen und es Herrn Schulz fast aus den Fingern gerissen. — Das war die Gelegenheit, bei der der junge Chef einige Worte an den zweiten Buchhalter gerichtet hatte, Worte, die außergeschäftlichen Charakter trugen. Es war fast ein Privatgespräch.

Wie lange Herr Sterner schon bei der Firma bedienstet sei? ... Ja, er, Alfred Weglehner erinnerte sich noch von früher her ... Und wie es Herrn Sterner mit der Arbeit ginge, und ob er zufrieden sei?

Ausgedehnte und komplizierte Sätze antwortete Herr Sterner, mit denen er ausdrücken wollte, daß er ein Undankbarer wäre, wenn ihn das Glück, bei der Firma angestellt zu sein, nicht zum Zufriedensten der Menschen machen würde; und mit denen er doch auch wieder ausdrücken wollte, daß ihm eigentlich zum materiellen Wohlbefinden noch unendlich viel fehle.

Alfred Weglehner hatte diese verängstigten, scheuen und doch so gierigen Reden angehört, hatte den sorgfältig gereinigten Federhalter aus den Händen des Aufgeregten genommen und das Gespräch mit ein paar höflichen Worten beendigt, aus denen man ein gewisses Interesse heraushören konnte. — Viel beneidet wurde Herr Sterner wegen des glücklichen Falles, den er getan; und als bekannt wurde, daß der junge Chef beim ersten Buchhalter Erkundigungen nach den Privatverhältnissen Eduard Sterners eingezogen hatte, galt dieser für den ausgemachten Günstling, dem um die Zukunft nicht mehr bange zu sein brauchte.

Aber im Leben des zweiten Buchhalters der Firma Weglehner änderte sich vorläufig nichts.

Frau Elise erfuhr natürlich jede Einzelheit des vielversprechenden Geschehnisses im Kontor. Hans Vollmann, der bei Sterners ein häufiger Gast war, ergänzte die Schilderungen des Gatten. Sie machte sich wohl Hoffnungen, und sie nahm es ihrem Manne sogar ein ganz klein wenig übel, daß Wochen vergingen, ohne irgendeine Wendung zum Günstigen zu bringen. Ein ganz klein wenig übel, wie es in dieser Ehe, in der fast nie ein Streit oder auch nur ein Widerspruch des einen Teils gegen den andern vorkam, eben möglich war. Und weiterhin kam der gedrückte kleine Mann mit dem unsteten Blick einige Minuten später als die andern ins Kontor, malte seine Schnörkel in die Bücher und blieb ein Stündchen länger als nötig vom Hause fort, bei seiner Arbeit.

Da ereignete es sich, daß an einem Winterabend, nachdem die übrigen Herren sich bereits entfernt hatten, Herr Eduard Sterner einen Irrtum in den Büchern entdeckte, den er nie für möglich gehalten hätte, und der so merkwürdig war, wie ihn nur je ein Zufall hatte geschehen lassen.

Wie sonst hatte der kleine Mann, als er allein geblieben war, dem Diener geschellt und Anordnung getroffen, daß das Feuer frisch geschürt werde. Er war von sechs Uhr abends an der Höchste hier im Zimmer und hatte zu befehlen. — Vor vielen Jahren war es sogar deshalb zu einem Konflikt gekommen. Ein Diener war der Meinung gewesen, daß er Aufträge der Herren nach Schluß der offiziellen Geschäfts-

stunden nicht ausführen müsse. Aber der zweite Buchhalter hatte sich in seiner stillen Art sein Recht nicht nehmen lassen, er war bis zum Chef damit gegangen, und wirklich war jener Diener damals angewiesen worden, ihm zu gehorchen. Das pflegte Herr Sterner seither jedem neueintretenden Diener bekannt zu geben. —

Nachdem das Feuer geschürt, ein Stuhl, der unordentlich stand und den Herrn Buchhalter störte, zurechtgerückt worden war, durfte der Mann sich entfernen. Und der Alleingebliebene begann, die während des [Tages gemachten Aufzeichnungen durchzusehen und das Pensum für morgen vorzubereiten. Gerade morgen waren einige Wege zu machen, Gelder einzukassieren und auszuzahlen. Er hatte das selbst zu besorgen, obwohl doch eine derartige Verwendung sich für einen zweiten Buchhalter nicht recht schickte. Aber das war es ja eben! Der alte Weglehner, der hier alles nach seinem Kopfe bestimmt und eingerichtet hatte, der hätte eigentlich nicht einmal einen ersten Buchhalter gebraucht, der war sein eigener Beamter, der stand mit seiner wuchtigen Persönlichkeit in allem, was geschah, und man konnte sich nie gegen den Eindruck verschließen, daß dieser Mann allein imstande war, alle seine Angestellten überflüssig zu machen. Und nun: ein zweiter Buchhalter! Der mußte überhaupt dankbar dafür sein, daß er für die Arbeit, die an ihn kam, genug erhielt, um davon leben zu können. Und verlangte man dann noch das und jenes von ihm, — hier einen Weg zu machen, dort eine Auskunft einzuholen —, so war es wohl nur ganz in der Ordnung. Nein sagen, das gab es für ihn

nicht. Er war doch auf diesen Posten angewiesen, — und wie gut er das wußte! — Dann aber, — er stand auch nicht allein. In dem Drängen von notwendigen Anschaffungen, Abzahlungen und den so sehr gerechtfertigten Ansprüchen Frau Elisens bedeutete der kleine Gehalt an jedem Ersten einen Augenblick des Friedens, die Möglichkeit, überhaupt Atem zu schöpfen und immer wieder von vorne zu beginnen mit dem Kampf um die Existenz. Man konnte schließlich diese Geschäftsgänge auch ganz gut für eine angenehme Zerstreuung nehmen. —

Wer den Mann beobachtet hätte, wie er so emsig Rechnungen und Geschäftsbriefe durchsah, sie in kleine Pakete ordnete, da und dort zögernd, nachschlagend, dann wieder aus irgendeinem unerwarteten Schubfach Listen hervorziehend, die er mit seinen Notizen verglich, der hätte das Bild genügsamer stiller Arbeitsfreudigkeit zu sehen geglaubt. Da war ein Mensch, der sich an seinem Platz fühlte und zufrieden war, seine Pflicht zu tun. — Mit einem Male malte sich eine ärgerliche Überraschung im Gesichte des Eifrigen; die flinken Hände stockten; er betrachtete mit zusammengezogenen Brauen das Papier. — Da war etwas unrichtig geschrieben.

Daß die Anweisung irrtümlich ausgefüllt war, darüber konnte kein Zweifel bestehen; handelte es sich doch um denselben Betrag, den er seit zehn Jahren regelmäßig an „Steinmüller und Sohn" abzuführen hat. Das sind zweitausend Mark, und sie sind morgen fällig. Hier aber werden ihm zu diesem Zwecke zwanzigtausend Mark angewiesen. Eine nette Ge-

schichte! Zwanzigtausend einkassieren und nur zweitausend abführen müssen! Wenn man da nicht ehrlich und verläßlich wäre! Herr Sterner läßt das Blatt vor sich liegen und gestattet sich eine kleine Pause. — Ein Irrtum um achtzehntausend Mark. Die Ziffer berauscht ihn. Welche Möglichkeiten des Glückes sind darin enthalten! Man könnte alle Schulden zahlen. Sogar an Hans Vollmann die ganze Schuld. Wieviel ist es denn gleich? Er nimmt die Hilfe des Freundes jetzt schon recht lange und skrupellos in Anspruch. Wohl gegen viertausend Mark können es sein . . .

Der kleine Herr Sterner seufzt unwillkürlich bei der Erinnerung. Ja, man ist abhängig von anderen Menschen. Da ist nun einmal nichts zu tun. Und Elise, die Arme, die so gar nichts von ihrer Jugend genießt, der könnte man so manchen Wunsch erfüllen. Wie dann das Leben eigentlich aussehen würde?

Er entreißt sich dem fruchtlosen Nachsinnen. Wie kindisch von ihm, seine Gedanken an solche Dinge zu hängen! Ein schönes Glück wäre das, diese Unterschlagung! In zwei Wochen ist wieder Revision. Und dann —? Nein! Er ist denn doch ein ehrlicher Mann. Jetzt hat er deshalb auch nichts als unnötige Arbeit von dieser Unachtsamkeit eines andern. Er muß nachschlagen, ob der falsche Posten sich schon früher einmal in die Bücher eingeschlichen hat, oder ob es sich nur um ein Versehen des Beamten handelt, der ihm die Anweisung ausgeschrieben hat. Daß jemand sich überhaupt um einen Betrag von achtzehntausend Mark irren kann! — Er schlägt in den

Büchern nach. Da muß es stehen. — — „Zwanzigtausend!"

Er fühlt, daß ihm die Kehle trocken wird. Einen Moment lang hat er eine zwingende Vorstellung: wenn derselbe Irrtum auch im Kontrollbuch stünde, und auch im Hauptbuch? Wenn er auf diesen Seiten stehen geblieben wäre, trotzdem Herr Stein und nach ihm der Chef jedes Blatt durchgesehen und signiert haben? Dann freilich könnten Jahre vergehen, ehe jemand den Fehler entdeckt, — wenn er überhaupt entdeckbar wäre. Dann brauchte man keine Revision zu fürchten. — Er kennt den gewaltigen Betrieb der Firma, er weiß, welche Summen da im Umlauf sind, wie weitverzweigt und kompliziert die Verbindungen sich gestaltet haben.

Er lacht plötzlich laut auf aus diesem Gedanken heraus und hält sofort erschreckt wieder inne. Was ist denn da zu lachen? Eine merkwürdige Erregung ist über ihn gekommen. Seine Hände zittern, und er bewegt unaufhörlich die Lippen, die kaum hörbar das Wort Unglaublich formen. Mit einer kurzen, eckigen Bewegung wischt er sich den Schweiß von der Stirne und geht wieder an die Fortsetzung der Nachforschungen.

Er schleppt Stöße von Büchern aus früheren Jahren herbei, deren Unnötigkeit er erst nachher bemerkt. Dann findet er die Richtigen, schlägt auf, vergleicht, schüttelt den Kopf und murmelt wieder und wieder sein Unglaublich. — „Zwanzigtausend!" —

Seine Gedanken sind nicht klar. Irgend etwas treibt ihn zu den Regalen und wieder zurück zum Pult,

läßt ihn wieder aufspringen und dort nach der Abschrift des Vertrages mit „Steinmüller und Sohn" suchen, dort nach den Amendements dieses Vertrages im Jahre 1906. Und immer mehr wird ihm bewußt, daß das Unglaubliche hier eingetreten ist. Daß es sich hier um kein Versehen handelt, sondern um einen Fehler, einen unerhörten Fehler in der Buchführung. — Er zögert noch einen Augenblick, ehe er das letzte der Bücher revidiert, ehe er sich die Gewißheit holt. Seine Zähne schlagen wie im Fieber aufeinander. Und dann beginnt er hastig, von der ersten Seite an, die Blätter des Buches umzuschlagen. Er weiß nicht, was er tun wird, wenn er auf jener Seite angelangt ist, die die entscheidende Aufzeichnung trägt, er gibt sich über seine Gedanken und Empfindungen keine Rechenschaft. Nur sehen, wissen will er. — — Endlich treffen seine Augen die Stelle.

„Zwanzigtausend!"

Langsam, ganz langsam schiebt er das Buch von sich, steht auf und geht zum Fenster. Das ist nicht Eduard Sterners Gang, das sind nicht „Eduardchens" gleitende, trippelnde Schritte. Der Mann geht aufrecht und mit sicherem Tritt. Das ist auch nicht mehr jenes Gesicht mit den tausend Fältchen und den rastlosen Augen. Der Mann am Fenster, der hat ein scharfgefurchtes, verwüstetes Antlitz, in dem Not und Schmerz ihre Linien gezogen haben, und aus dessen Augen jetzt Entschlossenheit und Haß leuchten. — Die Furche um die Mundwinkel, die entstand damals, vor zwölf Jahren, als er gezwungen war, seine Jugend mit ihren Hoffnungen zu begraben

und das zu werden, was er war. Welche Kämpfe hatte das gekostet, wieviel Enttäuschungen waren vorausgegangen! Aber die tiefe Linie auf der Stirn, die dem ganzen Gesichte etwas verhalten Drohend... gibt, die kam erst später, kam erst in diesen letzten Jahren. Denn das Seltsamste ist: der Mann jetzt hat nicht nur ein ganz anderes Aussehen wie der zweite Buchhalter der Firma Weglehner, er hat nicht bloß andere Gesten als der, der Mann hat auch ein anderes Leben hinter sich, er hat ein anderes Schicksal durchlitten, ein Schicksal, von dem der kleine, gedrückte Mensch von früher gar nichts wußte. Und daß er es jetzt weiß, daß alles jählings anders geworden ist, das ist der Zauber der Macht, die er plötzlich in Händen hält, das ist das große Wunder der paar tausend Mark, die jetzt ihm gehören.

Denn sie gehören ihm. — Sollte er sie vielleicht nicht vom Zufall annehmen, ehrlich bleiben?— Ein stummes Lachen schüttelt den mageren Körper. Ehrlich bleiben? War er ehrlich in diesen Jahren der Kriecherei, der erbärmlichsten Entwürdigung? Mit welchen Augen hätte er als junger Mensch auf dieses sein elendes Leben gesehen? War es ehrlich gegen die Welt, wenn er in Respekt vor jedem, der ihm nützen oder schaden konnte, erstarb, wenn er mit tausend Mühen um die Gunst dieser Menschen warb, die er verachtete? Denn er verachtete sie alle. Einen wie den andern, Dummköpfe waren sie und Schurken, die stärker gewesen waren als er, freier, unabhängiger — bis heute. Er weiß, daß diese letzten zehn Jahre eine einzige Kette von Erbärmlichkeiten

und Entbehrungen für ihn gewesen sind. Er weiß es mit einem Male. Er weiß, daß er Tag für Tag gelitten hat unter jedem gleichgültigen und bösen Blick und ebenso unter jedem wohlwollenden Blick, den er sich erkrochen mit Demut und Unterwürfigkeit. Er weiß, daß ihm jeder Tag unzählige Qualen gebracht hat, daß er zu stumpf war, sich gegen sie zu wehren — ja, zu stumpf selbst, um sie zu empfinden. Das ist es. In der täglichen Not, im Druck der Arbeit ist er eingepreßt gewesen, daß er alles andere nicht gefühlt und nicht gesehen hat. Weil er fasziniert war von der Not, weil er nichts weiter denken konnte als die Not und nichts weiter erstreben als Geld und wieder Geld. Ein Automat ist er gewesen; aus sich selbst, seinem Geist und seinem Körper, hat er eine Maschine gemacht für den Erwerb. Und jetzt mußte noch dieses letzte kommen: die Erkenntnis von dem allen, das plötzliche Bloßliegen des ganzen Jammers, den sein erbärmliches Leben barg. Der Zufall, der ihn mit einem Male von den monotonen Geldgedanken befreite, der ihm die Binde der Not von den Augen streifte, daß er sehend wurde, er erst hat ihn zum unglücklichsten Menschen gemacht.

Der Mann hier, mit dem gefurchten Gesicht, dem man kein Lächeln glauben könnte, der weiß, daß er eine Jugend gehabt hat mit Hoffnungen und Erwartungen; der weiß, daß ihn erst unzählige Enttäuschungen müde gemacht haben, ehe er „Eduardchen" wurde, der kleine, gefällige Buchhalter. — Er wollte einst Schauspieler werden. Er ist zu jeder Größe, die am Stadttheater gastierte, hinaufgegangen, um

sich prüfen zu lassen. Er hat die abweisenden Worte, die kühlen Urteile so gut gehört und hat solange nicht an sie glauben wollen. Immer wieder hat er seine Hoffnungen zu andern getragen, damit endlich einer durch ein Wort, durch eine Miene das auslösche, was die früheren ihm zu erkennen gaben. O, damals, wo er innerlich so froh war, wenn ihn jemand nicht empfing, wenn er mit groben Worten abgewiesen wurde, bevor man ihn gehört hatte! Vor sich selber zu lügen hat er damals schon begonnen: um es nicht glauben zu müssen, daß ihm die Bühne verschlossen war, für immer. Oder hatte er nicht längst vorher schon gelogen? War seine unscheinbare Gestalt, sein unschönes Gesicht nicht das erste gewesen, was er sich nicht eingestehen wollte, wogegen er sich mit Täuschungen und Lügen blind machte? O, er weiß jetzt auch das. Wie lächerlich und ekelhaft alle die Ausflüchte gewesen waren! Daß er wohlgeformte Hände hatte, daß sein Mund richtig proportioniert war, — warum muß er jetzt an diese kleinen Jugendeitelkeiten denken und sie in ihrer Nichtigkeit erkennen? Warum muß er jetzt an seinen komischen Haß gegen jene Leute denken, die diese seine Vorzüge nicht anerkannten, — obwohl sie doch vorhanden waren, sicher vorhanden, — und die mit ihren Augen das Unschöne an ihm prüften und notierten? Damals hatte er ja noch hassen können.

Warum muß er daran denken? Warum? —

O, er mißtraut sich jetzt, er weiß es, daß auch diese Gedanken nur eine Ausflucht sind, daß er sich auch jetzt wieder an Nebensächlichkeiten klammert, um etwas

anderes nicht zu sehen, das ärger ist als alles. Er weiß es, er ringt sich das Bewußtsein ab, er will in diesem Moment nicht in der Selbsttäuschung bleiben, denn es ist anders geworden, ganz anders. Und seine Hand preßt sich krampfhaft auf das Brett des Fensters, während seine Augen hinaus ins Dunkel starren ...

Dort, weit draußen ist sein Heim. Sein Heim, das er seit Jahren um diese Stunde meidet, weil er es meiden muß. Dort ist sie, seine Frau. — Was sie jetzt wohl tun mögen? — In dem verzerrten Gesichte am Fenster malt sich der Ausdruck hemmungsloser Wut, und etwas wie Lachen geht wieder durch den mageren Leib. Was sie wohl sagen werden, wenn sie erkennen, daß es anders geworden ist?

Vor acht Jahren hat Hans Vollmann ihm zum ersten Male Geld geliehen. Zwanzig Mark. Er sieht das freundliche Grinsen auf dem feisten Gesicht vor sich, die beflissene Bewegung, mit der der andere ihm das Geld reicht. Und in seinem, jetzt aufs äußerste geschärften Gedächtnisse sucht er sich zu erinnern, ob das auch der erste Tag war, an dem er eine Stunde länger im Kontor geblieben ist. Es könnte wohl der erste Tag gewesen sein. Denn bis dahin, — bis dahin hat er stets den Heimweg gemeinsam mit Hans Vollmann zurückgelegt. Und wenn der „schöne Vollmann" den Wunsch geäußert hat, Frau Elise im Vorübergehen Guten Abend zu sagen, so sind sie zusammen die drei Stockwerke hinaufgestiegen, und er selbst hat ihm die Türe geöffnet und ist dabei gestanden, wie der andere mit seinen runden Augen sich an der Gestalt der

Frau festgesaugt hat. O, was hatte er, Eduard Sterner, auch dagegen, wenn der da an seiner Frau Gefallen fand und wenn Elise sich geschmeichelt fühlte? Mochte sie auch, soviel sie wollte, an dem schönen Vollmann Interesse nehmen. Er selber war noch da! Er war der Herr im Haus, er zahlte den Zins für die Wohnung, er zahlte die Kleider für die Frau. Um so besser, wenn die beiden andern Wünsche hatten, die sie nicht erfüllen konnten. Da fühlten sie es wenigstens noch mehr, daß er hier der Herr war, daß er hier zu verbieten hatte. So war es gewesen.

Und er hatte Elise auch geliebt. Vielleicht nur, weil er um sie beneidet wurde, vielleicht nur, weil sie sein einziger Triumph über die andern war, aber eben deshalb: stärker, eifersüchtiger als er konnte nie ein Mensch geliebt haben. Jener Abend, an dem er ihr erwählter Tänzer war, an dem er nicht von ihrer Seite wich! Elise Brandt, die Schülerliebe Harry Steiners und Artur Bäckers große Leidenschaft, sie, die das schönste Mädchen der Hanseschen Tanzstunde gewesen war; — er hatte die spöttischen Lippen der andern an jenem Abend recht gut gesehen und auch den Ärger auf ihren Gesichtern und das fatale Zucken um Artur Bäckers Mund. Da war es entschieden, daß dieser Triumph dauern sollte, daß sie ihm gehören müsse fürs Leben. Und es gab auch nirgends ein Hindernis. Sie hatte nur Verehrer, keine Bewerber. Wenn jemand kam, der eine Frau ernähren konnte, — der alte Alexander Brandt wartete ja nur auf den, um ihm die Tochter zu geben. Der Grund seiner Bereitwilligkeit erwies

sich einen Monat nach der Hochzeit, als der Alte den Konkurs seiner kleinen Webereifirma ansagte. Die Konkurrenz der Herstalschen Fabrik hatte ihn erdrückt wie so viele andere. Aber er tat sich etwas darauf zugute, daß er ausgehalten bis die Elise versorgt war. Sie durfte ihm nicht als Tochter eines Bankrotteurs in die Ehe gehen. Das war sein Ehrgeiz gewesen, und das hatte er erreicht. Die Entrüstung des Schwiegersohnes war ihm gleichgültig; er wanderte ohnehin in wenigen Wochen nach Amerika aus. Den Aufschub war er noch den Gerichten schuldig, die für seine Tüchtigkeit im Hinhalten der Gläubiger kein Verständnis gezeigt hatten. Nun, es waren ja nur ein paar Wochen, und mit seinem inneren Menschen war er in Ordnung, seine Vaterpflicht hatte er erfüllt. —

Eduard Sterner nickte mechanisch. Unerbittlich wie noch nie sah er jetzt hinter die Kulissen dieses seines großen Triumphes. So war es gewesen. So hatte er sein Ziel erreicht. Und deshalb mußte er damals allen anderen Plänen entsagen, mußte den Posten bei Weglehner annehmen, deshalb nur, um der Mann zu sein, der dem alten Alexander Brandt für seine Tochter paßte, der gut genug dazu war, sie heiraten zu dürfen, ehe der zum Bankrotteur wurde. Es stimmte alles, es gehörte sich so für ihn, es gehörte in dieses Leben hinein, o gewiß, er hatte sich nicht zu beklagen. War ihm denn jemals auch nur der Gedanke gekommen zu klagen? Er hatte doch verdienen müssen, für sich und für Elise! Da war immer die Not neben ihm gewesen und hatte ihn in

ihren Krallen gehalten. — Die Sache mit Hans Vollmann? Ja, was hätte denn werden sollen ohne den, ohne die kleinen Unterstützungen, die von ihm kamen? Kaum fünfhundert Mark im Jahr, es war nicht mehr! Kaum fünfhundert Mark! So billig war der Preis, für den er selbst all die Jahre bereit gewesen, jede Demütigung zu ertragen.

Wie selbstverständlich war doch das alles gekommen! Nun arbeitete sein Erinnerungsvermögen. Jenes erstemal, am Tage der zwanzig Mark, da war Hans Vollmann allein aus dem Kontor gegangen. Er sah noch das infam freundliche Gesicht, mit dem ihm jener die Hand zum Abschied gereicht hatte. Um vorauszugehen natürlich. Das war doch so gut wie abgemacht. Und er? Er hatte die Hand nicht weggestoßen, er hatte auch keinen innern Kampf zu bestehen gehabt. Der Zins war jetzt erst vollständig geworden. Er hatte ihn in seiner Tasche; daran hatte er gedacht ... Und sonst? War es denn nicht wirklich so gut wie abgemacht? Er hatte sich nicht weiter damit beschäftigt. Nicht einen Moment lang. Mit dieser wunderbaren Fähigkeit, die ihm sein Leben lang treu geblieben war, unangenehme Dinge gar nicht zu wissen, an ihnen vorbeizusehen ... Er hatte nur zu empfinden begonnen, daß es so warm und gemütlich war im Kontor des Abends, wenn man noch ein Stündchen länger blieb, und daß man dabei Geld ersparte. Und sparen mußte man doch! Wie vielen hatte er das gesagt im Lauf der Jahre und nie, bis eben jetzt, war ihm selbst der geringste Zweifel gekommen, daß er damit nur die Wahrheit

und seine innersten Gedanken ausspreche. O, würdig, würdig war das alles, was er getan! — Ob es noch einen Menschen gab, der in dieser Niedrigkeit gelebt hatte wie er? Ob es noch einen Menschen gab, der heute so elend war wie er! — —

Acht Jahre war das also her. Eine lange Zeit für ihn, zu schweigen und zu übersehen. Eine lange Zeit für die beiden, glücklich zu sein. Jetzt aber, jetzt durfte doch wohl die Abrechnung kommen?

Sorgfältig bringt er alle Bücher wieder an ihren Platz. Er ordnet seine Papiere wie stets, verwahrt die Anweisungen und das sonst Wichtige in seiner Brieftasche, legt sich alles für die morgige Arbeit zurecht. Dann macht er sich auf den Weg nach Hause. Er ist früher daran als in den letzten Wochen. Und gerade gestern hat ihm Elise erzählt, daß sie in diesen Tagen durch sein Fernbleiben an Holz und Beleuchtung fast zwei Mark gespart habe; wenn er noch etwas später käme, sie hätte nichts dagegen, denn der Wintermantel —. Er geht rascher bei der Erinnerung. Aber es hat keine Gefahr, er weiß, er kommt zurecht.

Also so sieht das Glück aus? Es ist heute zu ihm gekommen mit den vielen Tausenden, die ihm gehören sollen. Ein sonderbares Glück! Es kostet ihn das Bewußtsein der Ehrlichkeit, jeden Stolz und jeden Trost der letzten zehn Jahre. Aber es bringt anderen, besseren Trost; in seiner Brieftasche ist er wohl verwahrt. Es soll doch oft vorgekommen sein, daß Menschen am Glück gestorben sind. Er muß jetzt daran denken. An der Freude, heißt es, sterben die. Nein, mit Freude hat sein Glück wenig zu tun.

Vor dem Vorstadthause, das er bewohnt, bleibt er stehen. Da oben die Fenster sind beleuchtet. Sie ist also zu Hause. Er lacht sein boshaftes, lautloses Lachen. Sie hat eben ihre eigene Art, am Licht zu sparen. Dann springt er die Stufen hinauf, elastisch, und im Gefühl, einem Genuß entgegenzueilen. Er ist nicht ermüdet wie sonst nach der Tagesarbeit. Er drückt nicht mehr schüchtern auf den Knopf der Klingel, daß da drinnen nur ein schwacher Laut zu hören ist. Ein schrilles, starkes Läuten tönt sekundenlang durch alle Räume der kleinen Wohnung. — Dann nochmals. — Und dann nochmals.

Endlich Schritte. Der Riegel wird zurückgeschoben. In ihrem bequemen Morgenkleide steht Frau Elise im Rahmen der Türe.

„Du bist es?" fragt sie verwundert. Sie scheint nicht zu begreifen, was er will, was er jetzt hier zu suchen hat, was der sonderbare Blick bedeutet, der an ihrem Gesicht herabgleitet, ihre Körperformen begutachtet und wieder nach ihren Augen sucht. „Nun, willst du hier stehen bleiben?" meint sie endlich.

Frau Elise Sterner ist eine üppige Blondine. Ihr schweres, ins Rötliche schimmernde Haar ist ihr Stolz. Sie hat jenen besonders zarten Teint, der diesem Typus häufig eigen ist, und der Eindruck ihres regelmäßigen Gesichtes wird nur durch zahlreiche Sommersprossen beeinträchtigt. Sie führt seit ihrer frühen Jugend einen erbitterten Kampf gegen diese Schönheitsfehler, und wenn ihr Geist den Dingen der Welt gegenüber fast ganz verschlossen blieb, wenn sie für Ereignisse und Menschen nur ein sehr mini-

males Interesse aufzubringen vermag, so haben boshafte Freundinnen die Ursache dafür darin gesehn, daß ihr ganzes Sinnen und Trachten auf die Entfernung der kleinen gelben Fleckchen gerichtet war. Nie hat sie andere Ansprüche an das Leben gestellt als solche, die das augenblickliche Wohlbefinden ihrer Person zum Gegenstand haben. Trägheit und ein Hang zum Wohlleben sind ihre hervorstechendsten Charaktermerkmale. Man konnte sie sich vielleicht am besten noch im Harem eines reichen Mohammedaners lebend denken, wo dann nichts mehr zu ihrem Glück gefehlt hätte.

Eduard Sterner weiß das in diesem Augenblick. Er hat einmal die Trägheit seiner Frau vornehme Ruhe genannt; ihre Genußsucht Lebensfreudigkeit, ihren Wunsch, versorgt zu sein, Liebe. Aber er ist seit einer Stunde so erbarmungslos scharfsehend für die eigenen Irrtümer geworden.

„Störe ich?" fragt er kurz.

„Aber nein. Herr Vollmann ist Guten Abend sagen gekommen. Er wird sich freuen, daß du ihn noch antriffst."

„Wird er?" Herr Sterner legt den Mantel im Vorraum ab und überlegt. Wie macht man das jetzt am härtesten für die beiden, am schmerzhaftesten. Er hat nur die eine Sorge, daß es mißlingen könne, daß der Haß in ihm wirkungslos verpuffen könnte. Nur Ruhe. Rache ist ja ein Gericht, das kalt genossen werden muß. Nun, der Übereilung wird ihn niemand beschuldigen können.

Er tritt in die Stube. Elise ist schon vor ihm

zu ihrem Besucher zurückgekehrt. Sie macht sich jetzt am Ofen zu schaffen. „Möglichst ferne von Hans Vollmann," denkt er und behält noch Zeit wahrzunehmen, wie gut der Ofen geheizt ist, wie warm und behaglich sie es in der Stube haben, dann sieht er auf Hans Vollmann.

Der sitzt ruhig und behäbig hinter dem Tische und nickt dem Eingetretenen gemütlich zu. „Guten Abend, Sterner. Heute schon so bald?"

„Woher, — woher weißt denn du, daß ich sonst später komme?"

„Erzählt wird sie mir es haben." Er zuckt gleichgültig mit der Schulter zu Frau Elise hinüber.

„So?" Eduard Sterners Augen gehen zwischen den beiden hin und her. Und da bemerkt er, daß Hans Vollmann auf demselben Platze sitzt, den an den Abenden er selbst einzunehmen pflegt, wenn er der Frau von den Leistungen erzählt, die er tagsüber vollbracht hat. Das ist sein lederner Lehnstuhl. Das einzige Stück, das er als Junggeselle schon zu eigen gehabt. Und hier hat der andere jetzt seine rundliche Gestalt hineingepreßt, daß bei jeder seiner Bewegungen die Fugen des alten Möbels krachen. — Und bei diesem Anblick verläßt Sterner der letzte Rest seiner mühsam gesparten Besinnung. Der Sessel, — sein Sessel! Der war von Vollmann nicht bezahlt mit den fünfhundert Mark, die er ihm jährlich gegeben. Alles andere mochte gut sein! Aber das hier war Betrug, und das gab den Ausschlag.

Eduard Sterner wußte nicht, wie es geschehen; aber mit einem Male stand er dicht vor Vollmann,

hielt ihn bei beiden Armen und schüttelte ihn wie toll. „Dieb! Schurke!" brüllte er ihm ins Gesicht. „Dieb! Dieb! Dieb!"

Der Angegriffene war völlig wehrlos. In seinem Gesicht malte sich ein groteskes Erstaunen; er machte gar keine Miene, den Rasenden abzuschütteln. Nicht so Frau Elise. Sie zerrte, nach einigen Sekunden sprachloser Bestürzung, wütend an den Schultern des kleinen, sinnlos erregten Mannes und schrie dabei: „Er ist betrunken oder verrückt geworden!" Aber Eduard Sterners Hände hatten sich so fest in den Rock des Gegners verkrallt, daß er nicht loszureißen war. Und keuchend, ohne Pause, schrie er ihm sein „Dieb" gegen die vor Schreck zugekniffenen Augen. — —

An die Wohnungstüre wurde gepocht. Elise Sterner hörte es. „Die Nachbarn," sagte sie klagend und im Tone hilfloser Bestürzung. — Die Nachbarn, sie, vor deren Gerede man seit Jahren in Angst lebte, mit denen man auf gutem Fuße bleiben mußte, weil jede Beschwerde gegen die als säumige Zahler beim Hausherrn nicht beliebten Eheleute Sterner die Kündigung nach sich ziehen konnte. Die Nachbarn erhoben jetzt durch ihr Pochen Protest gegen den Lärm in der Wohnung. — Und das Wort wirkte auf Eduard Sterner. In diese Wolke von Haß und Rachsucht, in die er sich gehüllt, drang es wie ein altes, wohlbekanntes Kommando, dem die Glieder gehorchen, bevor der Geist noch seine Zweckmäßigkeit geprüft hat. Gegen Elise und Vollmann war er gewappnet gewesen, ihre Vorwürfe und Schmähworte hatte er im Vorhinein verworfen. — Aber die Nachbarn?

Das war etwas Unerwartetes, nicht in Rechnung Gezogenes, und er stutzte. Seine Hände ließen von Vollmanns Rockärmeln, er hörte auf zu schreien und besann sich. Dieser Moment genügte Vollmann. Rasch sprang er auf, eilte, ohne sich um die beiden zu kümmern, zu seinem Überrock, der auf einem Stuhle lag, riß ihn und den Hut an sich und erreichte in zwei Sätzen die Türe. Dort wandte er sich gegen die Stube und sagte hastig, die Hand an der Klinke: „Es ist schon recht so, Sterner, es ist schon recht so. Du wirst ja wissen, was du tust. Ich werde es dir nicht vergessen."

Frau Elise faßte ihren Mann am Arme. „So geh doch hin und entschuldige dich! Er darf doch nicht so fortgehen." Sie sagt es fast weinend. — „Hans!" ruft sie plötzlich in ihrer Angst, als sie sieht, daß Vollmann mit dem Aufbruch Ernst macht. Und was sie an Versprechungen und Bitten in ihrem Köpfchen findet, legt sie in den Ton. Er muß doch sehen, daß Eduard toll ist und nicht weiß, was er tut.

Aber Hans Vollmann sieht das nicht. Er fühlt noch den Schreck in seinen Gliedern, er steht noch ganz unter dem Eindruck, eben einer großen Gefahr entronnen zu sein. Und er ist leicht erschreckbarer Gemütsart. Er ist keine Abenteurernatur, gewiß nicht. Er liebt die ruhigen, gesicherten Angelegenheiten, bei denen man weiß, woran man ist, was man zu opfern hat, und was man erwarten darf. Seine Ruhe ist ihm alles, und Überraschungen haßt er von ganzer Seele. Eben deshalb hat er seit acht Jahren dieses Zimmerchen so sehr geschätzt und die

netten, ruhigen Leute, die es bewohnten: jeden in seiner Weise. Er sucht jetzt nur nach irgend einem Wort, das Eduard Sterner alles heimzahlen kann. Er möchte, daß der andere zuerst spricht, sich entschuldigt, sich zu einer Bitte entschließt, nur um desto wirkungsvoller in der Antwort seiner Wut Luft zu machen.

Doch Eduard Sterner hebt mit einer runden Bewegung den rechten Arm und sagt leise aber bestimmt: „Hinaus." Niemand hat Sinn für das Künstliche in Geste und Ton. Frau Elise denkt nur an den künftigen Ausfall im Haushaltungsgelde, an den Wintermantel, an das Aufhören ihrer privaten Ressourcen, von deren Vorhandensein ihr Mann nichts weiß. Und Hans Vollmanns Gedanken bewegen sich in derselben Region. Er räuspert sich! und sagt: „Das Geld, das du mir schuldest, will ich morgen bekommen. Alles! Auf Heller und Pfennig."

Eduard Sterners Arm weist nach der Türe: „Hinaus!" Und er macht zwei Schritte gegen den andern. Da ist Hans Vollmann auch schon verschwunden, und draußen fällt die Türe ins Schloß.

„Aber Mann, Eduard, was wird morgen sein? Wie wirst du ihn versöhnen?" In absoluter Fassungslosigkeit läßt sich Frau Elise auf das Sofa fallen. Sie sieht starr auf den Urheber der Katastrophe und scheint zu fürchten, daß er jeden Augenblick in Tobsucht ausbrechen werde.

Eduard Sterner hat seiner Lust am Theatralischen noch ein übriges geleistet. Er hat hinter dem sich Entfernenden die gehobene Faust drohend ge-

schüttelt und „Schurke!" gerufen. Nun wendet er sich zu seiner Frau. Er ist von der Wirkung seines Auftretens vollauf befriedigt. „Ich weiß alles," sagt er, dicht vor sie hintretend.

Frau Elise schreit auf und hebt die Hände über den Kopf. Jetzt und jetzt wird er sie schlagen. Sie begreift die Szene nicht ganz. Sie versteht nicht, was das heißt, wenn ihr Mann jetzt plötzlich erklärt, er wisse alles. Aber ihr schwebt aus Romanen vor, daß dann stets etwas Fürchterliches geschieht.

Doch der Gatte ist milde: „Ich verzeihe dir," sagt er. „Nur dieser Mann, der meine Freundschaft und mein Vertrauen so schwer getäuscht hat, wird unser Haus nie mehr betreten."

„Und das Geld?" Aus all ihrem Nichtverstehen heraus formt sich Frau Elise der eine klare Gedanke. „Und das Geld?" wiederholt sie klagend.

Herr Sterner schüttelt den Kopf. „Bei solchen Dingen kenne ich derartige Rücksichten nicht." Er überlegt in Gedanken, welche glaubwürdige Geschichte er ihr erzählen soll, um den Besitz von Geld zu erklären. Er beschließt, noch damit zu warten. Denn im Moment ist er ganz in der schönen Rolle seines Richteramtes aufgegangen und will sie nicht durch sachliche Erörterungen beeinträchtigen. „Geld wird da sein," sagt er bestimmt. „Und müßte ich es aus der Erde stampfen! Du weißt noch nicht, wozu ich imstande bin." Und mit einer letzten großen Gebärde die Situation umspannend: „Aber hier, in meinen vier Wänden, geschieht nur das, was ich anordne. Hier bin ich der Herr." — — —

Das Gerücht sprach von einem Lotteriegewinst des Buchhalters Sterner. Die Ansicht war erst zur Geltung gekommen, nachdem Herr Bäcker, dessen Indiskretion bekannt war, mehreren Herren gegenüber diesbezüglich gewisse Andeutungen gemacht hatte. Eduardchen hatte sich in der Freude nicht zu fassen gewußt, hieß es nun, und er hatte dem Kollegen Bäcker unbedachterweise das Geheimnis verraten. Der behauptete sogar, die Lotteriezettel gesehen zu haben. Freilich hätte man auch sonst bald erkennen müssen, daß sich in den materiellen Verhältnissen Herrn Sterners vieles verändert hatte. Nicht nur, daß alle Schulden beglichen wurden, daß sich in der Kleidung des Mannes sogar ein Zug von überflüssiger Eleganz geltend machte, er verstand es auch, seine Position unter den Kollegen umzugestalten. Er kam pünktlich ins Kontor und verließ es gleichzeitig mit den andern; über seine Schnörkel sprach er nie mehr, es war sogar offenkundig, daß er nur noch geringe Sorgfalt auf sie verwendete. Alle die kleinen Mätzchen und Sonderbarkeiten, die ihm einst einen Schein von Vorrang hätten geben sollen und doch nur herabsetzend für seine Persönlichkeit gewirkt hatten, waren mit einem Male verflogen. Jetzt waren es andere, die den Lorbeer der Dienstfertigkeit pflückten, wenn Alfred Weglehner im Kontor erschien. Herr Schulz hatte nun oft das Glück, zur rechten Zeit zur Stelle zu sein, wenn der Mantel fortgetragen oder geholt werden sollte. Die eigenartige Beliebtheit aber, deren sich der kleine Herr Sterner stets erfreut hatte, die Beliebtheit der komischen Figur,

nahm rasch ein Ende. Viel erörtert wurde seine Feindschaft mit Vollmann, der übrigens die Geschichte vom Lotteriegewinst sofort geglaubt hatte; vermeinte er doch, die Beweise für ihre Wahrheit noch an seinen Armen zu verspüren! Aber er verzichtete nicht auf seine Rache, und wer über den veränderten Herrn Sterner Schlechtes reden oder hören wollte, der wußte, wohin er sich zu wenden hatte. Und dieses Bedürfnis war reichlich vorhanden. Es entstand ein neuartiger Zirkel im Kontor, der sein Zentrum in der zweiten Fensternische an Vollmanns Pult hatte, und dessen Beschäftigung darin bestand, das Benehmen des zweiten Buchhalters mit boshaften und spottenden Bemerkungen zu glossieren. Denn Herr Sterner hatte ein verletzendes, arrogantes Auftreten angenommen, das ihn mit den meisten in Konflikt brachte. Er verbarg die Verachtung nicht, die er für die Leute empfand; ja, es war der einzige Grund für ihn, den Posten nicht aufzugeben, daß er sie diese Verachtung fühlen lassen wollte. Und nun machte sich die Gunst des jungen Chefs, die er erworben, für die andern recht unangenehm geltend. Denn man konnte sicher sein, bei einer Meinungsverschiedenheit mit Herrn Sterner unrecht zu bekommen. Und als selbst Herr Stein gelegentlich einer Beschwerde über die Unbotmäßigkeit des Untergebenen mit rotem Kopf aus dem Privatkontor zurückkam, da wußte jeder, wieviel es geschlagen hatte. Eduard Sterner blieb von nun an isoliert, aber gänzlich unangefochten.

Er begnügte sich nicht damit; er benützte seine Ausnahmsstellung, um eine Art Tyrannei, die ans

Unerträgliche grenzte, über die jüngeren Kollegen und die beiden Diener auszuüben. Er rang seiner heiseren, dünnen Stimme barsche Kommandotöne ab. Stets war er unzufrieden mit der Ausführung der Schriften, die man ihm zur Eintragung übergab, und weigerte sich oft, sie anzunehmen. Er machte seine Ausstellungen in beleidigender Form und war weder durch Höflichkeit noch durch energische Abwehr zu beschwichtigen.

Er allein brachte es fertig, jedem seine Tätigkeit zu vergällen und ringsum unzählige Keime von Gehässigkeit und Rachewünschen auszustreuen. Bald glich die einst so friedliche Situation im Kontor einem Kampflager, wo jeden Augenblick ein Ausbruch der Feindseligkeit des einen gegen den andern zu erwarten war. Was hier an verbissenem Groll und hinuntergeschluckter Demütigung unter der Oberfläche kochte und arbeitete, das erzeugte eine Spannung des Hasses unter diesen harmlosen Menschen, die sich mit jener sprichwörtlich gewordenen Stimmung der Galeerensklaven gegeneinander vergleichen ließ. — War wirklich das alles Herrn Sterners Werk? Hatte der Funke von schlummernder Bosheit im Gehirn des kleinen Mannes genügt, diesen allgemeinen Brand zu entfachen? Oder hatten all diese Instinkte und Gehässigkeiten schon unter der freundschaftlichen Verkehrsform von einst geschlummert? War vielleicht in dem Wettlauf nach dem Überrock des Chefs, in dem wohlwollenden Auf-die-Schulter-klopfen, das man für den gedrückten und verängstigten zweiten Buchhalter übrig hatte, schon der Keim zu diesen Angebereien und wechsel-

seitigen Herabsetzungen gelegen, die jetzt an der Tagesordnung waren? Brauchte es nur des einen Mannes, der aufhörte zu heucheln, der seine Streberei und Machtgier nicht mehr unter einem Grinsen verbarg, um auch das hergebrachte Grinsen im äußeren Antlitz des Kontors selbst in eine Fratze zu verwandeln? Denn für den Tritt, den er von Herrn Sterner erhalten, als der ihm seine Aufzeichnungen als unleserlich zurückgab, rächte sich nun Herr Bäcker an Herrn Bendermann, von dem er die Aufstellung der Posten erhalten, und Herr Bendermann am Diener Karl, der ihm die Papiere auf seinem Pult nicht in Ordnung gebracht hatte, und alle vier trugen dann ihre Sache zum Chef. Das war nur eine ganz alltägliche Angelegenheit. Und Alfred Weglehner, dessen Ressort die Verhandlungen mit den Angestellten waren, beendete den vorliegenden Streitfall und nahm von dem allen weiter keine Notiz.

Wohin diese Zustände noch geführt hätten, läßt sich nicht berechnen. Es war so weit gekommen, daß die eigentliche Arbeit fast völlig unterbunden schien, und daß ein Machtfieber, das die Herren befallen hatte, ein krankhaftes Streben, sich zur Geltung zu bringen und andere herabzudrücken, die Arbeitsstunden für seine Exzesse in Anspruch nahm. Da aber — es war kaum ein Monat seit der Schicksalsänderung im Leben Eduard Sterners verstrichen — kam es zu einer neuen Wendung. Und das ereignete sich, kurz bevor der große Wandel in der Geschäftsführung der Firma Weglehner und im kommerziellen Treiben der ganzen Stadt eintrat.

Ewald Weglehner befand sich damals nicht in der Stadt; später zeigte es sich, daß die Rolle, die er bei den Plänen seines Bruders zu spielen hatte, und mit der er sich nach mancherlei Einwendungen endlich einverstanden erklärt hatte, ihn zu dieser Reise nötigte. In jener Zeit also stand Alfred Weglehner allein den laufenden Geschäften der Firma vor.

Am Morgen eines Dezembertages wurde Herr Sterner zum Chef gerufen. Er kam mit jener zur Schau getragenen Unlust, mit der er jetzt Aufträge entgegenzunehmen pflegte. Er verfügte über eine Haltung und einen Gesichtsausdruck, die zu fragen schienen, wieso und durch welch merkwürdigen Irrtum der Weltordnung es möglich wäre, daß ihm, Herrn Eduard Sterner, nun wieder diese Belästigung zustoßen konnte. Er, der ein Jahrzehnt lang Studien gemacht hatte, um sich durch kleine Dienste in das Wohlwollen der andern einzuschleichen, war jetzt ein Meister in der Fähigkeit, andere zu verletzen. Er beherrschte das Thema der menschlichen Eitelkeit von früher her vortrefflich, und seine neue Wirksamkeit lag ja auf demselben Gebiete. Er hatte eine Art, den Fehler oder den Irrtum aus der Rede herauszuhören und bei ihm stehen zu bleiben und, scheinbar unabsichtlich, nicht darüber hinwegkommen zu können, eine Art zu überhören, was ihm nicht paßte, zerstreut oder provokant gleichgültig zu sein, der gegenüber menschliche Nervenkraft nicht standhalten konnte. Und er verschonte niemanden mit diesen kleinen Tücken. Er schien es geradezu darauf angelegt zu haben, entlassen zu werden. Und nur die

Abwesenheit Ewald Weglehners und die unbegreifliche Rücksichtnahme des jungen Chefs machten es erklärlich, daß diesem unmöglichen Zustand nicht bereits ein Ende gemacht worden war.

Herr Sterner stand im Privatkontor. Ein geräumiges Zimmer mit einem einzigen Doppelfenster, das seit Alfred Weglehners Rückkehr mit dunkeln Samtvorhängen drapiert war, die man vollständig zusammenziehen konnte. Der neue Teilhaber der Firma liebte es, bei elektrischem Lichte zu arbeiten. Auch sonst hatte seine Anwesenheit einen neuen Zug in den ehedem nüchternen und geschäftlichen Charakter des Raumes getragen. Der große Doppelschreibtisch beim Fenster, an dem einst Erhard Weglehner gearbeitet hatte, war verbannt worden. Die beiden Chefs hatten jeder ihren eigenen Schreibtisch, und der Alfreds war ein Meisterstück der Tischlerkunst; ein großer Tisch aus fast schwarzem Holz, mit wenig Verzierungen, aber mit einer vornehmen Zweckmäßigkeit ausgestattet, wie sie einem hoch entwickelten Geschmack entsprach. Auf diesem Tische lagen Bücher und Papiere ziemlich regellos geschichtet. Ewald Weglehners einfaches Schreibpult nahm sich recht eigentümlich daneben aus; als ob es einem nicht Gleichberechtigten, Tieferstehenden, gehörte. (Und es war noch mancherlei, das bei den täglichen Beobachtern den Eindruck hervorbrachte, daß der jüngere Chef zu seinem Bruder in einem Verhältnis der Überordnung stand.) Alfred Weglehners Vorliebe für das Geräuschlose hatte den Raum mit einem kostbaren Teppich ausgestattet, der den Boden vollständig

überspannte. Auch die Stellagen an den Wänden, in deren Fächern Geschäftsbücher und Papiere lagen, hatten Seidenvorhänge erhalten. So war das Privatkontor einer Geschäftsstube ganz unähnlich geworden. Wie die Arbeitsstube eines einzelnen sah es aus, ohne Zusammenhang mit dem Getriebe der Firma. Bei der Frage nach dem Besitzer dieses Zimmers konnte man auf einen Künstler raten oder auf einen Philosophen, nimmermehr aber auf einen Geschäftsmann.

Herr Eduard Sterner wartete seit einer ganzen Minute auf die Anrede des Chefs. Er war zuerst, einem instinktiven Respekt gehorchend, in der Nähe der Türe stehen geblieben, war aber nach einigen Sekunden, wieder vollkommen in seinem Selbstbewußtsein erstarkt, bis dicht an den Schreibtisch Alfred Weglehners getreten. Jener aber schien seine Anwesenheit noch immer nicht zur Kenntnis zu nehmen und sah, die Feder in der Hand, ein Schriftstück durch.

Jetzt räusperte sich Herr Sterner so unvermittelt, daß die natürliche Wirkung ein heftiges Erschrecken des Arbeitenden hätte sein müssen. Doch, ob nun der Inhalt des Schriftstückes, das Alfred Weglehners Interesse gefesselt hielt, von so besonderer Wichtigkeit war oder nicht, er gab kein Zeichen, daß er irgend etwas gehört hätte. Zweimal noch räusperte sich Herr Sterner. Als alles erfolglos geblieben war, hob er — offenbar in der Absicht, es zu betrachten — eines der auf dem Schreibtische liegenden dicken Bücher auf und ließ es dann mit seiner Einbandfläche knallend auf das Pult herabfallen.

Der Schreibtisch erzitterte förmlich. „Verzeihung," sagte der Buchhalter, und seine Augen funkelten zu dem Gestörten hinüber, „Verzeihung, es fiel mir aus der Hand —"

Alfred Weglehner hatte sich langsam aufgerichtet und heftete sekundenlang den Blick auf Herrn Sterner. Und fast schien ein Schimmer von Wohlwollen und Befriedigung in diesem Auge zu leuchten, das die Züge des Mannes da prüfte, die scheue Frechheit seiner Haltung, das Höhnische in seinem Gesichtsausdruck registrierte. — „Ach, Herr Sterner, ich wollte Sie um etwas bitten, um eine Zusammenstellung. — Haben Sie Zeit?"

Herr Sterner antwortete nicht. Diese Frage im Munde eines Mannes, der ihm seine Zeit abgekauft hatte, war eine dumme Redensart, die man nicht zu beachten brauchte.

„Ich möchte nämlich —," der Chef strich sich über die Stirne und suchte offenbar in seinem Gedächtnis nach dem beabsichtigten Auftrag, „— ich möchte die vorläufige Aufstellung der Bilanz der Erna-Grube."

„Das ist die Sache des Herrn Stein."

„Ach richtig, das ist also gar nicht Ihr Ressort. Sie können mir aber immerhin vielleicht eine Auskunft geben. — Sie wissen, daß wir die Erna-Grube an eine Aktiengesellschaft verkaufen?"

Herr Sterner wußte nicht das geringste davon.

„Ich dachte, es hätte sich schon herumgesprochen." — Alfred Weglehner war ja stets zerstreut und machte den Eindruck eines nur wenig Interessierten.

Eine so vollständige Geistesabwesenheit aber wie bei dieser Unterredung hatte Herr Sterner noch nie an ihm bemerkt; er schien ja jeden Moment den Faden zu verlieren. Die Geduld Herrn Sterners war an ihrer Grenze angelangt. Und nun sagte er, absichtlich gedehnt und mit demselben Tonfalle wie der Chef: „Nein, es hat sich noch nicht herumgesprochen."

Wieder streifte ihn einer dieser seltsam anerkennenden Blicke. Der junge Weglehner mochte in Amerika jeden Sinn für heimische Art verloren haben, er verstand den Spott gar nicht. „Ja," sagte er plötzlich und an Herrn Sterner vorübersehend. „Ich brauche die Bilanz der Erna-Grube, und Sie sollen mir sagen, wie hoch sich der Betrieb in diesem Jahre verzinst hat. Ich glaube zwölf Prozent?"

Herr Sterner lachte. Er lachte ein herzliches, fast unbefangenes Lachen. Er nahm die Äußerung für einen Scherz. „Nein," sagte er dann, als er die Augen seines Chefs fragend auf sich gerichtet sah. „Zwölf Prozent ist meiner Schätzung nach zu hoch gegriffen."

„Und wieviel glauben Sie annehmen zu dürfen?"

Es erwies sich bei dieser Gelegenheit sonnenklar, daß Alfred Weglehner nicht das mindeste von den geschäftlichen Dingen der Firma, der er nominell angehörte, verstand. Herr Sterner hatte diesbezüglich seit langem Grund zu Verdacht. Er hatte den jungen Chef nie für das gehalten, was er einen hellen Kopf zu nennen pflegte, aber ein solches Maß von kindlicher Unerfahrenheit und naiver Träumerei hätte er ihm denn doch nie zugetraut. Man mußte

nur wissen, was die Erna-Grube war. Ein altes Eisenerzlager, das vor fünfzig Jahren ergiebig gewesen und später lange Zeit hindurch wegen der zu großen Kostspieligkeit des Betriebes — die Nähe des Flusses machte weitläufige Sicherungsbauten notwendig — nicht weiter ausgebaut worden war. Vor wenigen Jahren hatte Erhard Weglehner die Grube angekauft und wieder in Betrieb setzen lassen. Er hoffte, bei dem steigenden Eisenbedürfnis des Marktes und mit Hilfe neuer, rationeller Verfahren bei der Verarbeitung der Erze das Unternehmen ertragsfähig machen zu können. Es war ein Experiment, dem er viel Kapital geopfert hatte, und wenn heute die Erna-Grube bereits aktiv war und einen minimalen Gewinn brachte, so zeugte das vom besonderen geschäftlichen Vorausblick Erhard Weglehners. — Und von der Anlage also erwartete sich der Mann, der heute an Erhard Weglehners Stelle stand, zwölfprozentige Verzinsung! — „Ich glaube," sagte Herr Sterner mit einem leisen, freundlichen Ton, „die Erna-Grube kostet uns heute fast gar nichts mehr. Gerade so weit wird sie sein."

„Was sagen Sie da!" Alfred Weglehner geriet in großes Erstaunen. „Da sollte ich mich so stark geirrt haben! Das wäre ja außerordentlich unangenehm. Ich habe bei dem geplanten Verkauf an die Aktiengesellschaft stets mit einem hohen Reinerträgnis der Grube gerechnet. Vielleicht ist Ihre Annahme falsch? Sind Sie denn Ihrer Sache gewiß?"

Herr Sterner stand und wartete. Der würde doch wohl endlich mit seinem Schrecken zu Ende

kommen? — Die Reden seines Chefs beachtete er ungefähr so viel wie ein Erwachsener das Greinen eines Kindes, dem man ein Spielzeug weggenommen hat. — Nein, der hörte nicht auf; da hatte er wieder etwas mit ihm vor ...

„Herr Sterner, ich kann die Angelegenheit nicht so ohne weiteres fallen lassen. Ich muß selber prüfen und sehen. Bitte, bringen Sie mir einige Bücher zur Einsicht. Das — und das — und das —." — Rasch hat die Feder einige Buchstaben und Ziffern auf ein Briefblatt geworfen zur Angabe der von Alfred Weglehner gewünschten Bücher. Jetzt schiebt er das Blatt seinem Angestellten hin: „Bitte sehr, Herr Sterner!"

Der denkt gar nicht daran, das Papier zu nehmen. Ist er ein Packträger oder ein Dienstbote? Schon formt sich eine Antwort dieses Inhalts in seinem Kopf, und er wirft nur einen flüchtigen Blick auf das offene Blatt. Die Schrift ist ihm zugewendet, und er kann sie lesen. — Beim Anblick dieser Zeichen aber weicht jede Spur von Farbe aus Herrn Sterners Gesicht. Die Augen werden glasig, und die Knie schwanken unter ihm. Was ist das hier? Es, — es ist etwas Unfaßbares und Schreckliches! Mechanisch legt er die Hand auf die Schriftzüge, um sie zu verdecken, zu entfernen. — Ist das möglich, ist er bei Sinnen? Da stehen Bücher notiert, nichts anderes; jene, die der Chef verlangt, — aber es sind dieselben, die er vor wenigen Wochen in einer Abendstunde mit zitternden Händen von den Regalen nahm, — nur die; sie stehen hier in derselben Reihenfolge, in der

er sie damals durchgehen mußte, um sich die Gewiß- vom Vorhandensein des Fehlers zu holen, und hier das letzte, — das ist der Vertrag mit „Steinmüller und Sohn", — derselbe, den er auch damals als letztes Dokument in seine Hände nahm. Alfred Weglehner hält wieder sein Schriftstück in Händen und sieht nicht auf. — Was bedeutet das alles? Eduard Sterners Gedanken jagen. Soll er sich jetzt, hier neben dem Schreibtisch auf die Knie werfen und um Erbarmen flehen? Soll er leugnen, seine Unschuld beteuern? Wer klagt ihn denn an? Was ist denn geschehen? Das Papier, dieses unglückselige Papier! Ist es denn nicht noch möglich, an einen Zufall zu glauben? Er steht und sucht mit seinen starren Augen etwas vom Profil des Chefs zu sehen, irgendeine Miene, einen Hinweis, was er zu tun hat ...

Da sieht Alfred Weglehner auf. „Sie sind noch hier? — Die Bücher!"

Es gibt keine Widerrede gegen diesen Ton. Es gibt nichts anderes zu tun, als hinüberzugehen und die Bücher zu holen. Und wenn ihm dabei auch die Glieder den Dienst versagen wollen; er weiß, es muß sein.

Und so bringt er den Stoß von Büchern, den er schweigend, unheimlich blaß und von den erstaunten Blicken der Kollegen begleitet, drüben zusammengesucht hat. Er legt ihn auf den Schreibtisch Alfred Weglehners und wartet. Die Minuten vergehen. Diesmal räuspert er sich nicht und läßt kein Buch fallen. Er weiß, daß ihm jetzt der Urteilsspruch bevorsteht, und mit verzerrtem Gesicht beobachtet er jede

Bewegung des andern, der mit seiner Lektüre fortfährt, da und dort eine kurze Anmerkung niederschreibt und Herrn Sterner keinerlei Beachtung schenkt. Eduard Sterner wünscht, dieser Zustand solle nie ein Ende nehmen. Alfred Weglehner möge nie mit seiner Beschäftigung aufhören, nie nach den Büchern greifen, die neben ihm liegen ...

Schweigend wurde das erste aufgeschlagen. Mit dem Ausdruck des Entsetzens sehen die Augen des Buchhalters auf die weißen, beschriebenen Blätter, die von den Fingern Alfred Weglehners rasch umgewendet werden. Jetzt hat er die gesuchte Stelle. — Sein Beobachter greift mit einer krampfhaften Bewegung nach dem Tisch, um nicht zu fallen. Das ist die Seite mit jener Eintragung, die „Steinmüller und Sohn" betrifft! Da steht das falsche Zwanzigtausend. Wieder vergehen Minuten. Alfred Weglehner greift nach dem zweiten Buch. Und was er darin sucht und findet, das weiß Herr Sterner bereits. Das Beben seines Körpers teilt sich dem Tische mit, an dem er sich aufrecht hält. Er kommt sich selbst unsäglich erbärmlich vor. Sein ehrenhaftes Leben, durch so lange Jahre geführt, er hat es geschändet. In einem Moment des Vergessens, gewiß, in einem Moment, den er längst bereut hat! Wird man sich nicht erinnern, wie pflichtgetreu er stets gewesen? Darf er nicht auf Gnade hoffen?

Alfred Weglehner hat, ohne ein Wort zu sprechen, alle Eintragungen geprüft. Jetzt wendet er sich zu Herrn Sterner. Er sieht in dieses zuckende, von Angst entstellte Gesicht, blickt wieder in die Bücher,

dann auf den Mann. „Es stimmt," sagt er ruhig und sachlich. „Alles stimmt. Ich glaube, die Erna-Grube trägt zwölf Prozent."

Herr Sterner sieht ihn verständnislos an.

„Wollen Sie sich selbst überzeugen? Sie haben ja dann noch die genaue Bilanz aufzustellen; und einleuchtend, auch für Laien, das bitte ich mir aus! — Denn Herr Stein — ich entsinne mich eben — wird von nun an in der Filiale arbeiten, und Sie treten vermutlich an seine Stelle. — Es dürften Ihnen also zwölf Prozent herauskommen. Eher etwas mehr als weniger. Glauben Sie mir es nicht? Bitte, sehen Sie doch, sehen Sie doch selber in diesen Büchern nach."

Aber Herr Sterner ist zusammengezuckt, wie er die Berührung des hingeschobenen Bandes empfunden hat, und hat eine schreckensvolle Bewegung der Abwehr gemacht. Herr Sterner ist nicht fähig, in diesem Moment auf den Ton Alfred Weglehners einzugehen und sich in die Rolle, die ihm zufällt, zu finden.

„Verzeihung," murmelt er, „Verzeihung!" Und sein armes Gehirn müht sich rastlos, Entschuldigungsgründe aufzubringen. Schon will er von Frau Elise sprechen und von seiner übergroßen Liebe zu ihr. Von seiner früheren Rechtschaffenheit und seiner Ergebenheit, seiner tiefen Ergebenheit für die Firma, die ihn in keinem Augenblick verlassen hat, — da reißt ihn der scharfe, bestimmte Ton Alfred Weglehners aus Betäubung und Überlegung.

„Herr! Was haben Sie denn? Was für Zeug stammeln Sie da zusammen? Verstehen Sie nicht mehr, was man zu Ihnen spricht?"

Eduard Sterner will verstehen. Er sieht auf die Lippen des Chefs, — ganz Devotion und Erwartung.

„Zwölf Prozent," sagt der und schiebt ihm sämtliche Bücher zu. „Machen Sie Ihre Aufstellung und bringen Sie mir morgen die verlangte Bilanz der Erna-Grube. Verstanden? Weiter habe ich Sie nichts gefragt!"

„Und" — noch wagt es der andere nicht, an die Tatsache zu glauben — „und hier —?" Endlich legt er seine Hände auf die Bücher.

„Hier? Hier stimmt alles. Und wenn, Herr Sterner, wenn die Aufstellungen, die ich morgen von Ihnen bekommen werde, ebenso richtig sind, so brauche ich diese Bücher nicht weiter zu prüfen."

Eduard Sterner nickt eifrig. Rasch rafft er seine Last zusammen und nickend, eilig, mit kleinen, unsicheren Schritten, schlüpft er aus dem Kontor. Er ist mit einem Mal wieder der kleine, gedrückte Mensch, der er gewesen, hat den Weg zu sich selber zurückgefunden. Der Traum eines Monats ist vorüber. —

An jenem Abend blieb der kleine Buchhalter wieder ein Stündchen länger bei der Arbeit.

2

In Mary Weglehners Empfangssalon saß Ewald und wartete. Es war viel Förmlichkeit in den Verkehr der Bewohner des Hauses in der Kaiserstraße gekommen, seit diese Räume ihre Herrin hatten. Ein Besuch glich einer Audienz. Man mußte sich am Tage vorher anmelden lassen, man mußte zu einer Stunde erscheinen, die von der jungen Dame selbst bestimmt wurde. Ewald Weglehner war seit zwei Tagen von seiner Reise zurückgekehrt und war mit der Entschlossenheit gekommen, eine Entscheidung herbeizuführen. Er hatte Klarheit gefunden über sich und seine Pflicht und war überzeugt, daß er das Notwendige nicht mehr verschieben dürfe.

Ewald Weglehner präsentierte sich als ein breitschultriger Mann mit gemessenen Bewegungen und langsamer Sprechweise. Sein wenig ausdrucksreiches Gesicht und eine gewisse geringe Beweglichkeit seines Geistes konnten dazu führen, daß er für unbedeutend gehalten wurde. Und wer ihn nur vom Ballsaal oder vom Salon her kannte, mochte auch leicht derselben Ansicht sein. Trotzdem war mit dieser oberflächlichen Annahme ein Fehlgriff getan; zumindest schien die Rolle, die dieser Mann an allen Orten spielte,

wo Männlichkeit und persönliche Tüchtigkeit ein Wort mitzusprechen haben, jedes geringschätzige Urteil aufs entschiedenste zu verneinen. — Mit dem besten Schulerfolge hatte er das Gymnasium absolviert. Ein Primus, der in keiner Weise der landläufigen Vorstellung vom bebrillten, engbrüstigen Jüngling ähnelte, dessen Leben im Auswendiglernen von Schulbüchern verstrichen ist. Er hatte viel gearbeitet, gewiß; so viel, als ihm selber nötig schien, um sich das Wissen der Schule anzueignen. Er wollte ehrliche Mühe für jede Anerkennung geben, er suchte keinen Zufallserfolg. Und diese frühzeitige Erkenntnis vom Begriffe der Pflicht hatte ihm stets den Vorrang unter den Gleichalterigen verschafft. Bezeichnend für ihn war ein kleines Schulerlebnis, das ihm mancherlei Spott eingetragen hatte. Sein Lieblingsautor war Lessing. Diese kalte, männliche Prosa mit ihrer unerbittlichen Logik zog ihn an, wie nichts sonst in der Literatur. Die Biographie und das Werk Lessings waren ihm innig vertraut, und doch erhielt er die einzige schlechte Note in Literaturgeschichte gerade bei einer Prüfung, die Lessing zum Gegenstand hatte. Er gab bei jener Prüfung fast keine Antwort. Nachher, auf die verwunderten Fragen der Kollegen, erwiderte er achselzuckend: „Der Stoff zur Repetition war mir diesmal zu groß. Ich kam gestern kaum bis zur Hälfte." „Aber — Lessing?" hieß es. „Den brauchtest du doch gar nicht nochmals vorzunehmen!" „Ja, — allerdings. Aber deshalb wollte ich auch nicht mit diesen Kenntnissen von wo anders her hier groß tun." Er hatte lieber sein Wissen verschwiegen und sich die

Note erzwungen, die er, seiner eigenen Schätzung nach, für die geleistete Arbeit verdiente. Und im späteren Leben war er ebenso pedantisch ehrlich. Mit einer gewissen Langsamkeit, aber mit festem Schritt, kam er vorwärts; von starkem Ehrgeiz zum Erfolg getrieben, aber für jeden Erfolg den vollen Preis an Mühe und Arbeit entrichtend.

Erhard Weglehners Sohn fand alle Türen des Lebens offen. Ihm hätte man auch ein Übermaß an Vergnügungssucht verziehen. Ein junger Mensch mußte Abenteuer haben; mit Rücksicht auf das Materielle und ohne das Dekorum zu verletzen, aber haben mußte er sie. Doch eben die Jugendlichkeit fehlte dem Charakterbilde Ewalds. Er war der besonnenste, bewußteste aller Menschen.

Für vielerlei hatte er Interesse gehabt. Die zwei Jahre, welche er an der Hochschule verbracht, hatte er benützt, manches von Philosophie und den Naturwissenschaften zu erfahren. Sein Hauptstudium waren die kommerziellen Fächer, und eine eiserne Gesundheit erlaubte es ihm, nebenbei noch die studentischen Gebräuche mitzumachen und in durchzechten Nächten und auf der Mensur seinen Mann zu stellen. Zu den angenehmsten Erinnerungen seines Lebens zählte das bei einem vornehmen Regiment verbrachte Dienstjahr. Für ihn, der die militärischen Pflichten nicht anders nahm wie jene der Schule und seines bürgerlichen Lebens, als Pflichten, für ihn gestaltete sich diese Arbeitszeit zu einer Kette von verdienten Anerkennungen. Im Bewußtsein, einen Beruf zu erlernen, einen Beruf, von dessen Wichtig-

keit und Schwierigkeit er überzeugt war, standen ihm die am meisten bemerkbaren Züge des Soldatenlebens: die physische Anstrengung, die besondere Position des Uniformierten in der Gesellschaft, die kameradschaftlichen Verkehrsformen gegenüber fast fremden Menschen, durchaus an zweiter Stelle. Er war mit derselben Selbstverständlichkeit Soldat, wie er Schüler und Student gewesen, er sah eine Arbeit vor sich, ihr vor allem galt sein Augenmerk, und diese leistete er mit dem sicheren Gefühl eines Menschen, dem sich von selber und ohne weitere Prüfung das Hauptsächliche vom Nebensächlichen scheidet. Wo immer er mit andern zu einem Ziele strebte, gelangte er in die erste Reihe. Nirgends war das noch so sichtbar geworden wie in dieser Zeit beim Regiment, und er durfte beim Abschied die Gewißheit mit sich nehmen, bei vielen nicht unbedeutenden und nicht uninteressanten Menschen den besten Eindruck zu hinterlassen. — Am Tage seiner Großjährigkeit trat er in die Firma ein. In dem Maße, als Ehrenämter Erhard Weglehners Zeit mehr und mehr in Anspruch nahmen, gewann Ewalds Tätigkeit an Selbständigkeit, und der Übergang der gesamten Leitung an ihn hatte sich später fast unmerklich vollzogen. Nun betrat Erhard Weglehner seit Jahren die Parterreräumlichkeiten des Hauses nicht mehr, in denen der Wille seines Sohnes schaltete. — Nur in einer Hinsicht blieb an Ewald Weglehners Ruf etwas auszusetzen. Das war seine Haltung zum weiblichen Geschlecht. Man hätte ihm bei so vielen Schönen der Stadt einen Siegeszug prophezeien können, aber er wählte eine Distanz, die in

Anbetracht aller Umstände sogar komisch wirken mußte. Da war ein angesehener, reicher und gebildeter Mann, der wenige seinesgleichen haben mochte, wenn es galt, die Ansprüche einer Frau zu befriedigen, und er wurde vor jedem weiblichen Wesen seines Kreises von einer unbezwinglichen Schüchternheit befallen. Er war zu sehr gewohnt, sich stets den Erfolg selbst zu verdienen; und er konnte es nicht einsehen, daß er mit seiner Persönlichkeit, wie sie von Natur aus war, schon das Äquivalent für den Erfolg bei einer Frau bieten sollte. Er mißtraute der ihm so oft sichtbar entgegengebrachten Gunst, weil er nichts dazu getan hatte, sie zu erwerben. In seiner Lebensauffassung von Geben und Nehmen, von Arbeit und Genuß, fehlte der Faktor der verschenkbaren Sympathie. Liebe anzunehmen, ohne einen Preis dafür gezahlt zu haben, das empfand er als Betrug; nicht anders, als wäre die Gunst eines Menschen eine in Geld zu berechnende Sache, die ein ehrlicher Mann, auch wenn er sie gefunden, nicht behalten darf. So kam es, daß seine Liebeserlebnisse weitab von der Sphäre der guten Gesellschaft spielten, dort, wo es eben einen bar zu bezahlenden Preis für Gunstbezeugungen gab. Er hatte sich längst mit diesem Zustand zufrieden gegeben, und es nahm die Erotik eine so geringe Rolle in seinen Gedanken ein, daß er kaum jemals sich einer Entbehrung bewußt wurde.

Ewald Weglehner stand damals, es war im Jahre der Rückkehr des Bruders aus Amerika, in seinem einunddreißigsten Lebensjahre. Er hatte nie-

mand zum intimen Freund, die Achtung aller, die ihn kannten, genügte ihm, sich zufrieden und selbst glücklich zu fühlen. Er durfte sich sagen, daß diese allgemeine Achtung ihm mit Recht zukam. — Und wenn er jetzt seit Wochen einen schweren inneren Kampf ausfocht, wenn er es nach seiner Heimkehr vermieden hatte, die gewohnte Gesellschaft wieder aufzusuchen, so war es, weil er zu seinem eigenen Staunen über sich selber nicht mehr Rechnung legen konnte, weil etwas da war, das ihm die Selbstachtung zu rauben drohte. Und daß dem so war, und was er nun zu tun hatte, — diese beiden Erkenntnisse hatte er von seiner Reise heimgebracht, wo er, fern von der Ursache seiner Unruhe und Qual, sich die Überlegenheit des Betrachters zurückgewonnen hatte. —

Als Mary Weglehner in der Türe erschien, um ihren Gast zu begrüßen, fühlte sie zum ersten Male die ruhige Kraft seines Blickes. Und die Wirkung war seltsam. Mit einem Male belebten sich ihre Augen, verschwand die eben erst so müde Haltung ihrer Gestalt und — ein Bild gespannter Aufmerksamkeit und Energie — stand sie vor dem nachdenklichen Manne. „Ich bin erfreut, Sie wiederzusehen, Freund," sagte sie. —

Freund war die Anredeform, die sie Ewald gegenüber angenommen hatte, seit von ihm einmal der Wunsch geäußert worden war, ihr Freund zu sein. „Was ist das in Ihrem Lande, ein Freund?" hatte sie gefragt. „Ein Freund ist ein Mensch, dem man vertrauen kann, von dessen Hilfsbereitschaft man überzeugt ist, den man in jeder ernsten Lage zu Rate

ziehen darf." So hatte seine allgemeine Definition gelautet. „Ach wohl, dann will ich es glauben, daß Sie mein Freund sind," hatte sie mit ernstem Kopfnicken erwidert. Und das Aufleuchten seiner Augen hatte ihr den Anlaß gegeben hinzuzufügen: „Ich weiß also ganz genau, was Sie zu mir sind. Und damit ich es nicht vergesse, will ich Sie immer nennen mit dem Wort. Sie sollen heißen mein Freund." — Sie sprach das Deutsche mit einer leichten Unbeholfenheit und in raschen, sich oft überstürzenden Sätzen. —

Ewald Weglehner ergriff jetzt ihre zur Begrüßung dargereichte Hand, beugte sich langsam auf dieselbe nieder und küßte sie. Sie betrachtete diesen Vorgang mit dem Interesse einer unbeteiligten Person.

Wer Mary Weglehner in diesem Augenblick sah, hätte sie für siebzehnjährig halten können. Ein wundervoll zartes, puppenhaftes Geschöpf mit allen Schönheiten des Weibes begabt. Solange man sie nicht näher kannte, solange man den Reiz ihrer unvermittelten Redeweise nicht hatte auf sich wirken lassen, war es kaum möglich, einen andern Vergleich als den mit der Puppe zu wählen. Feine, wohl modellierte Züge von strengster Regelmäßigkeit wies das Gesicht auf. Das tiefe Schwarz ihres schlichten Haares stach wunderbar gegen die Weiße einer Haut ab, die unnatürlich gewesen wäre, wenn nicht die leiseste Erregung schon eine Welle zarter Röte in das Antlitz getrieben hätte. Große, tiefblaue Augen, Brauen und Wimpern, die wie mit der Feder gezeichnet waren, vervollständigten und beherrschten als-

bald den Eindruck, den das Köpfchen auf den Beschauer machte. Die hervorstechendste Äußerlichkeit aber war die Zartheit und Kleinheit dieser Frau, die an ein unendlich kostbares Spielzeug gemahnte. Doch keiner von all diesen Eindrücken hielt stand, wenn sie zu sprechen begann, wenn sie ihren Willen in Worte und Mienen prägte.

„Sie haben heute viel Feierlichkeit in Ihrer Art, Freund," stellte sie fest.

Er nickte. „Ich komme um einer ernsten Sache willen, Mary. Ich muß Sie bitten, mich anzuhören und mir zu glauben, daß ich nach langer und ernster Überlegung zu meinem Entschluß gekommen bin."

Schon hatte sie ihre Gestalt in einen der Samtfauteuils geschmiegt, und ohne ihre seltsamen, neugierigen Blicke von ihm zu lassen, wies sie auf den gegenüberliegenden Sitz. „Ich liebe sehr, Sie ernst reden zu hören. Sie reden immer am besten, wenn es Ihnen von ganz großer Bedeutung ist."

Ewald Weglehners Auge suchte den Boden; jenes eigenartige Zuschauerinteresse, das er in ihren Blicken las, drohte ihm wieder das Wort im Munde zu ertöten.

„Ich habe über alles, was in diesen letzten Wochen geschehen ist, nachgedacht und habe gefunden, daß ich nicht ich selber gewesen bin."

„O!" sagte sie bedauernd. „Wie ist das möglich, daß ein Mensch nicht er selber ist?"

„Es ist möglich, wenn ihm plötzlich etwas Neues und Wunderbares begegnet, wie er es nie geahnt hat, wenn ihm mit einem Schlage die Welt versinkt,

in der er zu Hause war, und er vor neuen, ganz fremden Dingen und Gefühlen steht. Begreifen Sie es nicht, daß man sich da verliert, Mary? Daß man Zeit braucht, um sich zu fassen, und vielleicht vorher das und jenes tut, für das es schwer ist einzustehen?" Niemand hätte die Sanftheit dieser Stimme, die ängstliche Milde dieses Tones von dem großen, mächtigen Manne erwarten können, der da mit gebeugtem Haupte saß und, mit gerunzelter Stirne, die Figuren des Teppichs zu betrachten schien; als ob er mit seinen Worten ein gebrechliches Ding anzufassen hätte, für das menschliche Stimme und Sprache zu rauhe Werkzeuge waren.

„Sie bereuen also, Freund," kam es in heiterem Tone zurück. „Sie haben mir etwas versprochen und wollen nicht halten. Ist es so?"

„Sind Sie mir böse?" fragte er dagegen. Er hatte so genau gewußt, was er ihr zu sagen hatte, hatte auch gewußt, daß diese Frage nur als letzte kommen durfte, nachdem alles andere erklärt war. Und nun, ihre erste Antwort hatte sie ihm schon entrissen.

„Ich war noch niemals jemandem böse," sagte sie. Rasch blickte er auf. Er sah in ein ernst gewordenes Gesicht und konnte nicht anders als wieder eine Frage stellen: „Und wohl auch niemals jemandem gut?"

„O, Sie werden mir das alles erzählen, wie es in Ihrem Lande ist, vom Gutsein und vom Bösesein!" Das war die Stimme eines schmeichelnden Kindes. „Ich freue mich so sehr darauf, es wissen

zu sollen. Denn ich habe so viel Interessantes gehört von der Liebe."

„Wirklich? Von diesem Ihrem Interesse haben Sie mir noch nie gesprochen."

„O ja, sehr viel habe ich davon gehört in meiner Heimat, daß die Menschen von Europa alles tun für die Liebe, ihr Geld hergeben und andere töten. Oder sie töten auch sich selbst."

Er lächelte. „Es wird in Ihrer Heimat auch nicht anders sein."

„Vielleicht, aber dort hat Papa nicht erlaubt, daß mir die Menschen so nahe kommen, daß ich sie hätte beobachten können. Und die mir doch nahe gekommen sind, waren alle ganz uninteressant. Sofort habe ich sie verstanden, und sie haben es gewußt und sind doch so geblieben. Zehn Dollar, hundert Dollar, tausend Dollar. Da haben sie alles dafür getan. Da waren sie ganz bezahlt. Ich aber will Menschen sehen, die auch für hunderttausend Dollar nicht anders wollen als sonst, die sind erst interessant! Nicht wahr?"

„Und wie finden Sie meine Landsleute?"

„Vielleicht auch nur wenig interessant. O, ich kenne sie ja kaum; aber Fred hat es mir versprochen, und ich werde sie sehen dürfen, die ganze Stadt."

„Darf ich Sie auch nach mir selber fragen?"

„Sie, Freund? — Sie sind interessant, wenn Sie traurig sind. Aber Sie sind sicher nicht der Interessanteste von allen."

„Und Alfred?"

„Ach Fred! Der könnte leicht der Interessanteste

von allen sein! Aber ich weiß es noch nicht. Gewiß werde ich es sehen dürfen. — O, Sie können nicht denken, wie ich auf die Menschen neugierig bin, die er mir versprochen hat. Einen hat er mir schon gezeigt. Aber ich darf Ihnen nicht mehr verraten."

„So lassen Sie auch mich jetzt Ihnen etwas Interessantes sagen," begann er. „Etwas, das Ihnen fremd ist. Hören Sie mich ruhig an. Sie sind klug und werden mich verstehen. Hat noch niemals jemand zu Ihnen von der Pflicht gesprochen?"

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. „O bitte, erzählen Sie!"

„Da Sie für Menschen so viel Interesse haben, — was ich Ihnen erzählen will, ist die Geschichte eines Menschen."

„O, ich weiß!" rief sie erfreut. „So beginnen Ihre Landsleute immer die eigene Geschichte."

„Vielleicht tun sie das. Es ist eine Gewohnheit wie jede andere und wird die Geschichte nicht schlechter machen." Plötzlich sah er ihr gerade ins Gesicht. „Ob es sich nun vielleicht auch nicht der Mühe lohnt, mich kennen zu lernen, — ich weiß, daß ich Ihnen einiges erklären muß, und darum spreche ich. — Und das wichtigste ist: ich habe niemals, solange ich denken kann, einem Menschen wissentlich unrecht getan. Das ist nicht mein Stolz; es ist mein Schicksal und, wenn Sie wollen, mein Verhängnis. Begreifen Sie das? Ich war stets langsam im Handeln, unsicher den Menschen gegenüber, nur deshalb, weil ich abwägen mußte, wieweit des andern Recht ging und wieweit das meine, und weil ich sein Recht achten mußte,

auch wenn ich der Stärkere war. Es klingt so trocken, so ganz anders, als ich möchte, wenn ich Ihnen von Rechten und Pflichten spreche. Sie selbst sind stets so hoch über dem Gewöhnlichen gestanden! Ich bin ein Sklave des Rechtes, Sie mögen seine Herrin sein. — Ich weiß nicht, ob ich es vermag, Ihnen das klar zu machen, wie ich es sehe. Ich bin im Banne des Geldes geboren, Sie haben das Geld als solches nie gekannt. Das Geld als Lebensinhalt, als Lebensziel und Lebensstolz ..." Er hielt inne und wartete auf irgendein Wort des Verständnisses.

Sie sah ihn unverwandt an. „O, wie freue ich mich, Sie sehen zu dürfen, so ganz nahe. Sie sind jetzt interessant, Freund."

„Auf die Gefahr hin, Ihnen interessant zu erscheinen und weiter nichts, — Mary, ich trete zurück! Ich kann Alfred auf seinen Wegen nicht begleiten. Er hat hochfliegende Pläne, ich bewundere ihn, ich habe ihn immer bewundert, schon damals, als wir noch Kinder waren; aber meine Bahn ist das nicht."

Sie nickte und hatte die Miene einer Schülerin, die ihrem Lehrer zuhört. „Also Sie wollen einen andern Weg gehen? Und warum haben Sie noch nicht mit Fred darüber gesprochen? Es wird ihm doch sehr wichtig sein, davon zu hören."

„Das Schwerste zuerst. Und das war für mich die Aussprache mit Ihnen."

„O!" Und sie lächelte strahlend. „Das ist wohl nur Ihre Höflichkeit in diesem Lande."

Er sah sie unsicher an. Was zu sagen war, glaubte er gesagt zu haben. Es war nicht alles

erklärt, er hatte nicht jene vollständige Darstellung seiner Situation geben können, die er während dieser Wochen wieder und wieder überlegt und ausgearbeitet hatte; wie stets stand er ihrer kindlichen Art, ihrem absoluten Mangel an ernstem Eingehen hilflos gegenüber. Aber eines mußte sie jetzt wissen. Daß er nicht mehr willens war, sich führen und fortreißen zu lassen.

Wie hatte es geschehen können, daß er so plötzlich seine Ruhe und Sicherheit verloren hatte, daß er all den neuen Anforderungen gegenüber nicht Ewald Weglehner gewesen war, der selbstsichere, ruhige Beurteiler, sondern jemand, der unbedenklich handelte wie irgendein anderer, dem vielleicht die Hoffnung auf Gewinn die Besinnung geraubt hat? Er war bei Besinnung geblieben, er hatte in seiner ruhigen, beobachtenden Art die Dinge richtig gesehen und dabei sich selbst unter den Dingen, handelnd und zustimmend, wo es seine Pflicht gewesen wäre zu zögern. Über die Motive, die ihn bestimmten, hatte er sich Rechenschaft gegeben wie stets, und er litt darunter, daß er nicht mehr Widerstand geleistet hatte. Allerdings hoffte er auch, daß alles sich zum Guten wenden würde, und empfand seine eigenen Einwendungen bisweilen als übertriebene Skrupeln.

Sein Leben war bis vor wenig Wochen noch für einen einzigen Beurteiler gelebt worden. Und dieser eine war der alte, weißbärtige Mann, der jetzt im obersten Stockwerke des Hauses seine Tage verbrachte und fast nie sein eigenstes Reich verließ, das er selbst auf eine Flucht von Zimmern eingeschränkt

hatte. Erhard Weglehners Auge fühlte der Sohn stets auf sich gerichtet. Wenn er geschäftliche Entscheidungen traf, wenn er ein Urteil über andere fällte, mit Menschen Umgang suchte oder Menschen von sich stieß; stets war es, wenn auch oft unbewußt, ein Streben, den Beifall des Vaters zu erwerben. Wenn er es recht bedachte, so hatte bei ihm die Korrektheit des Mannes dieselbe Wurzel wie einst der Fleiß des Schulknaben: so zu werden wie der Vater, war nicht nur der geheime Ehrgeiz des Kindes gewesen, es war das Ideal des Mannes geblieben. — Am Morgen jedes Tages erschien er bei Erhard Weglehner. Fünf Jahre war es her, seit dieser nicht mehr direkt in die Aktionen der Firma eingriff, und in dieser Zeit hatte er Tag für Tag den Bericht seines Sohnes entgegengenommen, ohne jemals über eine Verfügung desselben ein abfälliges Urteil auszusprechen. Und es war Ewalds Genugtuung, zu wissen, daß alles von ihm selbst jetzt so geregelt wurde, wie der Vater es getan hätte, und daß alle geschäftlichen Anordnungen, die er traf, so beschaffen waren, daß er mit ihnen das wortlose Nicken verdienen konnte, mit dem der Vater seine Zufriedenheit ausdrückte. Niemals sprach der Sohn von seinen privaten Angelegenheiten, nie stellte der Vater eine dahinzielende Frage; und doch, was immer Ewald auch außerhalb der geschäftlichen Tätigkeit unternahm, er stand unter der Empfindung, als ob es für den Bericht am nächsten Morgen bestimmt sei, als ob es unter den Blicken des alten Mannes bestehen müsse. — Und dann war der Bruder heimgekehrt mit jenen

Plänen und Absichten, die ihm zuerst nur phantastisch erschienen waren. Und er hatte anfangs auch versucht, mit den Argumenten seiner nüchternen Sachlichkeit den allzu kühnen Projekten entgegenzutreten. Anfangs nur. Warum hatte er nicht standgehalten? Warum war er Schritt für Schritt dem andern gefolgt, so daß heute sein eigener Name ebenso eng mit den Unternehmungen verknüpft war wie der des Bruders? — Er hätte niemandem diese Frage beantwortet, auch Erhard Weglehner nicht. —

„Und wollten Sie mir nicht noch etwas Ernstes erzählen?" Mary, die einige Minuten geschwiegen hatte, überraschte ihn mit diesen Worten.

„Was könnte das sein?"

„O, etwas Ernstes eben!"

Er zögerte. „Nein, ich errate nicht, was Sie meinen."

Sekundenlang ruhte ihr unbestimmbarer Blick auf ihm, ein Blick, der alles bedeuten konnte, Gleichgültigkeit, Spott oder Sympathie.

„Ich habe mir gedacht, daß Sie gekommen sind, wie es Ihre Landsleute tun, mit trauriger Miene und voll Wichtigkeit, um mir zu erzählen, daß Sie mich lieben. O, gewiß! Genau so habe ich mir diese Männer gedacht, wenn ich von ihnen gelesen habe. Genau so, wie Sie hier gestanden sind und mir entgegengesehen haben . . ."

„Sie haben unsere Bücher schlecht gelesen, Mary," sagte er, aber seine Stimme klang rauh und verändert. „Männer von meiner Art erklären dort nicht den Frauen ihrer Brüder die Liebe."

Sie schwieg, und er richtete sich plötzlich auf. „Ja, ich habe Ihnen also das Nötige gesagt!"

„Und warum mir? Wenn Sie Ihr Versprechen nicht halten wollen, Freund, und nicht mehr mit Fred diese Aktiengesellschaft und all das andere gründen wollen, so müssen Sie es ihm selber sagen."

„Ich habe über das, was ich will, und über das, was ich soll, auch früher mehr mit Ihnen gesprochen, Mary, als mit ihm."

Hatte sie den Selbstvorwurf verstanden? — „O!" sagte sie bedauernd. „Da war ich also voll Egoismus und habe Sie oft arg belästigt! Und Sie, Freund? Sie haben die Aktiengesellschaft für eine Intimität gehalten zwischen Ihnen und mir, und für nichts weiter?" Sie lachte freudig über den Scherz. „So ist es! Ich sehe Ihnen jetzt an, daß ich es erraten habe!"

„Ich habe diese geschäftliche Angelegenheit für ein Thema gehalten, über das Sie mich sprechen hören wollten. Erinnern Sie sich doch, Mary! Wie können Sie das alles so mißverstehen! Sie wollten, daß ich Ihnen die Dinge erkläre, Sie wären auch gerne stolz gewesen, wenn etwas recht Großes und Wichtiges daraus geworden wäre und wir das geschaffen hätten, Alfred und ich."

„Ja," sagte sie ernst. „So ist es gewesen. Ich bin auch stolz auf Fred."

Als Ewald die Türe hinter sich geschlossen hatte, blieb er, schwer auf das Geländer der Treppe gestützt, einige Minuten stehen. „Wenn ich darüber hinwegkommen könnte," das war sein einziger Gedanke.

Nichts anderes hatte Raum in seinem Gehirn. Nur der sehnliche Wunsch, die Kette zu zerreißen, die diese Frau aus ihrem Lächeln, ihrer kindlichen Unerfahrenheit und ihrer Schönheit um ihn geschlungen hatte. Er hatte sie, seit er sie kannte, zehnmal verstanden und war ebensooft wieder daran verzweifelt, sie richtig zu sehen. Und endlich in den Wochen der Überlegung, die hinter ihm lagen, hatte sich ihm ein schmerzhafter Gedanke gewaltsam aufgedrängt. Diese Tochter des Reichtums, die den Boden der Wirklichkeit in ihrer Jugend nicht betreten hatte, die über dem Menschentreiben geboren war, und für die Schmerz und Glück der andern nicht mehr bedeutete als ein interessantes Schauspiel, sie würde niemals für einen Menschen seinesgleichen auch nur einen Funken von Gefühl und Verstehen haben. Er war für sie ein Gegenstand der Beobachtung und konnte nicht mehr werden. Und er glaubte zu wissen, daß sie, aus einem andern Machtniveau des Lebens kommend, berechtigt war, sich diese Ausnahmestellung zuzuteilen; er war bereit, sich für seine Person damit abzufinden. Nur eine Vorstellung blieb ihm unerträglich, und bei diesem Gedanken preßte ihm etwas die Kehle zu, daß ihm der Atem verging und ein Schwindel ihn zu übermannen drohte. Gab es Menschen, die ihr ebenbürtig waren? Hatte dieses Kind, das ihm selbst das Interesse für ein mechanisches Spielzeug zuteil werden ließ, für andere Männer die Seele der Frau zu geben? Mit dem gierigen Mißtrauen des Tyrannen beobachtete er ihre Mienen in der Gegenwart des Gatten, jeden Blick, der diesem galt, fing er auf und beurteilte ihn.

Und er glaubte sicher zu sein, daß ihr Alfred wohl mehr als er selbst, aber doch nichts anderes bedeutete als eben ein bevorzugtes Spielzeug. — Ob er mit dieser seltsamen Eifersucht, mit diesem Gefühl für Mary, das er nicht Liebe nennen wollte, und für das es doch keine andere Bezeichnung gab, nicht die Rechte seines Bruders kränkte, nicht in Alfreds Sphäre übergriff, — er hatte sich die Frage unzähligemal vorgelegt. Und stets hatte er sich damit beschwichtigt, daß er ja gar nichts tue, was jene Rechte schmälern konnte, daß er doch gar nichts wolle und anstrebe, was ihm der Bruder etwa vorenthalten durfte. Er wollte ja nur wissen, sich nur überzeugen! Und wenn er wärmer für Mary empfand, als er es zeigte? Wen kümmerte das sonst? Durfte er sich das nicht erlauben, war er seiner nicht sicher? Gewiß, des Bruders Recht war in seiner Obhut gut gewahrt! — Und doch, als er nun wieder Alfred entgegenzutreten hatte, fehlte ihm jene Freiheit und Unbefangenheit, die ihn allen anderen Menschen gegenüber stark machte.

Im Privatkontor fand die Unterredung der Brüder statt. Es war die erste Auseinandersetzung nach Ewalds Rückkehr, denn er hatte sich bisher nur darauf beschränkt, dem Bruder über die Erfolge seiner Reise eine kurze Mitteilung zu machen.

Die Reise hing mit der Gründung der Aktiengesellschaft zusammen, deren erster Programmpunkt es war, durch Errichtung eines großen Bankhauses die verschiedenen Kreditinstitute der Stadt überflüssig zu machen. Die weittragenden Pläne Alfred Weglehners,

die bis nun nur einem kleinen Kreis bekannt waren, brauchten für ihre Realisierung sowohl die Unterstützung der maßgebenden Kapitalisten der Stadt, als auch die der Regierung. Vor allem galt es, sich der letzteren zu versichern. Wenn jenes Institut, dessen große Bedeutung für die gesamte Finanz- und Handelswelt von Stadt und Provinz jedem Kenner dieser Verhältnisse sofort klar sein mußte, überhaupt ins Leben treten sollte, so war es notwenig, daß die Regierung Entgegenkommen bewies. Und wer war geeigneter, mit den Persönlichkeiten, die hier zu entscheiden hatten, in Verhandlung zu treten, als der allseits geachtete Chef der Firma Weglehner? Das Resultat, das er jetzt während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in der Residenz erzielt hatte, konnte auch nicht besser sein. Ewald Weglehners Name hatte einen guten Klang, und man wußte, daß dieser Name eine Bürgschaft für Ehrenhaftigkeit bedeutete. — Es war noch eine Vorbedingung zu erfüllen, die aber nur als Formalität aufgefaßt werden mußte: die finanziellen Grundlagen des Institutes, in erster Linie die aus verschiedenen industriellen Unternehmungen stammenden Einnahmen, die ihm zufließen sollten, mußten von einem Kommissär in Rotenfeld einer Prüfung unterzogen werden. In Wirklichkeit konnte, wie die Dinge einmal lagen, kein Zweifel bestehen, daß sich alles in bester Ordnung finden würde. Der Regierungskommissär hatte nichts zu tun, als nach dem ziemlich flüchtigen Einblick in die Aufstellungen, den ihm seine Pflicht vorschrieb, die Angaben zu bestätigen, die Ewald Weglehner — selbst einer der Begründer

der Bank und über die Verhältnisse am genauesten orientiert — offiziell gemacht hatte.

In diesem Stadium der Angelegenheit also war es, wo nun Ewald Weglehner, der Mann, der bisher recht eigentlich im Vordergrund der Aktion gestanden hatte, Miene machte, zurückzutreten.

Es läßt sich leicht ermessen, welche Bedeutung diese Tatsache für das geplante Unternehmen haben mußte. Von den empfindlichen Organismen unserer Zeit darf man den eines Bankhauses für einen der allerempfindlichsten halten. Der Lebensnerv des Finanzinstitutes ist das Vertrauen der Allgemeinheit, ist die öffentliche Meinung. Und dieses unwägbare, unfaßbare Ding, das keiner Lüge widersteht, das sich durch einen Hauch, ein haltloses Gerücht vergiften lassen kann, ist der Tyrann, gegen dessen Laune kein Schutz zu erfinden ist. Hier aber war das Institut noch gar nicht ins Leben getreten, es bestand nur in den Reden und Vorstellungen des Publikums; dort hatte es bereits seine Seele; aber noch hatte es sich keinen Körper mit Marmorfassade und Spiegelscheiben geschaffen, keinen jener Paläste, die ein Beweis für die Realität des Geistes sein sollen, der in ihnen waltet. Wenn also jetzt ein Zweifel in die bewegte öffentliche Meinung geworfen wurde, wenn jetzt der Glaube an das Unternehmen die leiseste Erschütterung erfuhr, so konnte das mit der Vernichtung gleichbedeutend sein. Die ganze Macht von Ewald Weglehners Ansehen, die bisher zugunsten des Instituts gewirkt hatte, fiel in die andere Wagschale. Welche schwerwiegenden Gründe konnten es sein, die ihn zur Umkehr bewogen?

Doch nur, daß nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war, daß dieses so verlockend geschilderte Unternehmen in Wirklichkeit eine Falle war, die das Geld und die Existenz der allzu Vertrauensseligen verschlingen sollte, und vor der man sich zu hüten hatte.

Ewald Weglehner hatte es bis jetzt vermieden, zu seinem Bruder von dem Entschluß zu sprechen, den er gefaßt. Doch jener besaß in genügendem Grade die Fähigkeit, in den Mienen der Menschen zu lesen, um seit zwei Tagen (seit der Rückkehr Ewalds) zu wissen, welcher Kampf ihm hier bevorstand. Als Ewalds breitschulterige Gestalt jetzt im Rahmen der Tür des Privatkontors erschien, genügte für Alfred ein Blick auf den Eintretenden, um zu erkennen, daß der Augenblick der Auseinandersetzung gekommen war. Er erwiderte des Bruders Gruß und fuhr fort, Briefe durchzulesen und sie mit seiner Unterschrift zu versehen.

Ewald trat zu seinem Pulte und sagte, ohne einen Stuhl zu nehmen, ohne einen Moment zu zögern: „Ich werde meine Funktion bei der neuen Bank nicht übernehmen. Die Sache widerstreitet meinem kaufmännischen Gewissen."

„Das ist eine unangenehme Eröffnung." Alfred nahm ohne Widerspruch die Tatsache zur Kenntnis.

Ewald begann auf und nieder zu gehen, vom Schreibtisch zur Tür, von der Tür zum Schreibtisch. Der Bruder arbeitete. Die große Verschiedenheit im Äußern und im Wesen dieser beiden Menschen mußte auffallen. Die Söhne Erhard Weglehners ähnelten

einander nur im hohen Wuchs. Sonst hatte Ewald die starke knochige Gestalt des Vaters, seinen viereckigen Schädel, seine mächtigen Gliedmaßen. Alfreds Gestalt war schlank, er ging leicht vorgeneigt, hatte den feinen Gesichtsschnitt der Mutter und schlanke nervöse Hände. Ewalds Redeweise war etwas zu laut, er pflegte zu gestikulieren, warf seine Ansichten mit jenem Übermaß von Schwung seinem Gegner hin, das schwerfälligen Menschen eignet, die die Ansichten nicht fertig und vorbereitet haben, sondern sie immer erst im Moment, gewaltsam, als Frucht vom Stamme ihrer Überlegung losreißen müssen. Alfreds Art, eine Diskussion zu führen, war in der Hauptsache das Schweigen, das vielsagende, so unendlich beredte Schweigen, das, wenn es einer knappen Äußerung, die den Kern der Sache traf, gefolgt ist, mehr bedeutet als ein Schwall von Begründungen.

„Was mich dazu bestimmt, ist mit wenigen Worten gesagt.“ Ewald unterbrach wieder vor dem Pulte seinen Spaziergang. „Wir haben nicht die Deckung für die großen Aktionen, die auf deinem Programm stehen. Ich weiß es, und die anderen sollten es ebensogut wissen. Die neue Elektrizitätsanlage für die Stadtbahnlinie, die Kanalisierung des großen südlichen Grubenkomplexes, also die beiden Projekte, die unsere Leute heranziehen, sind leere Versprechungen. Wir haben nicht annähernd genug Kapital, um sie in Angriff zu nehmen.“ —

„Du warst früher anderer Ansicht.“

„Nein, ich muß mich beschuldigen, ich war es nicht! Ohne meine eigene Ansicht gebildet zu haben,

ließ ich mich von dir zur Anteilnahme bestimmen. Ich unterschätzte die Kosten. Es schien mir später erst das und jenes in den Aufstellungen ungenau. Ich habe mich in der Residenz mit Sachverständigen von Ruf beraten, ich habe alles geprüft und erwogen und meine schlimmsten Befürchtungen treffen ein. Du bist in einem entsetzlichen Irrtum befangen. Ich kann es mir nicht anders erklären. Dein Unternehmen steht nicht auf der Basis der Wirklichkeit, du bist im Begriff weiterzugehen, als du darfst. Scheide die Unmöglichkeiten aus deinen Plänen, streiche die Projekte, von denen ich sprach, aus den Prospekten, und du hast mich und jeden Ehrenmann zu deinen Diensten."

„Vielleicht läßt auch du dich, wie die Dinge heute stehen, noch bewegen. Du bist mir bis hierher gefolgt. Das verpflichtet! Bedenke, wie man deinen Rücktritt gegen uns ausnützen wird."

„Wenn ich mich soweit treiben ließ, wenn ich für deine Pläne tat, was ich vermochte, und alles im Vertrauen auf dich, so hatte ich etwas, das mich rechtfertigen konnte. Mir bürgte, sowie allen anderen, der Name unseres Vaters, den du führst. Ich vermochte es mir nicht zu denken, daß dieser Name zu Phantastereien mißbraucht werden könnte, ich glaubte, bei dir dasselbe Gefühl für die Ehre dieses Namens voraussetzen zu dürfen wie bei mir, — ich glaube das gewiß auch jetzt! Aber ich sage dir das, um dir zu erklären, was mich bewog, so über alles Maß gefügig zu sein."

„Und das also war dein einziger Grund?"

„Welcher sonst!" Ewald Weglehner fuhr zurück. Des Bruders ruhige, monotone Stimme hatte ihn mit dieser Frage an etwas gemahnt, das er so gerne vergessen wollte. Was bedeutete das? Und doch, — es war ja undenkbar, daß Alfred erriet, wie sehr die so wenig ernst zu nehmenden Reden einer Frau — seiner Frau — das kühle Überlegen des Geschäftsmannes beeinflußt hatten! Nach einigen Sekunden des Nachdenkens setzte Ewald im ruhigen Ton hinzu: „Du vermutest, mich hätte die Aussicht auf den Gewinn verwirrt? Du irrst! Ich weiß, daß dein Unternehmen gelingen kann. So wie jeder Abenteurerstreich gelingen kann! Und dann werden dich die Leute, die dir ihr Geld anvertrauten, mit Lob überschütten. Mich gelüstet nicht nach solchem Lobe und auch nicht nach dem Gewinn dieser Menschen, die du verleitest, mehr zu wagen, als eine richtige Erkenntnis der Sachlage ihnen erlauben würde. Ich weise auch jeden Vorwurf zurück. Ich habe einen Schritt auf dieser Bahn getan. Nur einen Schritt! Jetzt aber hält mich niemand mehr von meinem Entschlusse ab."

„Nur einen Schritt?" Alfreds Blick streifte den Bruder. „Der Schritt genügte, dich in den Augen der Welt an unserer Seite zu zeigen, er genügte, dich als unser Opfer und uns als Betrüger zu kennzeichnen, wenn er der letzte bleibt. — Aber ich glaube, wir sparen uns den Streit," fuhr er, plötzlich in leichten Konversationston übergehend, fort. „Du schätzt die Kosten der Projekte hoch ein, Du magst recht haben; aber du unterschätzt auch wieder, wie

ich glaube, unsere Mittel um ein Bedeutendes. Hier habe ich eben die Zusammenstellung der Einkünfte, die von der Firma an die Aktiengesellschaft überwiesen werden sollen. Ich bitte dich, Einblick zu nehmen. Vielleicht macht es dich in deiner Absicht wanken."

Ewald Weglehner ergriff das dargereichte Heft und setzte sich an sein Schreibpult. Eine Stunde verging, ohne daß einer der beiden ein Wort gesprochen hätte. Kein Geräusch unterbrach die Stille als das Rascheln der Papiere auf Alfreds Schreibtisch, das Umblättern der Seiten in Ewalds Händen. Dann erhob sich der ältere Bruder und legte das Heft stumm auf Alfreds Tisch. — „Nun?" fragte dieser mit einem raschen Blick in das Gesicht des andern.

Der war sehr bleich. Mit weit aufgerissenen Augen sah er auf den Bruder.

Alfred ergriff das Heft, strich es sorgfältig, fast liebevoll glatt und legte es dann in eines der Schubfächer. „Du siehst," sagte er, ohne aufzublicken, „wie günstig alles steht. Du hast in einer Stunde flüchtiger Durchsicht gewiß den nötigen Überblick bekommen. Dem Herrn Regierungskommissär allerdings machst du viel unnötige Arbeit. Normalerweise würde er sich begnügen, die Endziffern der Kolonnen anzusehen. Erregt dein Rücktritt erst das Mißtrauen, so ist das alles nicht mehr so einfach. Da wird jeder Posten geprüft und nachgewiesen werden müssen. Es wird mir viel Mühe machen, den Herrn dann von der Richtigkeit unserer Aufstellungen im einzelnen zu überzeugen . . ."

„In wessen Händen ist dieses Heft?"

„Es wurde vor drei Tagen schon verschickt. Unsere Geschäftsfreunde, die Interessenten in der Residenz, — alle müssen schon Einblick genommen haben."

„Diese Aufstellungen sind nicht von Herrn Stein unterzeichnet." Ewald Weglehner sprach die Worte leise, als fürchte er, gehört zu werden. Ein Ausdruck von Entsetzen prägte sich in seinen Mienen aus.

„Herr Stein ist auf seinen Wunsch in die Filiale versetzt worden. Es gab Streitigkeiten im Kontor. — Diese Aufstellung aber trägt das Siegel der Firma und meine und des Buchhalters Sterner Unterschrift."

„Sie trägt das Siegel der Firma und Eure Unterschrift!" Tonlos wiederholte es der andere. Wie ein Abgrund lag es vor Ewalds Augen. Die Richtigkeit alles dessen, was der Bruder gesprochen hatte, war unanfechtbar. Trat er jetzt von dem Unternehmen zurück, so weckte er das Mißtrauen, so gab er den Anlaß, daß alle Angaben überprüft wurden. Alle, auch dieses Heft, das er eben in Händen gehalten hatte, und dessen Papier noch den Aufdruck des alten Firmennamens: „Erhard Weglehner" trug. Dieses Heft! Der Gedanke an den Vater ließ Ewald zusammenschauern. Einen Augenblick ballten sich seine Fäuste, und es schien, er würde sich auf den Mann da stürzen, der Schuld an allem trug. — An allem? Und der Schritt, jener Schritt, den er selber getan? Er erschien ihm plötzlich als ein weites Stück Wegs, das er an der Seite des Bruders gegangen, zu demselben Ziel; als eine stumme Einwilligung zu allem,

was geschehen war. Ein schwerer Atemzug, fast ein Stöhnen entrang sich seiner Brust.

Alfred sah auf. „Du bist ganz verstört," sagte er. „Es ist möglich, daß dir kleine Ungenauigkeiten in unseren Berechnungen aufgefallen sind. Natürlich lag es in der Tendenz, die ganze Sache sehr günstig darzustellen."

Ewald schwieg. Er betrachtete den Bruder, als sehe er ihn zum erstenmal, als hätte er nie bis zu diesem Augenblick das Geheimnis dieser verschlossenen Züge geahnt. Was hätte er auch sagen können? Er erkannte plötzlich, daß der Mensch, der das getan und so davon zu sprechen vermochte, nicht seinesgleichen war; daß er einer anderen Welt angehörte, die andere Begriffe, andere Verständigungsmittel haben mußte. Daß es keinen Weg von ihm zu jenem anderen gab. Und in ihm selbst stand groß und untilgbar das Bewußtsein eigener Schuld.

„Du siehst ein, wie peinlich für uns alle dein Rücktritt wäre. Schon die eingehende behördliche Prüfung unserer Bücher wirft, wenn sie bekannt wird, einen Schatten auf unseren Namen. Zumindest in den Augen des Vaters. Du weißt ja, wie er denkt, so gut, wie ich es weiß. — Auch Mary würde mehr von diesen Dingen hören, als mir lieb ist. Sie debütiert in unserer Gesellschaft, und es ist unvermeidlich, daß eine so vielbesprochene Sache bis zu ihren Ohren kommt. Ich fürchte eben, das Gerücht wird alles in die Form eines unbestimmten Verdachtes kleiden. Und der Verdacht ist eine schlimme Sache."

In diesem Augenblick wußte Ewald Weglehner,

daß er nicht von ungefähr in die Schlinge geraten war, die seine Glieder jetzt umspannte und ihn untrennbar an die Schuld des Bruders fesselte. Er wußte es, als er Alfred die beiden Menschen nennen hörte, die ihm über alles wert waren, die er vor jedem Schmerz bewahrt hätte, und wenn es das eigene Leben gegolten hätte. Aber für ihn galt es mehr als das eigene Leben. — Er ließ sich schwer in einen der Fauteuils sinken, die hier für die Besucher aufgestellt waren, und stützte den Kopf in die Hand. „Ich will zu dir von Ehre nicht sprechen," begann er langsam.

„Und du tust gut daran!" Alfreds Stimme hatte schärfer geklungen als sonst. Zum erstenmal war es wie ein Blitz der Empfindung in diesem verschleierten Auge, zum ersten Male wie ein Zeichen des verletzten Lebens unter der Totenmaske dieses Gesichtes.

„Ich will dir nur sagen, daß ich alles durchschaue," fuhr Ewald fort. „Du hast wohl auch kaum beabsichtigt, mich zu täuschen, als du mir deine Aufstellungen reichtest. Aber was ich tun werde, — ich weiß es noch nicht."

„Mag sein, daß manches in meinem Vorgehen den Grundsätzen widerspricht, die hier in diesem Hause gewaltet haben. Du mußt dich damit abfinden, so gut es geht."

„In diesem Hause," Ewald atmete schwer, „hat bis zu deinem Kommen ein andrer Geist regiert, das weißt du wohl. Du wagst es jetzt, ihn zu mißachten. Wer gab dir das Recht dazu? Du bist der Fremde.

Wir, der Vater und ich, haben gebaut, wo du niederreißt ..." Die Stimme versagte ihm.

„Das Recht habt ihr mir gegeben. Warum nahmt ihr mich auf? Weil ich euch Geld und neues Ansehen bringen sollte. Nach mir und meiner Art habt ihr weiter nicht gefragt! Als ihr von den Banknoten wußtet, als ihr hörtet, wie viel ich wert geworden bin in barem Gelde, da hatte ich das Maß. So wie ich damals vor elf Jahren fort mußte, weil ich eure Kasse bedrohte. Das Geld entscheidet. So soll es auch allein entscheiden! Beklagen darfst du dich nicht, wenn bei euch ein Irrtum unterlief. Meinen Anteil, ich habe ihn voll eingezahlt; auf eure Lebensanschauung wurde ich nicht eingeschworen."

„Und wie kannst du glauben mit diesen — deinen Mitteln etwas erreichen zu können? Wenn ich auch schweige, — die andern, die Ehrenmänner unserer Stadt, die ja die wirklichen Verhältnisse so gut kennen wie ich, womit gedenkst du die zu täuschen?"

„Das lasse meine Sorge sein." Es lag ein nicht zu beschreibendes Ausmaß von Verachtung im Ton und in der Handbewegung, mit der Alfred Weglehner diese Worte begleitete.

Ewald erhob sich. Er sah sich einer Unbegreiflichkeit gegenüber, einem Geschehen, das er nicht in sein Weltbild einfügen konnte: er sah einen selbstbewußten Ehrlosen. Er hatte jede Tat gegen Recht und Ehre für möglich gehalten, aber nur möglich als Tat eines im Dunkel Schleichenden, eines Menschen, der es nicht wagen dürfte, in das Auge eines unbescholtenen Mannes zu blicken. Zu solcher Tat gehörte das

Gefühl, sich zu erniedrigen, sich mit Schmach zu bedecken. Er faßte es nicht, daß der hier die Stirne hatte, andere gering zu schätzen. Und Alfred sah die Verwirrung im Ausdruck dieses Gesichtes und verstand sie gut. —

„Ich werde Zuschauer bleiben bei deinem Werk, nicht Mittäter." Ewald sagte es, indem er sich abwandte. „Den Namen aber kann ich nicht mehr davon trennen. Ich will und kann nicht der sein, der die Vernichtung heraufbeschwört, der den Anstoß zum Zusammenbruch gibt. Das hast du richtig berechnet! Gelingt dir dein Betrug" — er schleuderte ihm das Wort ins Gesicht und suchte nach einem Zusammenzucken, einer Bewegung der Abwehr, aber nichts dergleichen geschah — „so scheiden sich unsere Wege, sobald es ohne Gefahr für den Namen des Vaters geschehen kann. Gelingt er nicht, so weiß ich, was mir die Ehre gebietet; ich werde eine Brandmarkung nicht überleben."

Wirkungslos verhallten seine Worte. Alfred nickte. Es war, als ob der andere ihm eine Mitteilung geschäftlichen Charakters gemacht hätte, die er zur Kenntnis nahm. Er stellte des Bruders Leben als Posten in seine Operation ein, ohne daß die Rechnung dadurch zerstört wurde.

3

Die amerikanische Bank — das Publikum hatte ihr bei den ersten Gerüchten den Namen gegeben — war Gegenstand der Hoffnungen der ganzen Stadt. Endlich kam er also, der Goldregen, den man von Alfred Weglehner erwartet hatte, da waren sie, die Millionen aus Amerika, die so lange schon in all den Gerüchten geklirrt und geraschelt hatten. Nun galt es nur, das Glück nicht zu verschlafen! Alle Anpreisungen und Zeitungsnotizen der amerikanischen Bank waren nichts gegen dieses wunderbar günstige Vorurteil, das die Kenntnis vom Schicksal des wirklichen Gründers dem Publikum einflößte. Man drängte sich dazu, es durfte für sicher gelten, daß die Anteilscheine sofort bei der Ausgabe überzeichnet sein würden. Das Unternehmen hatte den Glauben für sich. Die Persönlichkeit Alfred Weglehners besaß etwas von jener faszinierenden Macht des Verderbers, wie sie im Auge der Schlange liegt, wenn sie das Opfer zwingt, sich ihr zu nähern. Die große Menge der niemals Eingeweihten war für sein Unternehmen begeistert, die Vorsichtigen ließen diesmal ihre Grundsätze im Stich. Denn man hatte eben von einst noch die unklare Vorstellung, daß hier ein Freigebiger zu wirtschaften begann, der sich nicht auf seinen

eigenen Vorteil verstand. Dafür aber, daß die fremden Gelder dennoch in guten Händen waren, bürgten die andern Namen, Ewald Weglehner, Georg von Herstal, Arthur Steinmüller.

Bald nach Ewald Weglehners Rückkehr gab seine Schwester Frieda, Arthur Steinmüllers Gattin, eine Soiree, zu der alle finanziellen Größen der Stadt geladen waren. Jedermann wußte, daß bei dieser Gelegenheit endgültige Abmachungen bezüglich der neuen Gründung getroffen werden sollten. Man konnte diesen Schluß ziehen, wie man aus der Zusammenkunft diplomatischer Persönlichkeiten das Thema ihrer Besprechung mit einiger Sicherheit folgern darf. Stand obenan auf der Liste der Geladenen doch Alfred Weglehner, der sonst selbst bei offiziellen Veranstaltungen, wo Vater und Bruder erschienen, sich entschuldigen ließ. Dann war der Gastgeber, Kommerzienrat Steinmüller, einer der in Aussicht genommenen Direktoren des Instituts. Georg von Herstal, der Bankier Johannes Anrain, der Fabrikherr Fritz Stollberg und andere Männer von Namen, die mit der Sache in Beziehung gebracht wurden, sollten erscheinen.

Nach der allgemeinen Meinung hatte man schon allzulange mit dem Hervortreten gezögert. In den nächsten Tagen nach jener Soiree mußten endlich die Aktien auf der Börse zu haben sein. Die Stimmung wollte es. Und die maßgebenden Kreise kannten die Stimmung.

Frieda Steinmüller traf keine der Anordnungen zum Empfang ihrer Gäste selbst. Das besorgte für

sie Fräulein von Hebefeld. Fräulein von Hebefeld war eine Macht. Sie stand dem Steinmüllerschen Haushalte vor, sie regierte unumschränkt in einem der angesehensten Häuser der Stadt, und das ging soweit, daß manche der Lieferanten daran zweifelten, ob es außer ihr noch eine Hausfrau gäbe, die mitzureden hätte. Ein kleines, schmächtiges Persönchen mit lebhaften Gebärden, das immer den Eindruck machte, erregt zu sein, das war Fräulein von Hebefeld. Sie stand, wie sie zu betonen pflegte, seit ihrer frühen Jugend auf eigenen Füßen und kannte das Leben. Zwei Tatsachen waren es, mit denen sie ihr ganzes Seelenleben erfüllt hatte: diese Lebenskenntnis und der Stolz auf ihren adeligen Namen. Wohl war es ein offenes Geheimnis, daß sie mit ihrer Familie nicht zum Besten stand, daß keiner jener Briefe, die allwöchentlich nach dem väterlichen Stammsitz abgingen, jemals eine Antwort erhalten hatte. Das beirrte sie weiter nicht. Man hatte „in der Familie" gewisse Vorurteile gegen sie, und das führte noch auf Differenzen aus frühester Jugendzeit zurück; aber deshalb gehörte sie doch dazu und war mehr, unendlich viel mehr als diese bürgerlichen Leute, für die sie tätig war. Und wie tätig war sie auch! Das Hauswesen Arthur Steinmüllers war wohlgeordnet, alles ging glatt und ohne Störungen vor sich, und niemand kümmerte sich darum als dieses schwarzgekleidete Persönchen, das vom Morgen bis zum Abend überall war, nach allem sah. Denn Frieda, Erhard Weglehners Tochter, stand allen Geschehnissen fern. Nicht die Ereignisse der Stadt, nicht die ihrer Familie ver-

mochten es, ihr Interesse abzugewinnen. Sie verbrachte ihre Tage meist in dem vornehmen Boudoir, das der Gatte ihr genau nach dem Vorbild ihres Zimmers im Vaterhause eingerichtet hatte. Sie fuhr täglich zwischen vier und sechs Uhr nachmittags spazieren und nahm an den Gesellschaften in ihrem eigenen Hause nicht anders wie ein bevorzugter Gast teil. Das war alles, was man von ihrem Leben zu erzählen wußte.

Frieda Weglehner war nie ein auffallend schönes Mädchen gewesen. Sie war groß und schlank, hatte einen tadellosen Teint und wohlgeformte Hände. Die Züge ihres Gesichtes mochten zu scharf geprägt erscheinen, obwohl sie regelmäßig und nicht unschön waren; das starke, markante Kinn erinnerte an Erhard Weglehner. Prachtvoll war das metallisch glänzende Haar, das, in mächtigen Flechten über der Stirne angeordnet, ihr etwas Königliches im Aussehen verlieh. Sie hatte eine sehr gründliche Bildung genossen. Ihre Mädchenjahre verbrachte sie im Verkehr mit Büchern. Der Vater erfüllte ihre Wünsche, und so durfte sie lernen, was immer ihr Interesse reizte. Sie gab sich ihrem Studium mit Leidenschaft hin. Sie trieb Naturwissenschaften und Philosophie, Geschichte und Mathematik. Alles wurde mit der gleichen Intensität und Ausschließlichkeit ergriffen, und sie ruhte nicht, ehe es ihr gelungen war, einen Überblick über den Wissenszweig zu erwerben und ganz respektable Kenntnisse anzuhäufen. Dann kam stets ein Moment, in welchem mit überraschender Plötzlichkeit ihr Interesse versagte. Professor so und so, der bis dahin alltäglich erschienen war, wurde verab-

schiedet, die Bücher, die auf dem Tisch ihrer Stube seit Jahr und Tag gelegen, verschwanden mit einemmal, und es vergingen meist nur wenige Wochen, bis ein anderer Professor das Haus in der Kaiserstraße zu besuchen begann und andere Folianten auf dem Studiertisch Frieda Weglehners zur Benützung bereit lagen. — Sie war ganz unempfindlich gegen alle Urteile, die ihre unweibliche Beschäftigung ins Lächerliche zogen, sie hatte keines von den Bedürfnissen nach Unterhaltung und Geselligkeit, wie sie jungen Mädchen sonst eigen sind.

Nur einmal, in ihrem zwanzigsten Jahre erst, gab es eine Epoche, wo Frieda auf allen Bällen und bei allen vornehmen gesellschaftlichen Veranstaltungen erschien, mit Schneiderinnen und Modistinnen verhandelte, sich in der Weglehnerschen Loge im Stadttheater zeigte, kurz, eine Saison mitmachte. Man hatte den oder jenen der jungen Leute als Ursache ihrer Veränderung genannt, und man hatte ihr das gesellschaftliche Leben so bequem und reizvoll als möglich gemacht. Aber immer mehr war die erstaunliche Tatsache zutage getreten, daß ihr Interesse keinem der jungen Salonhelden Rotenfelds gehörte, daß ihre Vergnügungssucht andere Wurzeln haben mußte als die Freude, sich bewundert zu sehen, die kostbarste Toilette zu tragen, den größten Kreis von Herren um sich zu versammeln oder irgend jemand besonderen zu sich heranzuziehen. Es gab in diesem Jahre manch großen Schmerz bei den in den Schatten gestellten Rivalinnen. Diese empfanden es als ungehörig, daß die Tochter des reichsten und angesehensten Mannes der Stadt

gewissermaßen in Konkurrenz mit jenen andern trat, die nur auf ihre persönlichen Vorzüge angewiesen waren. Aber unbekümmert um Sympathien und Feindschaften, die sie auf ihre Person vereinigte, ging Frieda Weglehner ihren Weg, bis sie nach einigen Monaten ganz von dem gesellschaftlichen Treiben zurücktrat. Die jungen Elegants und einige ältere, angesehene Bewerber, die sehr ernstliche Hoffnungen auf die Beziehung zu Erhard Weglehners Tochter gesetzt hatten, konnten sich die beschämende Tatsache nicht vorenthalten, daß die Quelle der geselligen Bedürfnisse des jungen Mädchens nichts anderes war als jenes selbe sprunghafte Interesse, das ihre privaten Studien beherrschte. Daß die Unterhaltung auf den Bällen, das Wetteifern in Toilettefragen und das Erringen persönlicher Erfolge für sie nichts anderes bedeutet hatte als eben ein neues Studium, eine Angelegenheit, über die sie orientiert sein wollte, und die sie nun gleichmütig beiseite schob.

Unter den Bewerbern, die ernst genommen werden mußten, trat damals schon Arthur Steinmüller auf. Er war kein Jüngling mehr, hatte ein halbes Menschenleben hinter sich, das nicht ereignisarm genannt werden durfte. Von den Söhnen aus bester Familie in Rotenfeld war er es, dessen Jugendzeit am meisten bewegt von galanten Abenteuern erschien. Viele der älteren Herren pflegten damals noch, in vorgerückter Nachtstunde und nach Vertilgung einer bestimmten Menge Alkohol, mit Vorliebe das Gespräch auf Arthur Steinmüller zu lenken und manche gewagte Anekdote zum Besten zu geben. Des weiteren aber galt er als der zäheste

und rücksichtsloseste Kaufmann der Stadt, und es war eine allbekannte Tatsache, daß er seine drei Geschwister bei der Erbteilung benachteiligt und kein Mittel gescheut hatte, alleiniger Chef der Firma zu werden. Er rechtfertigte schließlich für die meisten Beurteiler alles durch seine geschäftlichen Erfolge, erhielt den Titel eines Kommerzienrates und schien mit allen Vergnügungen des Lebens abgeschlossen zu haben und nur mehr seinen ehrgeizigen Plänen zu leben. Da bereitete er seinen Landsleuten diese Überraschung. — Er verliebte sich in Frieda Weglehner, die soeben als neuer Stern am gesellschaftlichen Horizont aufgetaucht war, und opferte seine ganze Zeit dieser Leidenschaft, die alsbald zum Stadtgespräch wurde. Kommerzienrat Steinmüller war vierzig Jahre alt und von schmächtiger Statur. Gegen die blasse, ungesunde Farbe seines Gesichtes stach eine große, stark gerötete Nase fast unheimlich ab und gab ihm den Ausdruck einer grotesken Fastnachtsfigur. Der kahle Schädel vervollständigte das Bild ungewöhnlicher Häßlichkeit. Er fiel jedermann in dem Kreise guter und sehr guter Erscheinungen, der Frieda Weglehner umgab, auf. Und er versäumte keine Gelegenheit, ihrer Gesellschaft teilhaftig zu werden. Nur die Achtung vor seinem Gelde und der Ruf von Rachsucht und Rücksichtslosigkeit, in dem der Mann stand, verhinderten es, daß der allgemeine Spott laut wurde Im Geheimen wurde genugsam gehöhnt. Ein anonymer Zeichner brachte in einem Witzblatt den ganzen Kreis in wohlgelungener Karikatur, Kommerzienrat Steinmüller als Mittelpunkt. Der

Titel war: jeunesse dorée. Aber nichts konnte den seltsamen Liebhaber beirren. Er besuchte Bälle, er lief Ski und ritt mit den andern aus. Mit toternstem Gesicht sah man ihn in der Kavalkade, sein Pferd mühsam regierend, während vorne Frieda Weglehner mit irgend einem Stutzer heitere Worte wechselte. Sie behandelte den Kommerzienrat mit derselben kühlen Freundlichkeit, die allen zuteil wurde, er hatte keinen Grund, sich zurückgesetzt zu fühlen. Wohin diese Liebe führen sollte, das wußte niemand; daß sie aussichtslos sei, davon war jeder überzeugt.

Ein halbes Jahr, nachdem Frieda ihre Geselligkeitsepoche überwunden hatte, verlobte sie sich mit Arthur Steinmüller.

Es gab Leute, die in der Bewerbung des Kommerzienrates um die Tochter Erhard Weglehners nur ein finanzielles Manöver sehen wollten, das nach einer bedeutenden Mitgift zielte. Der Kommerzienrat, der sich lächerlich gemacht hatte, wurde durch den Erfolg und dieses Gerücht fast rehabilitiert. Da wurde bekannt, daß Frieda Weglehner in die Ehe nur unter bestimmten Bedingungen gewilligt hatte; und eine derselben war, daß ihr eine große Summe, die ihre Mitgift noch weit überstieg, als freies Eigentum gehören solle. Sie sicherte sich damit zeitlebens den gewohnten Reichtum und ihre Unabhängigkeit. Arthur Steinmüller hatte keinen Moment gezögert, diesen Wunsch zu erfüllen. Ebenso hatte Frieda sich das Recht ausbedungen, ihr bisheriges Leben mit seinen Studien und seiner Einsamkeit nach Gutdünken weiterzuführen und an keinerlei Pflichten des Haus-

haltes oder der Repräsentation gebunden zu sein. Dieses Verlangen hatte das Engagement Fräulein von Hebefelds als stellvertretende Dame des Hauses zur Folge. — — —

Am Tage der Soiree erhielt Alfred Weglehner ein Billett, in welchem die Schwester ihn ersuchte, eine Stunde vor der Besuchszeit bei ihr zu erscheinen; sie hätte den Wunsch, sich mit ihm unter vier Augen zu unterhalten.

Nichts Selbstverständlicheres konnte es geben als diesen Wunsch. Die Geschwister waren einander in ihrer Jugend sehr nahe gestanden. Es hatte ein eigenartiges Einverständnis zwischen ihnen geherrscht, das soweit ging, daß die Sprache zwischen ihnen fast überflüssig geworden war. Ein Zucken der Mundwinkel, eine kurze Bewegung der Hand genügte bereits, um einander ganze Empfindungsreihen mitzuteilen. Es war, als ob in der Atmosphäre des Weglehnerschen Hauses, unter diesen Menschen des Alltags und des Erwerbes, ein Geheimbund zwischen Bruder und Schwester bestünde, der gegen alle andern gerichtet war. Denn daß beide in stillschweigender Opposition zu ihrer Umgebung standen, war offenbar. Sie waren anders geartet als die, beide nachdenklich veranlagt und frühzeitig schon von der praktischen Seite des Lebens abgewendet.

Nachher waren sie ihre eigenen Wege gegangen. Alfred hatte durch Jahre seine Familie ohne Nachricht gelassen, und später waren seine Briefe kurz und inhaltsarm gewesen. Zur Hochzeit Friedas hatte er einen Glückwunsch gesandt; das blieb die einzige direkt an

sie adressierte Nachricht während dieser zehn Jahre. Und dennoch! Hatte nicht jenes Einverständnis von einst, jener Zweibund unter Fremden, der in der Jugend bestanden, ein unzerreißbares Band zwischen ihnen gewoben, war ihnen nicht fürs Leben ein Gefühl des Zueinander-Gehörens gegeben, das nicht täuschen konnte? — Nach Alfreds Heimkehr gab es keine Annäherung mit der Schwester. Das, was ihnen gemeinsam war, was sie zu seelisch Verwandten machte, war eben die Bestimmung, vereinzelt zu stehen, einsam zu sein. Sie wußten voneinander und hielten einander wert, aber jeder achtete das Alleinsein des andern. Alfred war vielleicht der einzige gewesen, bei dem die Nachricht von der Heirat mit Arthur Steinmüller und von der späteren Lebensführung Friedas kein Erstaunen hervorgerufen hatte. Er verstand sehr gut, daß seine Schwester eine solche Ehe jeder andern vorziehen konnte, denn es war keine andere denkbar, die ihr mehr das Recht auf sich selbst gelassen hätte.

Wenn Frieda nun, nach vielen Jahren, zum erstenmal wieder das Bedürfnis hatte, mit dem Bruder, dem Kameraden ihrer Jugend, zu sprechen, so mußte nichts Besonderes die Veranlassung sein. Es war keine Ursache, sich darüber zu verwundern. Dennoch betrachtete Alfred Weglehner minutenlang mit zusammengezogenen Brauen das weiße Blatt, das den Wunsch der Schwester enthielt. Da kam etwas an ihn heran, das er nicht willkommen hieß. Da lauerte irgend ein Feind seines heutigen Selbst hinter diesen großen charakteristischen Schriftzügen. Es versprach

ein anstrengender Abend zu werden, mehr noch als er geglaubt. —

Kommerzienrat Steinmüllers Gattin empfing den Bruder in einem großen, halbdunkeln Gemach. Sie saß lesend an einem Tisch, der eine kleine Studierlampe trug. An den Wänden traten die Umrisse von verhangenen Bücherstellagen hervor, das Zimmer schien ihre Bibliothek zu enthalten. Alfred trat in den Lichtkreis der Lampe, und einige Sekunden betrachteten die Geschwister einander schweigend. Frieda hatte das Buch von sich geschoben, und so, das Gesicht in die Hand gestützt, sah sie zum Bruder empor. Unter dem prüfenden Blick dieser Augen wandte Alfred sich ab. Er suchte nach einem gleichgültigen ersten Wort. „Wie seltsam du eingerichtet bist," er deutete auf die einfachen Möbel, die dem Raum fast nichts von seiner unheimlichen Leere nahmen. „Für Behaglichkeit hattest du niemals Sinn."

Frieda lächelte. „Nimm Platz und verzeih, daß ich dir deine kostbare Zeit raube. Ich höre, daß du stark beschäftigt bist."

„Ja, ich habe mancherlei angefangen, und es soll auch zu Ende gebracht werden."

„Du nimmst hier die Führung der Geldmacherei an dich. Du hast weitreichende Pläne. Ich habe mir das alles erklären lassen." Sie hob ein kleines Büchlein, das im Dunkel neben ihr gelegen, und ließ es wieder auf den Tisch fallen. Alfred erkannte einen der Prospekte der amerikanischen Bank, wie sie zu vielen Tausenden verbreitet waren, und griff danach. Da zog sie das Heft an sich und begann zu

blättern ... „‚Vereinigung der Interessen von Stadt und Land‘ ... ‚Grundlegende Änderungen des Kreditwesens‘ ... ‚Die Entwässerungsprojekte und die Landgemeinden‘ ... Ich bewundere dich. Ich habe gerade auf diesem Gebiet nicht genug Kenntnisse, um das alles richtig einzuschätzen. Aber wenn es wahr ist, daß du die Seele von der Sache bist, so imponiert mir die Leistung.“

Er nahm ihr nervös den Prospekt aus der Hand. „Ich höre seit Wochen von nichts anderem reden,“ sagte er. „Laß es beiseite. Dich kann das wenig interessieren, und ich kann nicht so leichthin darüber plaudern; es ist meine Lebensaufgabe.“

Sie schob mit einer lässigen Bewegung den Schirm der Lampe in die Höhe. Der Lichtkreis wurde größer, er umfaßte jetzt den Tisch und die beiden Gestalten. Alfred sah den Blick der Schwester sekundenlang auf sich gerichtet. Dann senkte sie den Kopf und sagte im Ton des Erstaunens: „Es ist echt.“

„Was sollte unecht sein?“ Er hatte sich betroffen aufgerichtet; der Ausdruck von Interesselosigkeit war von seinem Gesicht verschwunden. „Wie meinst du das, Frieda? Solltest du an der Ehrlichkeit meines Unternehmens zweifeln? Glaubst du, daß ich deinen Mann in eine Sache verwickeln will, die ihn sein Ansehn und seinen guten Namen kosten könnte?“

„Warum so schnell mit deinen Folgerungen? Nichts von alledem habe ich auch nur angedeutet. Ich stellte nur fest, daß dein Interesse für die Sache wirklich vorhanden ist, daß dieses Interesse echt ist. Das wollte ich wissen: Ob du wirklich der Mann bist, der diese Erlässe hier verfaßt, der die Leute zu

bewegen und zu beeinflussen sucht, der darin eine Aufgabe erblickt. — Ob du sie nun zum Guten oder zum Bösen führst ..."

„Zum Bösen? Was läßt dich nur vermuten ..."

Sie lächelte. „Es ist mir wirklich nicht wichtig, und ich habe noch keinerlei Vermutungen darüber aufgestellt. Wenn ich es aber einmal tun sollte, — Alfred, ich werde dir lieber jede Teufelei zutrauen, als daß ich dir deine Begeisterung für Kreditwesen und Entwässerungsprojekte glauben werde. Aber sprechen wir nicht darüber, es interessiert mich nicht. Wenn es dir angenehm ist, so wollen wir auch annehmen, daß wirklich das Glück von ein paar tausend Menschen durch dein Unternehmen erhöht wird. — Aber was ich wissen will, woran ich seit Wochen unablässig denke, was du mir sagen mußt um jeden Preis" — sie war plötzlich leidenschaftlich geworden, ihre Augen bohrten sich in sein Gesicht — „das ist: Was liegt dir, dir, Alfred Weglehner, an dem Glück oder an dem Unglück dieser Leute? Was ist es, das dich in die Tätigkeit treibt, was hast du Großes gefunden, daß es der Mühe lohnt, darum zu kämpfen und danach zu streben? — Sprich mir nicht von dem, was du den andern erzählst! Sag mir die Wahrheit!"

„Wir sind heute fern voneinander", nahm er nach einer Pause das Wort. „Es ist so vieles zwischen uns nicht gesprochen worden in dieser Zeit —"

„Braucht es denn das! Begreifst du denn nicht, um was ich dich bitte, was mir deine Antwort bedeuten muß! — Wir beide, du und ich, sind ohne Lebensziel geboren. Unsere Eltern hatten ein Ziel.

Es galt für sie, Geld zu erwerben, oder Rang und Ansehn. Sie haben es erreicht. Sie haben uns nichts mehr zu erstreben übrig gelassen. Sie — sie konnten noch glauben, daß sie das einzig mögliche Lebensziel verfolgten, sie hatten ihren Weg vor sich. Wir aber wissen, daß sie im Irrtum waren. Wir kennen das Geld, wir kennen das Ansehn, und es ist nicht eines Gedankens mehr wert für uns. Für dich nicht und nicht für mich, denn ich kenne dich als meinesgleichen. Wir wissen es, daß die alten Ziele Irrtümer waren. Aber wo ist ein neues Ziel, ein Ziel für uns? Wonach sollen wir streben? Sage es mir! Bei unserer alten Kameradschaft, bei dem Verstehen, das wir einst für einander hatten, sage es mir, lasse mich jetzt nicht im Stich!"

„Ich begreife dich nicht," sagte er müde. „Ich weiß dir nichts zu raten."

„Du weißt es, du mußt es wissen. — Als Kind hatte ich noch Hoffnungen. Ich glaubte an geheime Schätze des Lebens, die ich einst finden würde. Ich suchte und suchte, ich griff nach allem, damit es meinem Leben Wert verleihen solle; ich holte mir Enttäuschung auf Enttäuschung. Nicht anders wie du in jener Zeit. Da widersprichst du mir vergebens. Das habe ich damals gut genug gewußt, das leugnest du mir heute nicht ab! Und was ist dann mit dir geschehen? Du hast dir die Lebenskraft, die Hoffnungsfreudigkeit des Achtzehnjährigen bewahrt. Und deshalb zweifle ich nun an mir. Bin ich denn wahnsinnig? Was hat dich vor meinem Schicksal gerettet? Wo sind die Enttäuschungen dieser zehn

Jahre des Lebens? Ich sehe sie nicht an dir. An dir ist die Zeit ohne Spur vorübergeglitten!"

„Ich habe in dieser Zeit gearbeitet und gedacht. An die Vergangenheit und an die Zukunft. Mit der einen hatte ich abzurechnen, die andere wollte ich mir nach meinem Sinn erschaffen. Für die Gegenwart hatte ich wenig übrig."

„Wie ich dich beneide," sagte sie nachdenklich. „Wie ich dich beneide! Dein Leben hat einen Sinn, den du mir verbirgst, es hat Zweck und Farbe. Ich bin nur müde, unsäglich müde. Du hast das Kunststück jener indischen Fakire verstanden, die das Leben unterbrechen können und Jahre in künstlichem Schlaf verbringen. Du hast es getan. Du bist vor wenigen Wochen erst achtzehn Jahre alt geworden und setzt das Dasein von diesem Punkte aus fort. Die Zwischenzeit hat nicht für dich bestanden. Ich, nur ich habe sie durchlebt!" —

„Es würde mich wohl interessieren zu wissen, wie du mit deinem Mann über mich sprichst."

„Ich spreche nicht über dich. Wir sind eine Partei, wir beide. Wenn du es auch heute vergißt, ich weiß es noch." Sie überlegte. „Deine Freunde möchte ich kennen," sagte sie plötzlich.

„Meine Freunde!"

Sie nickte. „Deine Frau ist ungewöhnlich. Ist sie deine Freundin? Und da war noch einer, vor vielen Jahren, der sah dich mit seltsamen Augen an. Der ist wohl noch heute an deiner Seite?" Und da er schwieg: „Ein Schulfreund, wie hieß er nur? Ich entsinne mich seiner ganz gut."

Ein rascher Blick streifte sie. Aber sie spielte mit den Blättern des aufgeschlagenen Buches und sah vor sich hin. „Ich bewundere dein Gedächtnis, Frieda. Aber mir sind diese Dinge aus der Kinderzeit und den Jahren nachher jetzt so ferne. Ich habe meine Arbeit ..."

„Ja, deine Lebensaufgabe." Die beiden Menschen, die einander einst so viel gewesen, die einander vielleicht noch liebten, sie sprachen plötzlich mit einer eigentümlichen Vorsicht, zögernd, als ob in jedem Worte eine Schlinge liegen könnte.

Friedas Hand spielte und spielte mit dem Buch. „Die alte Zeit," sagte sie. „Da und dort höre ich einen Namen klingen, eine Geschichte erzählen, und ihre Gestalten stehen wieder vor mir. Erinnerst du dich jenes Gecken, der unsere Mutter seinerzeit umwarb?"

Alfred hatte die Brauen zusammengezogen und schwieg.

„Rehlen hieß er, Doktor Rehlen," fuhr sie nach einer Pause fort. „Der Mann mit dem prächtigen Brustton, der uns beiden so wenig gefiel." Sie lachte leise. „Wie das Schicksal doch seine Wege geht! Du wirst ja wissen, was mit ihm geschah?"

Wieder kam keine Antwort.

„Dieser Doktor Rehlen hatte kürzlich eine unglückliche Sache. Er war wohl nicht schlechter als die meisten, aber ihm ging es fehl. Und gerade dort, wo er am empfindlichsten war, traf ihn der Schlag. Er strebte immer in höhere Kreise. Hatte gerade jetzt die Hoffnung, geadelt zu werden. Aber du weißt ja von

nichts und vielleicht langweilt dich meine Erzählung?" Sie schien sich zu besinnen, ehe sie fortfuhr. „Ja, er hatte damals, als wir noch Kinder waren, seine Lebemannszeit. Dann wurde er ehrgeizig und gab das lockere Leben auf. Hatte gute Verbindungen, ging in den Staatsdienst und machte Karriere. Hielt sich tadellos. Wäre nicht der bürgerliche Name gewesen, man hätte ihm dreißig Ahnen gegeben. Kavalier durch und durch. Und da kommt dann die Sache. Er muß betrunken gewesen sein. Man könnte es sonst nicht erklären. Hast du denn gar nichts davon gehört?"

Leise, in regelmäßigen Intervallen klopfte Alfreds Finger auf den Tisch. Das Gesicht verriet keinerlei innere Bewegung. Er sprach kein Wort.

„Es gab ein kleines Renkontre in einem Hotel. Ein junger Doktor ist der Gegner. Irgendeine Lappalie hat zum Anlaß hergehalten. Ich ließ mir sagen, daß es eine unbedeutende Sache gewesen sei, eine solche, die man mit zwei Worten der Entschuldigung aus der Welt schafft. Aber es kommt nicht dazu; denn der junge Mann verweigert Rehlen schlechtweg die Genugtuung. Mit einer Begründung, die ganz fabelhaft klingt: Rehlen hätte sein Ehrenwort gebrochen."

„Hat er das je getan?" Die Frage wurde in ruhigem Ton gestellt.

„Ob er es getan hat —?" Frieda schien plötzlich das Interesse für die Sache verloren zu haben. „Wer kann das wissen? Sie hatten da ihre Formalitäten mit Ehrenrat und dergleichen. Er behauptete, die

ganze Erzählung seines Gegners sei eine Fabel und eine niederträchtige Verleumdung, ersonnen, um sich dem Duell zu entziehen. Der andere hatte eine Geschichte vorgebracht von einer Spielschuld und einem ehrenwörtlich bekräftigten Zahlungsversprechen. So eine gewöhnliche Geschichte eben. Man sagt, wenn Rehlen nicht rundweg alles geleugnet hätte, so würde er sich leicht herausgeredet haben. Speziell das mit dem Ehrenwort wäre ihm nicht zu beweisen gewesen. Aber er wollte einfach gar nichts zugeben, und da kam dann noch ein Zeuge für den andern, und mit einemmal war seine Position verloren. Er war zu selbstbewußt und sicher ... Ich denke und denke die ganze Zeit darüber nach, wie der Gegner geheißen hat. War es nicht ...? Nein! — Es war doch Heldan, Hans Heldan, dein ehemaliger Freund, derselbe, auf dessen Namen ich mich früher nicht besinnen konnte. — Und wie seltsam, — ist es nicht auch eine Ehrenwortgeschichte, die in deiner Erinnerung an den Namen Rehlen geknüpft ist?

Alfred erhob sich rasch. „Ich gehe," sagte er kurz. „Deine Gäste werden bereits eingetroffen sein."

„Für sie ist gesorgt. Bleibe noch!" Frieda hatte sich zurückgelehnt und ließ kein Auge von ihm. „Ich habe so selten jemand bei mir, mit dem ich mich gerne unterhalte. Laß uns noch plaudern. — Was hältst du von meiner Lektüre?"

Er warf einen Blick auf das Titelblatt und gab das Buch zurück. „Ich wußte nicht, daß du dich für Alexander Dumas interessierst."

„Es ist ein gutes, ein starkes Buch," sagte sie.

„Grotesk wirkt nur die seltsame Treue eines Menschen zu sich selbst, zu seiner eigenen Vergangenheit. Diese Konsequenz in Dankbarkeit und Rache! Findest du so etwas wahrscheinlich? Könnte das im Leben sein? — Sprich doch, kläre mich auf!"

„Was soll das? Warum tust du das? Warum drängst du dich an mich, verfolgst mich, spähst meine Wege aus? Siehst du nicht, daß ich darunter leide? Es ist wahr, ich hatte unsere Kameradschaft fast vergessen. Ich glaubte allein zu sein. Was störst du mich nun! Warum drängst du dich in meine Nähe?"

„Ich will meinen Anteil," sagte sie. „Meinen Anteil an deinem Leben. Um den laß ich mich nicht betrügen."

„Also du beneidest mich um dieses Glück?" Alfreds Stirne war gefurcht. Tief gruben sich die Falten um die Mundwinkel ein. Es war — einen Augenblick lang — eine Grimasse des Hohnes, vor der Frieda zurückschrak. „Du verlangst wohl, daß wir teilen?"

Sie erwiderte nichts. — Unten vor den Fenstern hatte sich eine lange Wagenreihe gebildet. Die Straße wurde von ihr eingeengt, neue Wagen kamen und fuhren vor, andere wollten passieren. Lautes Rufen und die Streitworte der Kutscher hallten herauf. Alfred war ans Fenster getreten. „Hier kommen sie," sagte er, ohne das Gesicht der Schwester zuzuwenden. In dem Halbdunkel der abendlichen Straße unterschied der Blick undeutlich das Durcheinander von Dingen; Wagen, Pferde, Automobile und Menschen standen oder schoben sich die Straße entlang. Nur

in dem Augenblick, in welchem die Besucher in die Einfahrt traten, wo sie vom Lichtstrom, der aus dem Tore fiel, getroffen wurden, konnte Alfred die Gesichter erkennen. „Sie sind da, sie kommen," wiederholte er.

Und Frieda verstand dieses „Sie". Sie verstand es mit ihren wunderbar geschärften Nerven, die besondere Kräfte besaßen, wenn es galt, den Sinn des Bruders zu erraten. „Sie" — das waren alle die andern, Ewald, ihr Gatte, der Vater, die ganze Stadt, die Menschen der Heimat. „Sie" — das waren die Fremden, die Nicht-zu-ihm-gehörenden, an denen doch seit Jahren seine Gedanken hingen, um derentwillen er rastlos tätig war, seine Pläne geschmiedet und ins Leben gezwungen hatte. „Sie" — das war der Feind.

„Wir wollen jetzt nicht mehr von uns beiden reden." Alfred sagte es in ruhigem Ton, er stand wieder neben ihr. „Aber erzähle mir von denen da." — Seine Hand wies unbestimmt hinüber in den andern Trakt des Hauses, in dem es Unruhe und eine Bewegung gab, die ab und zu mit dem Zittern eines Tones, dem gedämpften Summen der Menge oder der Erschütterung des Bodens ihre letzten Ausläufer in dieses einsame Zimmer sandte. — „Du kennst sie gut," fuhr er fort. „Du weißt auch, Menschen zu durchschauen. Wer sind die meist Gelobten, die Gerechten, die Vernünftigen unter ihnen? Wer führt, wer gilt als ehrenhaft und unbestechlich? — Ich muß bei meinen Arbeiten mit diesen Menschen rechnen —"

„Ich weiß," unterbrach sie ihn, und er schwieg

sofort. Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens erklärte sie. „Du darfst nicht vergessen, daß ich recht ferne von allem Verkehr bin, daß niemand mein Freund ist. Vielleicht sehe ich die Bilder der Menschen nicht richtig, sehe sie nur verzerrt als Karikatur. — Es muß wohl so sein. Aber, ob ich auch irre, ich glaube, daß du dieselben Anschauungen gewonnen hättest, wärest du in diesen Jahren für die Umwelt wach gewesen. Gerade du mußt mich verstehen." — Sie hielt das Buch jetzt zugeklappt auf den Knien. Wie sie da lehnte, den Kopf zurückgeworfen, daß die markante Linie des Kinns besonders stark hervortrat, beherrschte ein Zug von Energie — das weglehnersche Erbe — den Ausdruck ihres Gesichtes in solchem Maße, daß sie unschön und unweiblich aussah. Mit einem Male war eine fast unheimliche Ähnlichkeit zwischen Bruder und Schwester vorhanden, die sonst, im Alltagsausdruck ihrer Gesichter, niemand auch nur geahnt hätte. Frieda sprach langsam, mit der Ruhe, die einem längst zu Ende gedachten und abgeschlossenen Thema gehört. — „Ich sehe überhaupt keine Menschen um mich her. Ich sehe nur fratzenhafte Gestalten. Da ist nicht einer, der standhält unter den allen. Und die besten sind die, die ich für geisteskrank halte. Vielleicht sage ich damit zuviel. Da ist Hans Konstantin, der ein kleines Bürgermädchen liebt und nichts anderes denkt als sie. Da ist meine jüngste Schwägerin Berta, die jetzt Krankenpflege leistet, weil sie wirklich für menschliches Leid so stark empfindet, daß ein anderes Leben für sie nicht möglich war. Da sind noch manche von den Jungen. Aber

nur von denen! Keiner, der ins Leben, der in die Wirklichkeit gedrungen ist, blieb ohne Schaden. Sie alle, die hier führen, die heute die Macht haben, sind durch Erbärmlichkeit gegangen, oder zumindest: sie haben sich durch das Geschehenlassen von Erbärmlichkeiten behauptet. — Das ist die Antwort auf die Frage nach den Achtungswerten, die du mir gestellt hast. Und — wenn es eine Prüfung gewesen ist, so habe ich sie, denke ich, bestanden."

Alfred betrachtete die Schwester, seine Mienen verrieten Betroffenheit. „Und wie lebst du dann unter solchen Menschen? Was tust du, um sie von dir fern zu halten? Wie stellst du es an, sie in ihrer Gemeinheit zu verletzen?"

„Ich habe kein Richteramt," sagte sie kurz. „Und auch nicht genug Interesse an dem allen, um mir eines willkürlich anzumaßen. Sie sind so, aber ich nehme es ihnen nicht übel . . ."

„Seltsam," erwiderte der Bruder.

„Ich nehme an, daß sie durch bestimmte Umstände so geworden sind, durch Umstände, die ich kenne und verstehe. Unsere Stadt hat seit sechs Jahrzehnten zu intensiv gelebt. Gewissermaßen: In dieser Retorte, wo wie überall die Entwicklung der menschlichen Seele vor sich geht, hat eine allzuhohe Temperatur geherrscht, und diese Entwicklung hat rascher stattgefunden als anderswo. Rascher und unregelmäßiger. Eigentlich sind die alle hier dadurch weiter entwickelt, als sie es heute sein sollten, sind Menschen der Zukunft, Menschen von morgen geworden. Und würden sie in diesem Morgen, in ihrer Zeit leben, so wären sie

vielleicht normal, menschlich; wenn du willst, auch gut. Aber sie leben vor ihrer Zeit, leiden an einer fremden Welt, in die sie nicht hineingehören und fügen wohl auch Leiden zu ..." Sie streifte ihn mit einem flüchtigen Blick. Sie sah ein unbewegliches Gesicht, sah wie zur Abwehr zusammengepreßte Lippen und redete leise weiter. „Von dir will ich nicht sprechen. Aber sieh mich an, — wie du ein Kind des Reichtums, — was wurde aus mir? Unsere Gehirne können noch nicht bestehen ohne eine gewisse Belastung von Arbeit und Not. Sie können es heute noch nicht, sie sind nicht darauf eingerichtet, es ist dasselbe, als ob der Druck der Atmosphäre von unseren Körpern genommen würde, — die Zeit schreibt ihren Menschen vor, solche Lasten zu tragen. Ich aber wurde geboren, als meine Arbeit getan war. Und wurde vielleicht krank daran, weil ich nicht Jahre meines Lebens an die eigene Notdurft denken mußte ... Und eben an anderes dachte ... Wie sollte ich die, die um mich her sind, verurteilen? ... Da ist Georg von Herstal, der große Mann. Er will als überragende Persönlichkeit anerkannt sein ... Er will es um jeden Preis. Er hat einen Stab von Schmeichlern um sich her, ist kleinlich, niedrig und zu jeder Verächtlichkeit bereit, um sich den Schein von Größe zu verschaffen. Er will nur diesen Schein, will nur die Anerkennung, nicht mehr. Die Größe selbst begreift er gar nicht. Er ist ein Geizhals der Lobesworte, wie seine Vorfahren mit dem Gelde gegeizt haben. Und weiter ist er nichts; sein ganzes Leben ist eine Kette von Lügen, um Lob zu erhaschen, von Rache-

akten, um Tadel zu vergelten. Das ist einer von den Mächtigen bei uns. Ich sage dir nur das Schlüsselwort zu ihm, ich denke, für dein Unternehmen brauchst du nicht mehr ... Da ist mein Gatte, jedermanns Feind, nur der meine nicht. Bestrebt, sich für die Häßlichkeit seines Körpers an der Welt zu rächen. Er hat nie einen andern Gedanken gefaßt als diesen, und diesen selbst hat er nie in Worte gebracht. Einer, der Geld anhäuft, damit es niemand anderem gehört, ohne Lust am Besitz, nur mit der Lust zu nehmen. Sein Schlüsselwort, — das ist mein Name ... Da ist Herbert Anrain, der Dichter, — des alten Johannes Anrain Sohn, — einer, der aus allem Menschlichen irgend einen lyrischen Stimmungsreiz gewinnen will, der eine Niederträchtigkeit danach beurteilt, ob sie schön oder häßlich ist. Eine Null an Verstand, ein Riese an Eigendünkel und der einzige Mensch, der über den alten Wucherer, seinen Vater, Macht hat. Lobe seine Gedichte, und er wird finden, daß du Charakter hast und als Geschäftsmann Vertrauen verdienst. Tadle seine Gedichte, und er wird gerüchtweise verbreiten, daß du Wechsel fälschst. Mehr als das! Er wird derjenige sein, der fest daran glaubt, daß du Wechsel gefälscht hast ... Das sind einige, die führen. Die andern sind nicht besser. Erbärmlich sind sie alle."

„Alle?" fragte Alfred.

„Wer wäre noch? Unser Bruder Ewald. Brauche ich dir über den Wert seiner ererbten Grundsätze erst Aufklärung zu geben? Er weiß, wie sich ein tüchtiger Mensch benimmt, und hat die Fähigkeiten, sich so zu

benehmen. Er könnte in Ehren grau werden. Ein guter Steuermann, solange das Wasser unbewegt ist! Ein Mensch der Oberfläche, der uns nie begreifen wird, und den ich darum beneide. Laß mir die kleine Rache, ihn minderwertig zu finden."

„Und sonst? Ist sonst keine Ausnahme —?"

Frieda sah auf. Unter dem Blick des Bruders stieg langsam eine feine Röte in ihr Gesicht. Sekunden vergingen. Plötzlich sagte sie mit sanfter Stimme: „Willst du dich wirklich für das Frühere an mir rächen?"

„Nein," erwiderte er. „Aber ich brauche diese Auskunft. Es ist das einzige Neue, das du mir sagen kannst; gerade von ihm muß ich hören."

„Fritz Herstal ist menschenscheu, so nennen sie es wenigstens, und lebt seit Jahren allein." Sie sprach zögernd und hatte die Brauen zusammengezogen. „Das will respektiert sein, es ist sein Recht, ist jedermanns Recht. Auch ich verlange, daß man meine Einsamkeit achtet . . ."

Eine Handbewegung unterbrach sie. „Du stehst auch wirklich außerhalb des Kreises, er aber wirkt ins Leben. Seit dem Tode seiner Eltern verkörpert er ein Kapital, und eines der größten der Stadt."

„Ich höre es ungern," sagte sie, den Kopf neigend, um seinem Blicke auszuweichen, „daß auch der dir nicht mehr ist als ein Kapital. Er ist doch immer einer von uns."

„Das verstehe ich nicht. Was ist dieses: uns? Wen zählst du dazu? Ich gehöre keiner Gemeinschaft an. Ich stehe allein und will es bleiben. Und die

andern sollen zusammenstehen oder nicht, wie es ihnen gefällt. — Er hat die Einladung für heute ausgeschlagen?"

„Ja."

„Aus Mißtrauen?"

„Nein," sagte sie gequält. „Aber glaube mir, der dort drüben denkt nicht an Kapitalsverschiebungen wie du."

„Woran denkt er also? Ich will es wissen."

„Frage ihn doch."

Um Alfreds Lippen zuckte ein leiser Spott. „Wenn es eine Prüfung war" — er wiederholte ihre früheren Worte — „ganz bestanden hast du sie nicht. Aber immerhin hast du dein Ziel erreicht und mich erinnert, daß in früherer Zeit auch du da warst und andere wohl, die ich fast vergessen hätte. Nicht nur..." Ihr Blick störte ihn, und er vollendete nicht.

Sie wandte sich ab. „Das war also unsere Aussprache," sagte sie leise, wie wenn ihre Gedanken nicht mehr hier weilten. „Ich wollte es nicht so. Ich wollte ja etwas anderes — —. Aber — du mußt daran denken, — später einmal; — ich tat, was in meinen Kräften stand."

„Gewiß. Du hast getan, was in deinen Kräften stand." — Der Ton war plötzlich gezwungen. Alfred ergriff die Hand der Schwester, und es war wie ein Versuch zu einem Lächeln, während er sagte: „Auf gute Kameradschaft also. Und auf Wiedersehen unter den andern."

Sie nickte müde. „Auf Wiedersehen."

Als er gegangen war, verblieb sie lange, ohne

ihre Haltung zu ändern. Der Ausdruck ihres Gesichtes verriet starke Abspannung. — Das Vorfahren der Wagen hatte aufgehört; drüben mochte die Gesellschaft schon vollzählig sein. Nur in ihren eigenen Privaträumen herrschte noch Ruhe. Auch diese wurde endlich durch ein leises Klopfen unterbrochen.

In der Tür erschien eine nett gekleidete Zofe, um der gnädigen Frau mitzuteilen, daß Fräulein von Hebefeld das Erscheinen der Dame des Hauses unter den Gästen für angezeigt halte, und daß Fräulein von Hebefeld der Ansicht sei, es wäre dringend nötig, das Perlenkollier anzulegen, denn Frau Ida Benarski und Helene von Herstal trügen beide ihren großen Schmuck. Langsam erhob sich Frieda und ließ sich in ihr Boudoir geleiten. Dort traf sie mit Hilfe des Mädchens all jene, ihr so geläufigen komplizierten Vorbereitungen bezüglich der äußeren Erscheinung, die erforderlich waren, um einige Stunden lang unter den reichsten Leuten der Stadt die Gattin des Kommerzienrates Steinmüller würdig repräsentieren zu können. — — —

In dreien von den eleganten Wohnräumen des steinmüllerschen Hauses hatten sich die Besucher versammelt. Nebenan, im großen Saale unter den Kronleuchtern, harrte die gedeckte Tafel. Man würde erst spät zu Tische gehen, das war von früheren Gelegenheiten her bekannt. Aber man war da, man wurde bemerkt, und damit war das Wichtigste getan. Niemand hatte hier das Bestreben, unterhaltsam zu sein. Eine gewisse Mattigkeit ruhte auf den Bewegungen und auf den Gesprächen dieser Menschen:

die Mattigkeit des vollkommenen, durch nichts zu erschütternden Selbstbewußtseins gegenüber der anderen Welt. Es war eine gewaltige Summe von Respekt, die sie alle genossen, die sie gewohnt waren, in den Augen ihrer Umgebung zu sehen. Es gehörte zu den Selbstverständlichkeiten des Daseins für sie, daß sie Tag für Tag durch die Devotion ihrer Untergebenen und anderer, materiell nicht so günstig gestellter Leute eine Bestätigung ihres persönlichen Wertes erhielten.

Viele eigenartige Gesichter fielen auf. Das gemeinsame Milieu, die Angehörigkeit zur selben sozialen Schichte und die Jahrzehnte währende nahe Bekanntschaft, alles Umstände, die geeignet sind, den Gesichtern eine verwandte Prägung zu geben, sie versagten hier. Das Besondere dieser Züge ließ sich nicht verwischen. Es war keine Zusammengehörigkeit der Anwesenden zu erraten, es war jeder von ihnen ein Einzelner, der Anspruch machte, für sich allein genommen zu werden. Manche Schönheit überraschte. Zweifellos waren Ida Benarski und unter den Herren Herbert Anrain ganz ungewöhnlich schöne Menschentypen. Aber ein großer Teil der Gesellschaft hatte ein häßliches und geradezu abstoßendes Äußere. Da war Georg von Herstal, dessen lange, hagere Gestalt mit den fleischlosen Händen und der Totenkopfmaske etwas Unwahrscheinliches, etwas Absurdes und Lebensunfähiges hatte; da war Johannes Anrain mit dem mächtigen, runden, vom weißen Kraushaar bedeckten Schädel, mit wulstigen Negerlippen und unaufhörlich zwinkernden Augen, dessen Lippen sich nie schlossen und den Anblick eines fast ganz aus Gold bestehenden Gebisses

freiließen; da war Fritz Hollberg, ein hageres Männchen unbestimmbaren Alters mit Kindergliedmaßen, einem Straßenjungengesicht und völlig haarlosem Schädel. Die und manche andere ließen den Gedanken an ein Wachsfigurenkabinett aufkommen, in dem Monstrositäten gezeigt wurden.

Es standen und saßen keine zwanzig Menschen in den drei großen Räumen, und sie hatten sich in Gruppen verteilt, scheinbar zwanglos und absichtslos; und nur für den, der die Geheimnisse dieses Kreises kannte, mochte Sinn in dem Meiden und Suchen liegen. Jedes der Zimmer hatte sein Zentrum, auf das die hier Anwesenden ihre Aufmerksamkeit gerichtet hatten. In jedem war irgend jemand Wortführer, irgend jemand Hauptperson.

Die drei Menschen, die so selbstherrlich waren, daß sie sogar in der harmlosen Atmosphäre einer Abendunterhaltung ihren eigenen Kreis bilden und absondern mußten, waren: Georg von Herstal, Johannes Anrain und Mary, Alfred Weglehners Frau.

Aufrecht, seine Umgebung überragend, saß Georg von Herstal. Die knochigen Finger lagen auf dem Rauchtischchen, das er zwischen den Knien hielt, und von Zeit zu Zeit bog er sie heftig um, daß ein leises Knacken hörbar wurde. Jedesmal zuckte Herbert Anrain, der Dichter, der ihm gegenüber saß, heftig zusammen und warf dann einen Blick in die Runde, der nach Verständnis für seine Empörung suchte. Aber von niemandem erhielt er ein Zeichen der Sympathie. Glitten doch auch Georg von Herstals Augen jedesmal mißtrauisch und prüfend über

die Gesichter im Kreis, als wäre seine Unart eine Last, die von ihm seiner tributpflichtigen Umgebung auferlegt wurde, und die ohne Widerspruch von dieser ertragen werden mußte. Mit ihrem strahlendsten Lächeln ließ Frau Ida Benarski ihre Augen auf Georg von Herstal ruhen. Ob nun wirklich seine Persönlichkeit für diese Dame etwas so Hinreißendes hatte, daß sie sich ihr widerstandslos gefangen gab, oder ob die Ursache anderswo lag, im Einfluß des Mannes, in der Ingerenz auf die Vergebung der Gemeindeämter, die er ausübte, — was immer er sagte, des Ausdruckes hingebender Bewunderung auf ihrem Antlitz war er gewiß. War es doch Ida Benarskis Lebensaufgabe, ihren Gatten die Stufen der sozialen Leiter hinaufzubugsieren, die sein ungelenker Fuß stets verfehlen wollte! Dieser selbst, Artur Benarski, saß jetzt in Frack und weißer Weste neben seiner Gattin und hörte mit zerstreuten Blicken auf die Reden Georg von Herstals. Er begriff es offenbar nicht, was die Geschichte sämtlicher Ehrungen, die Georg von Herstal gelegentlich der Eröffnung der von ihm reich beschenkten Bildergalerie empfangen hatte, und die er jetzt, wie schon so oft, zum besten gab, mit seiner eigenen Kandidatur für das Amt eines städtischen Magistratsdirektors zu tun hätte. Aber er vertraute dem Instinkt seiner Frau und lächelte gehorsam, sobald der Blick des Sprechers ihn streifte. Und die Gesichter einiger anderer Damen und Herren, die den Rest der Zuhörerschaft bildeten, trugen denselben Ausdruck einer steingewordenen, glückseligen Heiterkeit. Plötzlich zog Georg von Hers-

tal ein Etui, das Gegenstände zur Nagelpflege enthielt, aus der Tasche, legte es auf das Rauchtischchen, entnahm ihm ein Bürstchen und eine Feile und begann, ohne seine Rede zu unterbrechen, mit großer Sorgfalt an seinen Fingernägeln zu arbeiten. Dabei sprach er weiter vom Glückwunschtelegramm des Landesherrn, das er erhalten, von sämtlichen Glückwunschtelegrammen, die der Landesherr seit seinem Regierungsantritt abgeschickt hatte, und von dem besonderen Werte gerade dieses einen. Mit Augen, die von Haß leuchteten, verfolgte Herbert Anrain einige Minuten lang die Tätigkeit der Hände des Herrn von Herstal. Die übrigen Anwesenden nahmen von dieser überhaupt keine Notiz. Der junge Anrain aber erhob sich; es geschah ganz leise, um den Redenden nicht zu stören. Trotzdem traf ihn ein strenger, Aufklärung heischender Blick. Aber Herbert Anrain schien mit einer Person im Rahmen der Türe, die vom Sitz des Herrn von Herstal aus nicht sichtbar war, Zeichen zu wechseln und ihrer dringenden Aufforderung, zu ihr zu kommen, gezwungenermaßen Folge zu leisten. Das alles drückte er unzweideutig im Spiel seiner Mienen und Gebärden aus, und mit einer geflüsterten Entschuldigung verließ er den Kreis. Der wörtlichen Zitierung des verhältnismäßig kühl gehaltenen Telegramms, mit dem der Landesherr seinerzeit den neuen Bürgermeister beim Antritt seiner Stelle begrüßt hatte, und dem Anblick der Behandlung, welcher der Mittelfinger von Georg von Herstals linker Hand unterworfen wurde, entzog er sich auf diese Weise. Unweit der Türe traf er zufällig mit Fritz Stollberg zusammen. Er ergriff

dessen Hand und sprach eindringlich auf ihn ein, um so den Anschein zu erwecken, daß jener es gewesen sei, der ihn fortgerufen hatte. All die Vorsichtsmaßregeln hielt er für nötig, damit er bei Georg von Herstal nicht in den Verdacht der Interesselosigkeit für dessen Angelegenheiten komme.

Die Worte aber, die er zu Fritz Stollberg sagte, während er lächelte und mit einer Bewegung der Schulter auf Georg von Herstal deutete, die waren: „Wann endlich, wann werden sie ihn ins Irrenhaus sperren!"

Auch Fritz Stollberg machte ein gleichmütiges Gesicht, das keinem Beobachter verriet, daß von einem Anwesenden die Rede sei, als er erwiderte: „Es kann keinesfalls mehr lange dauern. Was hat er Ihnen jetzt getan?"

„Sehen Sie hin. Er martert meine Nerven in der unerhörtesten Weise. Sehen Sie nur, wie er sich benimmt!"

„Hm ja," Stollberg senkte den Kopf, daß die Lichter des Saales in merkwürdigen Reflexen auf seinem kahlen Schädel spielten. „Sie müssen sich daran gewöhnen, daß er seine besonderen Umgangsformen hat. Er ist reich genug, um sich solche Kleinigkeiten zu gestatten." Und Herbert Anrain zunickend, näherte sich Stollberg mit tänzelnden Schritten dem Ring um Georg von Herstal und nahm den eben leer gewordenen Stuhl in Besitz. Im nächsten Augenblick hatte sein Jungengesicht auch schon die charakteristische Zuhörermaske angenommen, wie sie an diesem Tische vorgeschrieben war.

Im anstoßenden Gemache sah sich Herbert Anrain Alfred Weglehner gegenüber. Alfred Weglehner, der eben seine Schwester in ihren Appartements verlassen hatte und jetzt hier die Anwesenden begrüßte. Mit allen Anzeichen der Freude drückte ihm Herbert Anrain die Hand. „Voilà un homme," sagte er, und rasch, als ob es ihm besonders wichtig wäre, sich zu äußern, fuhr er fort: „Sie sind der Mann von morgen. Sie sind die Zukunft. Ich weiß Sie zu schätzen. Und ich bin vielleicht der einzige von allen hier, der das weiß."

Alfred Weglehners Gesicht blieb unbewegt. „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung. Ich habe sie erst zu verdienen. Ich bin heute hier erschienen, um gewisse Bedenken zu zerstreuen, von denen ich hörte . . ."

„Bedenken? Nicht bei mir! Ich finde, daß Ihre finanziellen Pläne Stil haben. Stil und Linie. Das genügt. Das ist alles!"

„In der Tat? Und von anderer Seite wird gegen mich der Vorwurf erhoben, daß ich allzu optimistisch sei, daß ich einige tausend Existenzen, die sich mir anvertrauen könnten, in Gefahr bringe zu scheitern."

„Ah!" Herbert Anrains Wangen röteten sich. „Das wäre ja wundervoll! Endlich ein Geschehnis, ein tiefer gehendes Ereignis in unserer Oberflächenwelt. Sie werden sich nicht durch solch lächerliche Einwände abschrecken lassen. Sie werden Ihren Weg gehen und gerade deshalb, weil er zu Abgründen führt. Wenn jene Existenzen auch wirklich zugrunde gehen sollten, — ich könnte aus dem allen eine

Stimmung ziehen, oh, eine Stimmung, die kostbarer ist als die Schicksale und Leiden des Menschenmaterials, das vernichtet wird. Es ist vielleicht gerade das Ihre Mission, diese Stimmung in die Welt zu tragen —" Er richtete den Blick mit träumerisch verzücktem Ausdruck in die Ferne, irgendwohin, und nahm in diesem Augenblick nichts von allem wahr, das ihn umgab. Nicht Alfred Weglehners eigentümlichen Blick, in dem sich Mitleid und Verachtung ausdrückten, nicht die Gruppe von Herren in seiner nächsten Nähe, deren Mittelpunkt sein Vater war, Johannes Anrain, der in einem Leben schmutzigster Geldarbeit den Thron errichtet hatte, auf dem der Sohn sich jetzt über alles Menschliche erhaben dünken konnte.

Aber Johannes Anrain betrachtete Herbert seit seinem Eintritt in das Zimmer, und es schien ihm bei diesem Gespräch mit Alfred Weglehner etwas unerwünscht zu sein. Er war von einer Anzahl älterer und jüngerer Herren umgeben; es war die lauteste Gruppe hier; mit Heftigkeit wurde disputiert. Mit einem Male stand er jetzt neben den beiden. Breitspurig, die kurze, stämmige Gestalt gereckt, hielt er Weglehner die große Hand hin. „Wir müssen einiges besprechen," sagte er in seiner kurz angebundenen Weise. „Je eher, je besser. Haben Sie Zeit?"

Alfred Weglehner stand zur Verfügung. Und während Herbert dem Vater mit müder Gleichgültigkeit einen Gruß zuwinkte und sich ins Nebengemach begab, in dem Mary Weglehner residierte, zogen sich die Männer der Geschäftswelt zu einer sachlichen Erörterung der Situation zurück.

Johannes Anrain hatte eine Schlinge vorbereitet.

Sie war aus Zahlen, Verpflichtungen und Garantien aller Art gesponnen und war unzerreißbar. Sie mußte ihre Dienste tun, sofern nur Alfred Weglehners Nacken, für den sie bestimmt war, sich fest genug zeigte. Und den Bankier interessierte nichts weiter, als ob jener sich jetzt die Schlinge umlegen lassen würde oder nicht. Denn die Sympathie seines Sohnes für Alfred Weglehner war eine unangenehme Sache und konnte, wenn der andere sie richtig ausnützte, ihn selbst viel Geld kosten. Herberts Schönheitsbedürfnisse fragten nicht nach jenen Vorteilen, um die es sich hier handelte. Er war imstande, den Vater zu einem weit weniger günstigen Abschluß zu bringen, als der, welcher sich jetzt noch erzielen ließ. Johannes Anrain kannte seine eigene Schwäche. Und deshalb galt es, den Moment zu nützen.

Da saßen sie, an einem Tischchen allein. Diskret hielt sich jedermann fern. Man wußte ja, was heute abend wichtig war, und mit sicherem Takt wurde in dieser Gesellschaft die Geldangelegenheit respektiert. Ab und zu klang das dröhnende Lachen des Bankiers durch die Zimmer. Das kannte man von der Börse her. Es war das Arbeitsgeräusch, mit dem diese Maschine Geld an sich zog. Er war jovial, so ganz unsagbar freundlich und jovial, und dabei leistete er Unglaubliches. Er nahm Alfred Weglehner nicht ernst, durchaus nicht, aber trotzdem vernachlässigte er keine der taktischen Regeln, die dem bestgerüsteten Feinde gegenüber angebracht sind. Er veranstaltete Scheinmanöver, ging auf Umwegen, ließ sich vorerst auf ein Familien-

gespräch ein. „Ihr guter Vater, mit dem ich so oft zusammen gearbeitet habe! Daß der Mann heute feiert, ist für uns alle ein schwerer Verlust. Er ist unersetzlich." — Wußte Alfred von dem jahrzehntelangen Kampf, den der einst gering geachtete Bankier gegen Erhard Weglehner hatte führen müssen? Wußte er, daß sein Vater es gewesen, der jenen aus den Kreisen der guten Gesellschaft verbannt gehalten, und daß der Aufschwung im Ansehen dieses Mannes erst möglich geworden, als Erhard Weglehner aus dem öffentlichen Leben zurückgetreten war? Wußte er das? Man konnte es wagen, seine Unwissenheit vorauszusetzen. Er war ein Träumer und stets so wenig eingeweiht! Und schließlich kam es nicht so sehr darauf an, ob er den Reden Glauben schenkte. Genug, wenn sie ihn verwirrten und unsicher machten. Johannes Anrain wußte, was er tat. Er näherte sich langsam, ganz langsam jener Stellung des Feindes, die er für befestigt hielt, der Bankgründung mit ihren Konsequenzen. Er marschierte gedeckt, mit Vorhut und Seitenhut. Er gab zu, daß er Interesse für das Unternehmen hatte, sogar großes Interesse, aber damit war auch alles gesagt. Er brachte der Sache Sympathie entgegen. Genügte das nicht? — Ja, wenn es nicht genügte, so konnte er ihr auch direkt näher treten, da handelte es sich nur um einige bindende Formalitäten, die er verlangen müsse. Um gewisse Garantien, um — und da war die Schlinge.

Alfred Weglehner war entgegenkommend. Er war es so sehr, daß der andere mißtrauisch wurde und seinerseits eine Falle witterte. Was war das

für ein Geschäftsmann, mit dem er es da zu tun hatte? Der hätte ihm überhaupt alles unterschrieben, und Anrain bedauerte, nicht mehr gefordert zu haben. Und was für Fragen der junge Mann stellte! Wofür er Interesse hatte! Ob sie das wohl in Amerika immer so machten? — Der wollte wissen, ob der Bankier die Prospekte auch gründlich studiert hätte. Ob jener wirklich fest überzeugt sei, daß die Sache für die Öffentlichkeit von Nutzen werden müsse. Ob er nicht an der geschäftlichen Korrektheit des Unternehmens zweifle. Wieder und wieder dröhnte das Lachen Anrains. Welch zarte Bedenken! Und welch täppische, kindische Manier, gerade das, was verschwiegen werden mußte, doch selbstverständlich überhaupt nicht berührt werden durfte, immer wieder hervorzuzerren! Was wollte der nur von der Reellität des Unternehmens? Übrigens, so dumm konnte er nicht sein, daß er darüber nicht selbst Klarheit gehabt hätte. Aber er hätte doch lieber auf seinen eigenen Vorteil achten sollen, was ging ihn der Vorteil der kleinen Leute an? Etwas war da nicht in Ordnung. Der Mann spielte mit verdeckten Karten, und Johannes Anrain tat alles, um ihn zu durchschauen. Das müßte denn doch nicht mit rechten Dingen zu gehen, wenn solch ein Neuling ihm seine Absichten sollte vorenthalten können. Wo hatte der seinen Nutzen? Um welche Einkünfte war es ihm zu tun? Welchen neuen Trick hatte er erfunden?

Und während der Bankier plauderte und lachte, von seiner Hochachtung für Erhard Weglehner, von seiner Menschenfreundlichkeit im allgemeinen und dem Talent seines Sohnes sprach, flogen aus seinen zu-

sammengekniffenen Augen blitzschnelle Seitenblicke in Alfred Weglehners Gesicht und prüften und prüften ... Aber er begriff nicht. Hätte er sich die Frage anders gestellt, hätte er nicht nach einem neuen Trick der geschäftlichen Übervorteilung gesucht, ihm hätte das seltsame Leuchten in den Augen seines Partners auffallen müssen, wenn er selbst mit wegwerfenden Redensarten über die Einwürfe betreffs der Solidität der Sache hinüberging, wenn er die Bedenken bezüglich der Ehrenhaftigkeit des Unternehmens leichthin in den Wind schlug. Aber gerade diese Bedenken hielt er ja für ungeschickte Ausflüchte, für nicht ernst zu nehmende Vorspiegelungen, hinter denen sich etwas anderes verbergen mußte, irgendeine besondere Absicht, irgendein geheimer Plan, Geld zu machen. Hätte er sich die Frage nur anders gestellt, seiner Beobachtung wäre es nicht entgangen, daß der da nicht nach Geld angelte, sondern nach etwas Fremdartigem, nach einem Etwas, das ihm die Reden des Bankiers in Fülle brachten; daß er diese Reden genoß wie ein Feinschmecker sein Lieblingsgericht, und daß es die Skrupellosigkeit war, die Niedertracht, die aus ihnen sprach, um die es ihm zu tun war. — Aber wie hätte Johannes Anrain auch die Frage anders stellen können? Er lebte seit fünfzig Jahren unter den Menschen, er hatte seinen Weg gemacht, alle seine Ziele erreicht, und nie war es nötig gewesen, die Frage anders zu stellen. Alle Menschen hatte er verstanden und richtig berechnet, nur mit diesem einen Mittel: zu durchschauen, auf welche Art sie Geld zu erlangen dachten. Er konnte

jetzt auf nichts anderes verfallen. So kam es, daß er nach langem Kampf resignierte. Mochte der andere sein Geheimnis behalten, es war ihm eben nicht zu entreißen. Er, er hatte dafür seine Schlinge. Die mußte genügen. Für jeden Fall!

Als sie die Unterredung beendeten, durfte Alfred Weglehner einen der mißtrauischsten und vorsichtigsten Männer der Stadt zu den Aufsichtsräten der amerikanischen Bank zählen. Bei allen andern hier hatte er leichteres Spiel.

Was kümmerte es Georg von Herstal, ob andere zu Schaden kamen, wenn er eine Sache unterstützte? Darin stimmte er mit Johannes Anrain überein. Ihm aber war es auch vollkommen gleichgültig, ob andere bei dieser Gelegenheit besondere Vorteile hatten oder nicht. Für ihn existierte der „andere" längst nicht mehr. Die Fabriken seiner Familie, die er geerbt hatte, sie hatten ihm die volle Unabhängigkeit von jenem „andern" gegeben, sie hatten es ihm erlaubt, sich von der Gemeinschaft loszulösen und seinem Ich allein zu leben. Alle die Rücksichten, die der Bankier bewußt verletzte, kannte er überhaupt nicht mehr. Hatte Alfred Weglehner Interesse für die Gründung der Bildergalerie? — Er hatte es reichlich. — Kannte er das von der Familie Herstal gestiftete Stadtmuseum mit den Familienreliquien der Stifter? — Er kannte es sehr wohl. — Wußte er, daß diese hervorragende und in jeder Beziehung wichtige Familie einen Gipfel ihrer Entwicklung erreicht hatte in ihrem gegenwärtigen Repräsentanten, in Georg von Herstal? Jede seiner Mienen, jede seiner Be-

wegungen stellte unaufhörlich dieselbe Frage. Und am liebsten hätte er sie immer wieder in Worte gefaßt und sich mit dieser Art von Gespräch begnügt: nur das zu fragen und sich eine bejahende Antwort zu erzwingen. Und Alfred Weglehner sagte das verlangte Ja, so wie es eingefordert wurde, in Ton und Gebärde, und das genügte. Die neue Bank? Sie hatte einen gewissen Anspruch auf Interesse. Georg von Herstal sollte sich dabei in irgendeiner führenden Rolle zeigen. Man könnte einen besonderen, neuen Titel für ihn finden; jedenfalls beanspruchte er den Vorsitz im Aufsichtsrat. Und war es auch gewiß, daß sein Name überall vor dem Arthur Steinmüllers stand? Auf allen Listen und auf allen Prospekten? Ja? Nun, dann war die Angelegenheit erledigt. Warum langweilte ihn dieser Mensch noch mit Fragen, die sich auf seinen Glauben an die Ehrenhaftigkeit des Unternehmens bezogen? Was ging das ihn an? Wen ging das überhaupt etwas an? Hatte nicht vor kurzem erst die Eröffnung der Bildergalerie mit ihren vielfachen Ehrungen für den Gründer stattgefunden? War dieses Thema nicht interessanter, kulturhistorisch wertvoller als jedes andere? Georg von Herstal antwortete nur noch mit ersterbender Stimme. Er hatte doch schon seine zustimmende Erklärung abgegeben. Alles weitere war Sache des Anwalts, das mußte man doch einsehen! —

Noch manche ernsthafte Unterredung fand an jenem Abend statt. Es war ganz selbstverständlich, daß Alfred Weglehner mit dem einen oder dem andern sich absonderte, um Geschäftliches zu besprechen.

Jeder wartete darauf, daß die Reihe auch an ihn kam.Und jeder wußte, was er dann fordern wollte.

Fritz Stollberg saß vorgebeugt und starrte unabläſſig in Alfred Weglehners Geſicht. Er ging auf gar keine nähere Erörterung ein. „Unter Ehrenmännern wie wir", war dabei ſeine ſtändige Redensart. Er brachte es ſcherzend, gewichtig, flüſternd und ſchreiend vor. Er ſchien ein unbändiges Vergnügen an dem Geſpräch zu haben. Er verſprach die weiteſtgehenden Leiſtungen für das Unternehmen, nachdem ihm die entſprechende Anzahl von Aktien zu Vorzugspreiſen zugeſtanden war. Und vor allem für die Zeiten der Not, da war er der richtige Mann! — Was das heißen ſolle? — Nun eben für die Zeiten der Not! Ein Unternehmen, das ſo ſtrengen Grundſätzen entſprach, wie denen des Hauſes Weglehner, das würde heute einen ſchweren Stand haben. Solidität und Rechtſchaffenheit müßten ſich in dieſer Epoche der Gauner und Halsabſchneider ſtets auf ſchwere Zeiten gefaßt machen. Und ſonſt hätte er nichts ſagen wollen. Kein Wort! Die kleinen Augen funkelten vor Gehäſſigkeit. Schließlich aber meinte er, es ſei alles in beſter Ordnung, und es würde niemand einen Zweifel wagen. Alfred Weglehner hörte intereſſiert zu. Der kleine Fabrikherr, der wegen ſeiner Bosheit gefürchtet war, machte den Eindruck eines Hundes, der nicht darauf verzichten will, dem Wanderer ans Bein zu fahren, obwohl er auch die Wurſt, die er ihm bietet, um jeden Preis haben möchte. So ſchnappte er wieder und wieder und kroch ſofort wieder am Boden. —

Gerührt und von überströmender Herzlichkeit war ein alter Bekannter aus der Jugendzeit, Doktor Ferdinand Konstantin, der Anwalt. „Denken Sie noch manchmal an die alten Tage?“ fragte er. „Wer hätte damals gedacht, daß aus Ihnen noch so eine Macht werden soll! Na, ich war der einzige, der immer große Stücke auf Sie gehalten hat! Denken Sie noch? Denken Sie noch?“ Sein rundes Gesicht glänzte.

Alfred Weglehners Blick war verschleiert. Er entsann sich nicht mehr genau ...

„Aber die Geschichte von damals! Junge, Junge, die — na, Sie werden ja wissen! Die dreihundert Mark, die ich Ihnen für so 'nen netten Pelzkragen geborgt habe —“

Er erinnerte sich nicht, eine Schuld zu haben. Wenn es aber der Fall sein sollte — — —

„Ja, aber —! Natürlich nicht. Sie habens doch nicht genommen — damals! Und hab ich nicht recht gehabt? Ists nicht so auch gegangen? Und all das schöne Geld ist heute noch da!“

„Ja, es ist auch so gegangen.“ Alfred Weglehner sah über den kleinen, fetten Mann hinüber.

„Nun also, nun also. Ja, jetzt, wo Sie Erfahrung haben, werden wir uns immer verstehen. Und das mit Ihrer Bank“ — er sah sich vorsichtig um, ob niemand lauschte — „das ist grandios. Kühn, sehr kühn, aber grandios. Und schön von Ihnen, daß Sie mich nicht vergessen haben. Selbstverständlich sage ich nicht Nein. Und Klientengelder, die

ich zu plazieren habe, gebe ich blind hin auf den Namen Weglehner, wenn er wo obenan steht. Ja, und wenn es Millionen wären! So steht es heute mit uns."

„Die Zeiten ändern sich."

„Ja, die ändern sich wohl. Damals waren es lumpige paar Tausende. Aber, aber —. Nun, darüber ist ja kein Wort mehr zu verlieren. Ich freue mich, daß Sie heute klug und zielbewußt geworden sind. Vielleicht gar — zu klug!" Der Blick sollte schelmisch sein, er war nur kniffig. „Wir verstehen uns, wir verstehen uns!"

Die Sensation des Abends war Mary Weglehners Erscheinen. „Eine Sonne ohne Wärme" nannte sie Herbert Anrain. Seine Augen verfolgten jede Bewegung ihrer zarten Gestalt, tranken die Schönheit und Grazie ihres Wesens in sich ein. „Sie ist nur für mich da," sagte sein Blick und sein Benehmen. „Wer sonst hat hier Organe, verfeinert genug, um das Wunderbare dieses Geschöpfes zu begreifen?" Das Sonderbare war, daß er diese Ansicht mit allen andern Herren teilte. Jeder glaubte sich berufen, die Eigenart, diese souveräne Liebenswürdigkeit Marys, für sein Verständnis allein in Anspruch zu nehmen. Sie hielt Hof wie eine Königin. Das taten die Damen, die man kannte, auch. Aber bei ihr empfand man klar die Natürlichkeit dieser Position. Sie war nicht nur anders als alle, sie war etwas Höheres, ein Gast aus fremden Menschheitsregionen. Wie sie dasaß, die feine weiße Hand, deren Farbe von der Seide ihres Kleides fast nicht abstach, aufs Knie

gelegt, in der anderen, gesenkten Hand den Fächer haltend, das Gesicht voll Aufmerksamkeit jenem, mit dem sie gerade sprach, zugewandt, machte die Gestalt den Eindruck rührender Schwäche. Die kindlichen Schultern bebten leise, wenn sie lachte, wenn sie, wie es so oft geschah, eine Äußerung ihres Partners scherzhaft nahm, und das erhöhte diesen Eindruck der Schutzbedürftigkeit. Dem äußern] Anschein nach war hier ein Wesen geringerer Kraft und größerer Verletzbarkeit, das von lauter Stärkeren umgeben war. In Wirklichkeit verhielt es sich so seltsam anders! Wer in den Bereich dieser blauen Augen trat, wer auf das Metall dieser Stimme horchte, war plötzlich untertan geworden. Untertan irgendeiner Gewalt, die keinen Namen hatte. So mochte das Auge des Menschen eine geheimnisvolle Macht über Tiere haben. Eigentümlich und nicht ohne Lächerlichkeit war der Wechsel im Benehmen der Männer, wenn sie in diesen Bannkreis traten. Draußen wußte jeder so genau, was er wollte, hier hatte er es mit einemmal vergessen. Hier sprach jeder seine eigensten Angelegenheiten, als hielte er eben diese für sein Bestes, und sein Bestes gerade gut genug, dargebracht zu werden.

Einer nur sprach fast gar nicht. Ewald Weglehner hatte seinen Platz in Marys Nähe und sah stumm auf das Treiben um sie her. Wenn er diese anderen betrachtete, wenn er ihre Widerstandslosigkeit sah, so begriff er, daß hier eine Kraft am Werke war, gegen die es keinen Schutz gab. Er freute sich dessen. Er gewann seine Selbstachtung daran wieder und suchte zu

verstehen. Und er glaubte zu wissen, daß es die vollständige Gleichgültigkeit Marys war, ihr Außenstehen, ihre Fremdheit gegenüber den menschlichen Dingen, die ihr jene geheimnisvolle Anziehungskraft verlieh. Etwas trieb die Menschen an, das nicht zu dulden, um einen Strahl der Sympathie aus diesen Augen zu werben, dieses Wesen damit zu ihresgleichen zu machen. Und er sah die Vergeblichkeit all der Bemühungen mit an.

Neben ihr lehnte Herbert Anrain. Die blonden Locken weit aus der Stirne gestrichen, die Wangen leicht gerötet und die Augen mit dem Ausdruck der Anbetung auf sie gerichtet. Sein Anblick erinnerte an gewisse mittelalterliche Holzschnitte, die den „Frommen" auf ähnliche Weise darstellen. Er hielt die Hände auf der Lehne eines Stuhls, über den er sich beugte, wenn er zu ihr sprach. Leise, mit einem Ton fanatischer Eindringlichkeit klang da seine Stimme. Er sprach für sie und nur für sie. Dann wandte auch sie ihm ihr Interesse zu. Es gehörte bald diesem, bald jenem um sie herum, aber stets ganz allein einem einzigen. Wie ein Kind in einem Bilderbuche blättert, so war der Verkehr Mary Weglehners mit den Menschen. Da hatte sie die eine Seite aufgeschlagen, eben die, auf der Herbert Anrain stand, betrachtete das Bildchen genau, schien auch ihre Freude daran zu haben, um dann weiter zu blättern. Die nächste Seite — ein neues Bild und dasselbe Vergnügen an dem. Und doch glaubte jeder, der gerade an der Reihe war, es liege etwas Besonderes in ihrer Art, das nur ihm zuteil wurde. Oder war es vielleicht nicht tieferes

Anteilnehmen, als sie Herbert Anrain fragte, warum er stets so leise und kaum hörbar spreche? —

Das Rot auf seinen Wangen wurde tiefer. Er suchte, mit seinem Blick ihr Auge festzuhalten, dann sagte er, leise wie sonst, aber mit dem wärmsten Ton: „Ich kann mit dieser meiner rechten Hand, wenn ich die Feder in ihr halte, schreien; so laut schreien, daß man es bis an Deutschlands Grenzen und weiter noch über die Länder hört. Da habe ich meiner Zunge das Lautsein verboten. Es bedeutet so wenig gegen den Hall der Feder ..." Verstand sie den Wert dieses Bekenntnisses? Wußte sie, daß diese Sprache nur für sie von ihm gesprochen wurde, daß er niemanden sonst ihrer wert gehalten hätte? — Sie schien sich zu freuen und nickte dankend. „O, sehr interessant ist das!"

Fritz Stollberg erzählte ihr, daß es ihm gelingen würde, seine Waren um fünf Prozent billiger als die Konkurrenz auf den Markt zu bringen. Und — sie fragte nicht, aber hätte sie gefragt, so wäre das Ungeheuerliche geschehen, und er hätte ihr das Geheimnis verraten, wie er es zuwege bringen wollte, und auf welche Weise er seinen Arbeitern den Lohn verkürzen konnte. Artur Benarski sprach davon, daß das Leben schwer sei und hohe Ansprüche an seine Arbeitskraft stelle, und daß er eigentlich nur dem Wunsche seiner Gattin folge, wenn er sich jetzt wieder um ein neues Amt bewerbe. Und er schilderte ihr die anstrengenden Funktionen eines Magistratsdirektors. Auch Doktor Konstantin nahm schließlich hier seinen Sitz und sprach von dem neuen Zug, den Alfred

Weglehners Unternehmungsgeist hierher getragen hatte, und von seiner alten Sympathie für ihn. — Es war etwas ganz Unerhörtes, daß der Kreis einer Dame in einer Gesellschaft bestehen konnte, in der Georg von Herstal die Protektion der Stadt und Bankier Anrain die der Börse vergab.

Endlich erschien die Hausfrau. Ein Rücken mit den Stühlen, ein Grüßen und liebenswürdige Redensarten, mit denen die Entschuldigung für das verspätete Kommen entgegengenommen wurde. Da und dort wurden verständnisvolle Blicke gewechselt; man kannte die Lebensweise in diesem Hause, man bedauerte den Kommerzienrat; aber man war nicht böse darüber, daß seine Gattin Gelegenheit gab, diese unbeliebte Persönlichkeit zu bedauern.

Dem Kommerzienrat selbst war das Amt zugefallen, den Damen Gesellschaft zu leisten. Sie saßen im zweiten Zimmer, wo Johannes Anrain seine Gespräche führte. Helene von Herstal, Georg von Herstals Schwester, und die Gattinnen mehrerer Herren waren erschienen. Ihre Anwesenheit war notwendig, um dem Abend den offiziell geschäftlichen Charakter zu nehmen. Sie wußten das schließlich selbst und stellten weiter keine Ansprüche an Unterhaltung. Bei diesem Kampf der Interessen, der hier zum Austrag kam, in dieser Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens fiel ihnen keine andere Rolle zu, als da zu sein, eine Dekoration für die Fernstehenden zu bilden. Kommerzienrat Steinmüller hatte vergeblich nach einem Thema gesucht, das über die Leere der Stunden hinüberhelfen konnte. Nichts weckte das Interesse, bis

endlich eine der Damen eine Bemerkung über die Freiheiten machte, die eine Amerikanerin sich im Verkehr mit Herren herausnehmen dürfe. Da hatten sie ihr Thema, und es war unter den gegebenen Umständen anregend genug.

Zu später Stunde öffneten sich die Flügeltüren des großen Saales, Fräulein von Hebefeld trat ein und lud zur Tafel. —

Es war ein Moment großer Feierlichkeit, als Doktor Konstantin, dem diese Aufgabe zugefallen war, an sein Glas schlug und sich erhob. Er ließ seinen Blick nach links und rechts über die Gäste gleiten, er wartete bis Ruhe eingetreten war und sprach: „Wir feiern mit dem heutigen frohen Beisammensein ein glückliches Ereignis. Es ist zum erstenmal seit seiner Wiederkehr aus fremden Landen, daß einer der besten Söhne unserer Stadt an einem geselligen Zusammensein teilnimmt. Und dessen freuen wir uns alle. Es ist das erste Mal, daß wir seine holde Gemahlin in unserer Mitte begrüßen dürfen. —" Der Redner hob das Glas gegen Mary Weglehner, die ihn mit glänzenden, weit geöffneten Augen ansah. Alle Blicke richteten sich auf sie, und manch einem mochte der Gedanke kommen, daß die Bezeichnung „hold" nie richtiger angewendet worden sei. — „Wir begrüßen sie, wir hoffen alle, daß sie fernerhin stets unsern Kreis zieren möge, als Blume" — er suchte nach einem besseren Wort — „als Königin. Mit offenem Freundesherzen nehmen wir sie auf." Man erhob sich, die Gläser streckten sich Mary entgegen, die mit Verwunderung die eigenartige Zeremonie betrachtete. Glückwünsche und

Grußworte klangen zu ihr herüber. Sie nickte dankend.

Nachdem Ruhe eingetreten war, fuhr der Redner fort: „Als ein Gebender, ein Spender ist Alfred Weglehner in seine Heimat zurückgekehrt. Der Wohlstand und das Glück sind sein Gefolge. Er ist ein würdiger Sohn unserer Stadt, ein würdiger Kämpfer in den Reihen derer, die für das Gute und Rechte leben. Er tritt an die Spitze eines großen Unternehmens, das von tausend Hoffnungen begrüßt wird. Und das sind sie, die großen Männer unserer Zeit, die Neues ins Leben rufen, das sind sie, die großen Spender unserer Zeit, die für das Gemeinwohl schaffen, die treu ein Lebenswerk vollziehen, das seine Segnungen ausstrahlt bis in die Hütten der Ärmsten. Das sind unsere Helden, diese Männer der Arbeit, der Rechnung, des Berufs! Und gerne und freudig werden wir alle ihm zur Seite stehen ..." — „Wir alle! Alle!" Beistimmende Rufe erhoben sich, Bankier Anrain war der erste gewesen, der seine Zustimmung hatte laut werden lassen, und wie auf ein Stichwort schwoll jetzt der Beifall an. „Wir alle!" Kaum konnte der Redner vollenden. — „... zur Seite stehen, denn wir zählen noch manchen dieser unscheinbaren Helden zu uns. Wir begrüßen in ihm um so freudiger den Mitstreiter, den Mitstreiter für Ehre, Tüchtigkeit und das Wohl der andern."

Da klangen die Gläser, da eilten viele der Herren von ihren Sitzen, um Alfred Weglehners Hand zu fassen. Fritz Stollberg war nun der erste, der sie hielt und schüttelte und gar nicht lassen wollte. Ein

freudiges, lebhaftes Gemurmel ging von Mund zu Mund, Anerkennung für den Redner, für Alfred Weglehner, für alle Welt strahlte von den Gesichtern. — War es wirklich nur, weil sich niemand unter diesen Herren befand, dem nicht soeben private Versprechungen gemacht worden waren, der sich nicht von dem Unternehmen besondere Vorteile versprach? Kaum! Wer die Mienen sah, in denen sich die Zufriedenheit malte, die Stimmen hörte, die froh durcheinanderklangen, der konnte nicht glauben, daß Kleinlichkeiten und egoistische Motive das Tun dieser Menschen bestimmten, dasselbe Tun, für das sie sich so herzlich begeisterten. In diesem Augenblick war jeder überzeugt, „ein Mitstreiter zu sein für Ehre und das Wohl der andern". — Der eine, der die Gesichter prüfte, den die Stimmung nicht ergriff, er mochte mit Staunen diese Erkenntnis gewinnen. Alfred Weglehner erhob sich. Er schlug an sein Glas.

„Meine Damen und Herren!" — Ruhe trat ein. Alle nahmen ihre Plätze ein, die Blicke wandten sich zu dem Redner. Da stand er, schlank und aufrecht, mit ruhigem Auge in die Gesichter sehend, blaß, interessant und undurchdringlich. Aber das letztere gehörte ja zum Beruf und ehrte ihn nur in der Meinung der anderen. — „Meine Damen und Herren! Ich habe für die freundlichen Reden, die ich gehört, zu danken. Es sind die ersten Worte dieser Art, die ich in meiner Heimat vernahm, und, ich will es nur gestehen, ich habe diese Worte bis jetzt vermißt. Wenn ich in den Jahren der Arbeit, die hinter mir liegen, an die Menschen meiner Heimat dachte,

— so sah ich sie, wie sie mir heute entgegengetreten sind: mit solchen Worten auf den Lippen und bei solchen Werken, wie das eines ist, zu dem wir uns zusammentun. — Wie hoch ich Sie zu schätzen weiß, vermag ich Ihnen nicht zu sagen, meine Taten sollen und werden es Ihnen beweisen." — —

Und immer froher wurde die Laune. Der Wein vollzog sein Wunder. Er änderte das Weltbild, er machte die schönen Redensarten zu Wahrheiten. Man glaubte an die Vortrefflichkeit der andern, ja man glaubte sogar an seine eigene Vortrefflichkeit. Das Glück des Weines, das um soviel harmloser ist, als das des Übervorteilens, rötete die Gesichter. Es stand ihnen ungewohnt. Aber die Gelegenheit verlangte ein Fest, die Gelegenheit: gedeckt durch die Unredlichkeit eines andern, reicher zu werden als man war. Nicht einer, der an diesem Abend etwas anderes getan hätte, als sich dieser Deckung zu versichern.

Alfred Weglehner sah gedankenvoll in das freudige Treiben. Was war das Erlebnis dieses Abends für ihn? Er hatte der menschlichen Ehrenhaftigkeit, die er verachtete, ein Strauß angeboten, und der Gegner war nicht zur Stelle gewesen.

4

Es war eine Änderung im Leben der Stadt eingetreten, eine Änderung, über die sich schwer etwas Bestimmtes sagen ließ. Eine genaue Statistik hätte nur festgestellt, daß die Zahl der strafbaren Handlungen, die in Rotenfeld begangen wurden, auffallend gestiegen war. Ein allgemeiner moralischer Rückgang wäre zu konstatieren gewesen. Die Kriminalisten wissen von solchen Fällen. Mit einemmal häufen sich die Gesetzesübertretungen, die Schranken der Sitte scheinen brüchig geworden und werden nicht mehr geachtet. Meist läßt sich eine naheliegende Erklärung für diese Erscheinung finden. Drückende Notlage, wie sie nach einem großen Unglück, das weite Schichten trifft, nach Feuersbrunst oder Mißwachs eintritt; oder das Nachlassen der Überwachung durch die staatliche Macht, wie zu Zeiten des Krieges oder des Umsturzes. Immer aber hat es auch solche Fälle gegeben, wo die Ursache des Überhandnehmens der Delikte im Dunkeln blieb, wo der Kriminalist vor eine Tatsache gestellt wurde, die durch nichts begründet schien. Und er konnte dann nur versuchen, durch Anführung von allgemeinen Theorien etwas zu ihrem Verständnis beizutragen. So wird dann von der Ansteckung der Sittenlosigkeit gesprochen, von

der besonderen Macht des bösen Beispiels. Diese merkwürdige Gleichzeitigkeit, mit der sich gerade Angriffe gegen das Eigentum so oft einstellen, führt auch leicht irre. Die Annahme drängt sich auf, daß ein Einverständnis zwischen den Übeltätern bestehen müsse, die Polizei glaubt sich einer weitverzweigten Verbrecherbande auf der Spur und führt einen mühevollen Kampf gegen ein Trugbild.

Nicht alle Vorfälle kamen zur Kenntnis der Behörden. Die angesehenen Firmen ertrugen lieber stillschweigend einen kleinen Schaden, als daß sie durch eine Anzeige ihren Namen in Verbindung mit einer Betrugsaffäre gebracht hätten. Dennoch hatte der Polizeirat von Lansheim, der dem öffentlichen Sicherheitsdienst der Stadt vorstand, nie öfters Gelegenheit gehabt, seinen Namen unter einen Verhaftsbefehl zu setzen, als in diesen Monaten, die der Gründung der amerikanischen Bank, dem Beginn der neuen Ära, folgten.

Polizeirat von Lansheim war erst seit kurzer Zeit auf seinem Posten. Sein Vorgänger hatte in der Gesellschaft der Stadt verkehrt, zahlreiche persönliche Beziehungen angeknüpft und hatte sich als „angenehmer Mensch" einer großen Beliebtheit erfreut. Edmund von Lansheim kam nicht in dieselben Bahnen. Er galt bald als Sonderling, und man verzichtete nach einigen mißlungenen Versuchen darauf, ihn den führenden Kreisen der Stadt anzugliedern. Er stand im Rufe, beschränkt und wenig gebildet zu sein und außerhalb seiner Arbeitssphäre nicht mitreden zu können. Und ein solcher Ruf bedeutete etwas! Wenn

es in der Stadt von jemandem hieß, er sei beschränkt, so nahm sich kaum irgendwer noch die Mühe, nachzuprüfen. Das Gerücht spielte da stets eine große, in vielen Fällen entscheidende Rolle. Hätte das Gerücht aus Herrn von Lansheim einen guten Kameraden gemacht, einen Mann, mit dem sich leben ließ, so wären ihm alsbald die Einladungen ins Haus geflattert, er hätte den und jenen Wink bezüglich kleiner Spekulationen erhalten, kurz, er wäre zu einer Position gekommen. So blieb das alles aus. Soweit man offiziell mit ihm zu tun hatte, spielte sich der Verkehr in den höflichsten Formen ab, und sonst ließ man ihn seiner Wege gehen.

Der Polizeirat war ein alleinstehender Mann von ungefähr vierzig Jahren und hatte pedantische Lebensgewohnheiten, die er sehr hoch stellte. Sie trugen auch Schuld daran, daß er für seine Person das gesellschaftliche Treiben nicht suchte, denn er konnte sich keine Veranstaltung denken, der zuliebe er gerne auf seinen Nachmittagsspaziergang oder gar auf Stunden der Nachtruhe verzichtet hätte. Das hinderte ihn nicht, ein tüchtiger Beamter zu sein. Im Gegenteil! Es war nicht schwer, einen Zusammenhang zwischen der fanatischen Liebe zur Ordnung, der dieser Mann in seiner Lebensweise huldigte, und seiner Hingabe für den eigenen Beruf zu finden. In Wirklichkeit war er von der Wichtigkeit seines Amtes in hohem Maße durchdrungen und stolz darauf, gerade diese Pflicht zu erfüllen. Er war nicht etwa lebensfremd, sein Horizont war nicht enge, er gehörte nicht zu jenen, die es sich erspart haben, über

das Leben nachzudenken, da ihnen ohnehin feste und bequeme Anschauungen anderer zur Verfügung gestellt werden. Es war seine eigene, ehrlich erkämpfte Weltanschauung, in der das „Tue recht!" obenan stand.

Ein kleines Unrecht, das ihm im Jünglingsalter widerfahren war, hatte seinen starken und gesunden Charakter zu dieser Weltanschauung geführt. Damals war der kaum Zwanzigjährige mit einem sehr einflußreichen Mann seiner Vaterstadt in Streit geraten. Die Sache war an sich unbedeutend, es spielte aber ein gewisses Lächeln einer jungen Dame eine Rolle dabei, das ihn weiter getrieben hatte in der Behauptung seines Rechtes, als eigentlich in seiner Absicht gelegen. Der nebensächliche Streitfall trat in den Hintergrund. Es wurde eine Rechtsfrage und nur eine Rechtsfrage für ihn, und diese beschäftigte sein Denken, drängte alles andere zurück. Schließlich wurde die Angelegenheit vor Gericht erledigt. Und da lernte er zum erstenmal erkennen, was es bedeutet, an Einfluß und Macht der Schwächere zu sein. Es wurden merkwürdige Zeugenaussagen abgegeben; niemand sagte eine direkte Lüge. Aber in der Art, wie man Wichtiges flüchtig behandelte, Nebensächliches hervorkehrte, Fernabliegendes herbeiholte, lag eine so niederträchtige Verdrehung der Wahrheit, daß es ihm unmöglich gemacht wurde, sein klares Recht durchzusetzen. Er lernte, wie aus einer Reihe kleiner, unscheinbarer Verstöße gegen das Recht eine große Infamie entsteht. Niemandem konnte er ernstlich etwas vorwerfen. Wenn er sich selber prüfte, wie oft er um ein Kleines von der geraden Linie

abgewichen war, so mußte er sich eingestehen, daß auch in seinem Leben solche Nachgiebigkeiten gegen die Wahrheit nichts Seltenes waren. Um andern nicht zu mißfallen, ja, selbst nur um den Schein der Rechthaberei zu vermeiden, hatte er oft genug statt eines Nein ein halbes Ja gesagt. Er durfte sich jetzt nicht beklagen. Und doch fühlte er sich tief verletzt, in seinem innersten Empfinden getroffen. Die Lehre, die er damals empfing, blieb ihm fürs Leben. Es war die Erkenntnis der Unerbittlichkeit des Rechtes, die Erkenntnis, daß es kein kleines, kein entschuldbares Unrecht gebe, denn jedes sei groß und unentschuldbar für den, der darunter leidet. Eine seltsame Erkenntnis für einen ganz jungen Menschen, um so seltsamer, wenn sie stark genug ist, zur Richtschnur für ein Leben zu werden. Er hatte nichts als die Verachtung, mit der er auf die Niedrigkeit seiner Gegner sehen durfte. Und unmerklich wurde ihm diese Verachtung zu einem teuern Gut, das er nicht missen konnte: denn hätte er selbst späterhin auch nur das kleinste Unrecht getan, — er hätte nicht mehr das Recht gehabt, jene andern so zu verachten, wie er es tat. Edmund von Lansheim besaß jene Selbstzucht und jene Energie, deren es bedurfte, die Lebensführung nach Grundsätzen einzurichten. Er hatte das Unrecht verabscheuen gelernt, er bekämpfte es, wo er es traf, und zuerst in seinem eigenen Tun und Lassen.

Er hatte die Schätzung seiner Vorgesetzten und war auch von seinen Untergebenen geachtet. Im Privatleben aber blieb er vollständig vereinsamt. Jene junge Dame, deren Lächeln einmal so viel über ihn

vermocht hatte, war längst aus seinem Gedächtnis geschwunden.

Sein Gesicht war nicht unschön. Das nur an den Schläfen etwas dünne Haar straff zurückgestrichen, der schwarze Schnurrbart in tadelloser Lage, so konnte man ihn leicht für zehn Jahre jünger nehmen. Er ging stets mit fast schrullenhafter Sorgfalt gekleidet. Seine Haltung war auffallend gerade, und seine ganze Art erinnerte an den Offizier in Zivil. Man konnte von ihm sagen, er hätte Disziplin in jeder Bewegung.

Das war der Mann, den die plötzlich auftretende Vermehrung von Gesetzesübertretungen aller Art in erster Linie anging. Er stand vorläufig vor einem Rätsel. Hatte man nicht ein Recht, von dem schlechten Einfluß ausländischer Sitten und Gebräuche zu sprechen? Mit der Gründung der neuen Bank, mit der Reformation im geschäftlichen Leben war diese Erscheinung Hand in Hand gegangen. Oder lockerte jener Hoffnungsrausch, der sich damals auch der ruhigsten Köpfe bemächtigte, die Achtung vor dem Mein und Dein? Gewiß waren nur die Tatsachen; die Zahlen sprachen, und es galt, auf dem Posten zu sein.

In dieser Zeit gelangte unter andern eine merkwürdige Anzeige in die Hände des Polizeirates und gab Anlaß zu Nachforschungen.

Die Anzeige war in Form und Ton eigentlich nicht ungewöhnlich. Seitdem es geschieht, daß exaltierte und leicht zu ängstigende Menschen ihre Befürchtungen und Leiden der Sicherheitsbehörde mitteilen, ist dieser selbe Brief schon unzähligemal ge-

schrieben worden. Die seltsamsten Beschuldigungen werden erhoben, die unerhörtesten Motive werden Feinden zugesprochen, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, den Anzeiger zu bedrängen oder ihm nahestehende Menschen zu schädigen. Hier aber war etwas in den Angaben enthalten, ein Name, eine Bezugnahme auf Ereignisse, was den Polizeirat stutzig machte und ihn den Brief ernster nehmen ließ, als er es für gewöhnlich getan hätte.

Der Name war der Alfred Weglehners.

Frau Elfriede Vollmann, die Witwe eines Postbeamten, teilte der Polizei, die sie für die richtige Instanz hielt, mit, daß ihr Sohn Hans fast zum Verbrecher geworden wäre. Und daß nur eine glückliche Fügung und ihr Eifer für sein Wohl ihn vor der Sünde bewahrt habe. Durch die Ratschläge und Verführungskünste böser Menschen wäre die Seele ihres Kindes vergiftet worden. Und der Versucher ginge um, und seine Macht sei groß. Sie aber wolle nicht schweigend zusehen bei seinem Werke, sondern es hinausrufen, daß er da sei, jedermann zur Warnung, damit sich ihre Brüder und Schwestern seiner erwehren könnten. — Und in verworrener Weise, mit Bibelsprüchen untermengt, folgte die Erzählung, daß ihrem Kinde von seiten seines Chefs, Alfred Weglehner, zugemutet worden sei, Urkunden und Bücher zu fälschen und sich gegen das sechste Gebot zu vergehen. Daß sie ihm aber geholfen habe in seiner Gewissensnot, in der wohl schon mancher unterlegen sei (diese Bemerkung war zweimal unterstrichen), und daß er der Lockung siegreich widerstanden. —

Die erste Regung des Polizeirates war, das Schreiben unbeachtet zu lassen. Alles daran verriet den geringen Wert der Angaben seiner Absenderin. Aber da war auch die Anspielung auf die andern, die der Versuchung unterlegen seien, und dann — es handelte sich wieder um einen Angestellten der Firma Weglehner. Das gab zu denken.

War nicht dieser Herr Anton Schulz, der sich jetzt in Untersuchungshaft befand, ebenfalls im Kontor bei Weglehner bedienstet gewesen? Anton Schulz, der wochenlang in allen Nachtlokalen der Stadt den Lebemann gespielt, hohe Zechen gemacht und bei Buchmachern gewettet hatte, bis man endlich auf ihn aufmerksam geworden war und es für nötig gefunden, nach der Herkunft des Geldes zu forschen, mit dem er dieses Leben bestritt? Da hatte sich dann ergeben, daß er seine Firma durch Unterschlagungen aller Art geschädigt hatte. Wie es möglich gewesen war, — das ließ sich auch nur durch eine merkwürdige Leichtfertigkeit der Kontrollierung erklären. — Und da war noch etwas! Noch einer, den es anging! Der Eduard Sterner. Auch der war bei Weglehner gewesen, ehe er den Posten bei der neuen Bank angenommen hatte. Dem konnte man freilich noch nichts anhaben. Man mußte sogar bei allem, was dieses Finanzinstitut betraf, besonders vorsichtig sein, um die Beunruhigung des Publikums nicht zu erhöhen. Es gab bereits Gerüchte, die leicht zu einer Krise führen konnten. Aber über Eduard Sterner war sich der Polizeirat ganz im Klaren. Einmal, auf eine der anonymen Anzeigen hin (es waren

mehrere gekommen), hatte er sich den Mann kommen lassen. Es war für ihn genug gewesen, diese windenden Bewegungen zu beobachten, mit denen sich Herr Sterner fortbewegte, fast ebenso sachte und schleichend, wie seine Rede dahinfloß. Es war genug gewesen, den scheuen Blick und die süßliche Miene zu sehen, um zu wissen, daß der Mann von dem, was man ein gutes Gewissen nennt, recht wenig vorrätig hatte. — Und nun war dieses unklare Zeug mit der Versuchung des Hans Vollmann der dritte Fall.

Die Zeiten waren so, daß man nichts außer acht lassen durfte. Es mußte immerhin als eigentümliches Zusammentreffen gelten, daß drei Personen, die so lange im selben Kontor beschäftigt gewesen, sich eben jetzt verdächtig machten. War vielleicht dort der Herd jener Seuche, deren Anwachsen der Beamte seit Monaten machtlos gegenüberstand? Er beschloß, die Angelegenheit ins Auge zu fassen.

Durchaus nicht mindernd auf den Verdacht des Polizeirates wirkte ein Besuch, den er noch am selben Tage empfing. Es war niemand anders als Herr Hans Vollmann, das Kind jener Postbeamtenwitwe, in eigener Person, der erregt und sehr verstört erschien, um sich zu erkundigen, ob wirklich ein Brief seiner Mutter eingelaufen sei. Der fette, behäbige Mann wischte unaufhörlich mit einem bunten Tuche die Schweißtropfen von seiner Stirne und wollte dem Herrn Rat nur sagen, daß seine Mutter im Kopfe nicht ganz richtig sei, und daß er nur käme, um der Behörde unnötige Schritte zu ersparen. Denn

natürlich sei an der Sache kein wahres Wort. Und die Mutter selbst würde es bezeugen, denn sie sei nachträglich ganz verzweifelt über den unverantwortlichen Brief.

Der Polizeirat hatte den Besucher in seinem Amtszimmer empfangen. Er selbst saß, dem Lichte abgekehrt, bei seinem Arbeitstisch und konnte den Ausdruck in Herrn Vollmanns Gesicht genau beobachten. Er unterbrach die Rede des Kommis mit keinem Wort. Er wußte, daß diese Art Leute keinen Ansporn brauchen, um mehr zu sagen, als sie selber wollen, und es interessierte ihn, was der Mann zu erzählen hatte.

Also vor allem hatte sich überhaupt nichts ereignet. Das wollte er nur sagen. Es sei nur eben die Mutter! Ja, und seine eigene schlechte Laune. Da hätte man den ganzen Tag sich zu plagen und zu schinden, und wenn man dann nach Hause käme, könne man nicht noch auf jedes Wort aufpassen, und da redet man vielleicht das und jenes, was die Mutter falsch versteht. Aber der Herr Rat würde ja begreifen: da sei nie etwas dahinter. Die schlechte Laune, und eben weil die Mutter auch immer so verärgert sei. Da sei das mit Elise Sterner, — und da hätte die Mutter recht, die Elise brauche nicht jeden Tag im Automobil zweimal an ihrer, der Vollmanns Wohnung vorbeizufahren, just an ihrer Wohnung, als ob es keine andern Straßen in der Stadt gebe. Der sei das Glück gehörig zu Kopf gestiegen. Die wisse gar nicht mehr aus und ein. Aber da würde man ja noch Sachen hören. Er wolle gewiß

niemandem etwas Schlechtes nachsagen, Angeberei sei nicht seine Sache, und was ginge ihn Eduard Sterner an? Aber wenn einer so in die Höhe kommt, und niemand weiß, wie und woher er das Geld nehme, — nun er wolle da besser nichts darüber reden. Es sei die Mutter, die einen alten Haß auf die Elise habe, noch von früher her. Weibergeschichten das Ganze, nichts als Weibergeschichten!

Ein treuherziger Blick sucht im Gesicht des Beamten nach dem Einverständnis von Mann zu Mann gegenüber all den Weibersachen. Aber der Polizeirat sieht ihn ruhig an, immer mit demselben aufmerksamen Gesicht, daß Herr Vollmann überhaupt nicht mehr weiß, ob er reden soll oder gehen.

Er hätte also die Sache wieder gut gemacht, hoffe er. Der leidige Brief hätte nicht das Geringste zu sagen. Die Mutter schreibt gerne Briefe, oft tut sie den ganzen Tag nichts anderes. Wenn irgendwo etwas passiert, gleich glaubt sie, es ginge sie etwas an. Wenn sich zwei Leute scheiden lassen, oder es ist sonst ein Streit, die Mutter schreibt an sie, auch wenn es ganz Unbekannte sind, sie sollen sich versöhnen und kein Ärgernis geben. Ja, schwer sei es mit ihr! Aber daß sie ihm einmal so etwas anrichten würde, das hätte er denn doch nicht von ihr geglaubt! Aber das sei so mit ihrer Geheimniskrämerei; wenn sie ihm nur vorher ein Wort gesagt hätte. Aber weil er vor zwei Wochen irgendwelches Zeug gesprochen hätte, schreibt sie jetzt, jetzt auf einmal den Brief.

Der Polizeirat müsse nicht glauben, daß es damals wirklich etwas gegeben hätte. Es sei nur vor

zwei Wochen die Sache mit den Sterners gewesen. Da sei ihm eben damals so ein Gedanke gekommen. Gerade damals, — und warum, wisse er selber nicht. Und da hätte er in seinem Zorn gegen die Sterners sich zuhause kein Blatt vor den Mund genommen und hätte darauf losgeredet. Aber seitdem sei doch so vieles anders geworden! Eben damit habe es ja angefangen. Und jetzt ...

Da war etwas im Wesen seines Zuhörers, das Herrn Vollmann am Weitersprechen verhinderte. Er sah ja nicht viel mehr vor sich als ein beschattetes Gesicht, dessen Ausdruck er eben noch erraten konnte. Der Ausdruck aber sagte ihm nicht viel. Vielleicht war die Haltung des Polizeirates straffer geworden, hatte sich der Kopf um eine Linie gehoben, — es war etwas Unbestimmbares, aber eines stand fest: Herr Vollmann konnte und konnte nicht weiter schwätzen, ohne gesagt zu haben, was eigentlich in diesen zwei Wochen anders geworden war. Und das zu sagen, schien ihm nicht leicht zu werden. Er atmete rasch, führte zweimal sein Tuch über die Stirne und machte hilflose Bewegungen mit den Händen.

Ja, das wäre eben so, das wäre eben nicht anders, und die Mutter hätte ihm vorher etwas sagen sollen! — Dabei blieb er. Er meinte, wenn er es sich recht überlege, was sich seit damals geändert hätte, so sei es die Zulage, die er jetzt bekomme, und von der er früher noch nichts wußte; und daß seine Stellung im Kontor ja auch viel besser geworden sei. Das Vertrauen seines verehrten Chefs hätte ihn auf einen verantwortungsvolleren Platz gestellt. Jetzt sei man

doch nicht mehr der erste beste und müsse etwas auf sich halten.

Der Polizeirat schwieg noch immer. Wie eine Saugpumpe war dieses Schweigen, und es lag an dem Gehirninhalt des dicken Mannes und zog und zog die Gedanken hervor, die da wirr durcheinandergingen. Aber er leistete mit allen Kräften Widerstand.

Nur das solle der Herr Polizeirat nicht glauben, daß sein verehrter Chef irgend jemandem etwas Unrechtes zumuten könne. Und alles sei in Ordnung. Und deshalb sei er hier, um das zu sagen. Und die Mutter wisse es jetzt auch, aber sie sei nicht richtig im Kopfe ...

Und er begann, hastig und fast in jammerndem Ton seine frühere Litanei von vorne wieder aufzusagen.

Schließlich schnitt ihm der Beamte mit der Versicherung das Wort ab, daß auf den Brief hin keinerlei Schritte geschehen würden. Herr Vollmann atmete befreit auf, und ein so naiver Ausdruck von Selbstzufriedenheit trat in sein Gesicht, daß es einen Moment fast verklärt aussah. Er hatte sich offenbar die Aufgabe gestellt, nicht eher dieses Zimmer zu verlassen, bis ihm nicht ein derartiges Versprechen gegeben worden sei. Nun durfte er also gehen und sich sagen, daß er dieses martervolle Gespräch — denn es war entsetzlich gewesen! — nicht umsonst geführt hatte.

Lange schritt Edmund von Lansheim in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Der Besuch gab ihm zu denken. — Was war das mit Alfred Weglehner? Was konnte es überhaupt sein?

Über die Herren Vollmann und Sterner gab es

keinerlei Unklarheit. Was da an kleinlichem Haß und Neid in die Blüte geschossen war, das mochte ruhig weiterwachsen. Von den beiden sorgte jeder schon dafür, daß der andere rechtzeitig unschädlich gemacht würde. — Die Sache mit dem Brief? Sie lag auf der Hand. Und das Merkwürdige war, daß dieser Brief keine Verleumdungen enthielt. Das stand für den Beamten jetzt fest. Vor zwei Wochen hatte ja dieser Herr Vollmann selbst alles dazu getan, daß ein solcher Brief geschrieben würde. Er hatte diese Äußerungen der Mutter gegenüber ohne Zweifel nur deshalb fallen lassen, um sie zu diesem Schritt zu bringen. Er kannte doch die Frau und ihre Art! Vor zwei Wochen! Wie standen die Dinge damals? War es wohl jener Moment, wo Herr Vollmann eben zu anderen Arbeiten herangezogen wurde, wo jene Änderung in seiner Stellung sich vorbereitete, von der er gesprochen? Die Änderung mochte das Aufrücken in den freigewordenen Posten Eduard Sterners sein, und das Ereignis, das ihn zu jener Zeit zum Reden gebracht, das war dann der tiefere Einblick, den er mit einemmal in die Geschäftsgebarung der Firma gewann. Vielleicht noch irgend eine besondere Anforderung, die der Chef auch an ihn gestellt? Hier konnte der Scharfsinn keine weiteren Schlüsse ziehen. Aber das, was seither so anders geworden, das war wieder offenkundig. Seither war aus Herrn Vollmann, dem entrüsteten Entdecker von Ungehörigkeiten, der Mitschuldige Eduard Sterners geworden, der jetzt eine genaue Prüfung ebenso zu fürchten hatte wie sein Vorgänger. Die Anzeige, die er voreilig seiner

Mutter souffliert hatte, war jetzt für ihn selbst zur Gefahr geworden. — Warum er sie nicht rechtzeitig verhindert hatte? Vermutlich, weil er es überhaupt nach Möglichkeit vermied, seine Mutter in die eigenen Angelegenheiten einzuweihen, zumal wenn es Angelegenheiten so diskreter Natur waren wie diese; und er mochte geglaubt haben, daß, da die Denunziation nicht gleich, vor zwei Wochen, zur Tat geworden sei, seine Reden bei der Mutter bereits in Vergessenheit geraten wären. — Es schien dem Polizeirat sehr wahrscheinlich, daß hier ein derartiger Irrtum Herrn Vollmann unterlaufen sei. Ein neuer Hut Frau Elise Sterners oder auch die tägliche Automobilfahrt dieser Dame, das hatte dann plötzlich wieder auf das Gedächtnis Frau Vollmanns erweckend gewirkt. Die Erinnerung war wieder dagewesen, daß Herr Eduard Sterner nicht fleckenlos dastand und ebensowenig sein Protektor, dem er alles verdankte, Alfred Weglehner.

Alfred Weglehner! Das war der Punkt. Welche Motive konnten es sein, die diesen Mann auf die Wege des Verbrechens führten? Der Polizeirat kannte die Verhältnisse der wenigen führenden Familien der Stadt, wie jedermann sie kannte. Das war ja stets der allgemeine Gesprächstoff, den jeder anzuhören Gelegenheit hatte, er mochte wollen oder nicht. Welche Motive konnten diesen Mann zum Schuldigen machen? — Und wäre der Polizeirat nicht mehr gewesen als ein Beamter, an der Beantwortung dieser Frage hätte er verzweifeln müssen.

Reich, von jedermann geschätzt, führte Alfred Weglehner ein vielbeneidetes Dasein. Ihm war das

Glück von früher Jugend an hold gewesen. Er hatte nicht den mühevollen Pfad zur Höhe selber finden müssen, jenen Pfad, der viele durch ein Dunkel führt, aus dem ihnen oft in spätere Tage böse Geister folgen: Erinnerungen an erlittenes Unrecht oder an eigene Schuld. Er hatte stets unter Menschen gelebt, die ehrenhaft waren, die an sich selbst und alle anderen hohe Anforderungen stellten. Er hatte das beste Beispiel vor Augen, er mußte in Blut und Nerven die Rechtschaffenheit ererbt haben. Welches Motiv konnte stark genug sein, ihn so vieles vergessen zu machen? Die Erfahrung versagte. — Geldgier? — Es war unsinnig, daran nur zu denken. Er hatte den Überfluß, und selbst wenn das mit dem sagenhaften Reichtum des Schwiegervaters nicht stimmte, so war er reich und auf dem Wege noch viel reicher zu werden. Dazu brauchte er nur die Bahn zu verfolgen, die Erhard Weglehner mit soviel Glück eingeschlagen hatte; für ihn war der gerade Weg, der der Arbeit, so gut gebahnt, daß es keinen bessern geben konnte. — Rache? — An wen sollte sich dieser Alleinstehende, der fast fremd in seiner Heimat war, hier zu rächen haben? Und welch seltsam krumme Wege mußte diese Rache gehen, wenn sie ihn selbst zum Verbrecher machte? Hatte er nicht die Macht, seinen Feinden, wenn es solche gab, im offenen Kampf zu schaden? Gewiß hatte er sie. Aber wo waren jene Feinde? Die beiden armen Teufel, dieser Vollmann und dieser Sterner, die er zu Betrügern gemacht, die konnten es nicht sein. — Ehrgeiz? — Welchen Ehrgeiz hätte er nicht leicht zu befriedigen vermocht? Die Ehren,

welche die Stadt zu vergeben hatte, mußten ihm, dem Sohne dieses Vaters, über kurz oder lang zufallen. Wollte er anderes, mehr? Sein Name war reif für jede Auszeichnung. Und wie hätte das, was der Polizeirat vermutete, Fälschungen der Bücher, Einflußnahme auf die Angestellten, um diese zu Unrichtigkeiten in ihren Aufstellungen zu bewegen, wie hätte das irgendwie mit ehrgeizigen Plänen zusammenhängen sollen? Vielleicht war diese neue Bank für ihn nur ein Mittel, um seinem Namen weithin Klang zu verschaffen, und er konnte die Bank nicht anders ins Leben rufen als mit Hilfe jener Fälschungen? — Auch das war undenkbar. Er hatte sonst genug Wege, um von sich reden zu machen, die Wohltätigkeitsaktionen, die patriotischen Aktionen, mit denen andere diesen Zweck erreichten, sie überstiegen seine Mittel bei weitem nicht. Und wollte er Gründer sein, war es gerade dieses Unternehmen, das er schaffen wollte, — unglaublich, ganz unglaublich blieb es, daß ihm sein Ziel auf korrektem Wege nicht erreichbar gewesen sein sollte! — Es gab keine Erklärung für sein Tun, es gab kein Motiv. Hier geschah das Unrecht um seiner selbst willen, jemand beging es, weil er Unrecht tun wollte, und es hinderte ihn nicht, daß er sich dabei schädigte. Schädigte er nur sich allein? Er traf ja andere mit. Und vor allem traf er einen, der ein Leben der Ehre und des Rechtes geführt hatte und jetzt mit Stolz auf das errungene Ansehn sah: Erhard Weglehner. Galt dem die Rache des Sohnes? Es konnte nicht sein! Da war nichts als Gutes zwischen diesen beiden Menschen geschehen. Der eine

war immer ein gütiger Vater gewesen, er hatte dem Sohne Reichtum gegeben, er hatte ihn sicher auch auf seine Art geliebt. Der Junge war einst seinen eigenen Weg gegangen, aber er hatte zuletzt doch nichts anderes getan, als was der Vater von ihm gefordert hatte. Waren die beiden nicht schließlich im Wirken und Wollen zusammengetroffen? Konnte es heute noch Konflikte geben? Einmal hatten sie sich nicht verstanden. Das war das ewige Nichtverstehen zwischen Jugend und Alter, zwischen dem Lebensfremden und jenem, der das Leben kennt. Aber heute? Der Polizeirat wies den Gedanken zurück; er war zu seltsam, zu unnatürlich. — Er kam zu dem Resultat, es gebe kein Motiv, das zu erraten wäre.

Aber er zog daraus nicht den Schluß, daß es auch kein Vergehen gebe. Er kannte nicht nur seine Vorschriften und die Theorien der Kriminalisten, er kannte auch die Zeit und ihre Menschen. Und da hatte er sehen gelernt, daß all die Theorien und all das alte Wissen von Motiven und ihren Folgen dem Seelenleben dieser Zeit gegenüber nicht mehr standhalten können. Der moderne Mensch steht im Beruf, im Lebenskampf, in tausend äußeren Pflichten, die ihn gebunden haben und fast ganz von sich selber ferne halten. Sein Gefühlsleben hat keinen Raum mehr im Arbeitstag, es muß den Anforderungen des Erwerbes weichen, es scheint oft ganz verschwunden. Und da entwickelt sich das Erstaunliche: Dieses Gefühlsleben, das konzentriert wird, eingeschlossen und unterdrückt, es gewinnt an Stärke. Es erhält durch alles das gewissermaßen Explosivkraft,

es wird, wenn es einmal die Fessel sprengt, übermächtig und zerstörend wirken. Diese Wirkung gehorcht keinen Regeln und Theorien mehr; sie ist unberechenbar wie die eines jeden Explosivstoffes. Edmund von Lansheim war selbst ein Mensch von heute, und er wußte das. Er, dem die Erinnerung an ein geringes Unrecht, das ihm einmal zugefügt worden, jetzt noch, nach Jahrzehnten, den Herzschlag stocken ließ, der diesem Unrecht Aug in Aug sein Leben führte, ohne einen Tag desselben zu vergessen, er glaubte nicht an die wohlabgewogenen Ursachen und Wirkungen im Seelenleben, wie sie in den Büchern aufgezeichnet standen. Und als er zum Schluß gekommen war, daß es kein, aber gar kein mögliches Motiv für ein Verbrechen dieses Mannes geben konnte, ordnete er die strengste Überwachung Alfred Weglehners an und stellte bei seiner vorgesetzten Behörde die Anfrage, ob ein sofortiges Einschreiten auf Grund der vorliegenden Verdachtsmomente in Betracht zu ziehen sei. Er selbst war dafür, schnell zu handeln und auf das besondere Ansehn, das der Verdächtige genoß, keine Rücksicht zu nehmen. — Dieser Meinung war man höheren Ortes nicht, und es blieb bei der Überwachung. — — —

Es war die Zeit, in der allerorten bereits geflüstert wurde. Die amerikanische Bank, ihr Einfluß auf die alten geschäftlichen Unternehmungen der Stadt, ihre neuen Gründungen, das alles war so jäh emporgewachsen, man hatte im Vertrauen auf die andern teilgenommen, sich sogar über jede Verzögerung heftig beklagt, und nun gab es für die meisten kein Zurück

mehr. Erfahrene und besonnene Finanzmänner, Geschäftsleute, die sich kaum je einer vorschnellen Handlung schuldig gemacht hatten, sie waren jetzt in die Situation von Menschen geraten, die sich im Kupee eines mit rasender Eile dahinjagenden Eisenbahnzuges befinden, in dessen Führer sie Mißtrauen setzen. Plötzlich wußte man so genau, daß Alfred Weglehner eigentlich ein Fremder war, ein Mensch, den weder seine Jahre, noch seine Erfahrung reif erklärten für die große Sache, die er unternommen hatte. Aus dem Wunsch nach Geld, den jeder einzelne gehegt, aus ihrer Furcht, daß andere, schneller als sie, zu einem besonderen Vorteil kommen könnten, hatte er das Garn seines Netzes gesponnen, aus dem es kein Entrinnen gab. Aber wirkliche Sorge hegten damals doch nur die Schwarzseher von Beruf. Waren nicht noch andere diesen Weg gegangen? Die ersten und ehrenwertesten Männer der Stadt? — Nur das Flüstern kam nicht zur Ruhe. Es stimmte nicht in der Geschäftsführung da oben, es mochte auch nur an der nicht genügenden Kenntnis und Fähigkeit Alfred Weglehners liegen, und da und dort wurden Stimmen laut, die verlangten, daß endlich Johannes Anrain, der Bankier, oder einer der andern, die jetzt nur Titel und Bezüge hatten, die Leitung des Ganzen übernehmen solle. —

Wenig Neues förderte die Überwachung des leitenden Direktors der Bank für den Polizeirat zutage. Alfred Weglehner verbrachte nur wenig Zeit in seiner Privatwohnung, in der er keine Besuche empfing, auch seine Arbeit erledigte er eilig in den

Geschäftsräumen der Firma. Der Hauptteil seiner Zeit war, wie nicht anders zu erwarten, den Angelegenheiten der Bank gewidmet, deren Getriebe er leitete, deren Beamte von ihm ausgewählt wurden, und die auch sonst tausenderlei Anforderungen an seine Tätigkeit stellte. — Nur ein Moment gab es, in dieser klaren und jedermann offenen Lebensführung, das nicht selbstverständlich und notwendig erschien. Das war der Verkehr mit einem von aller Welt abgeschieden lebenden Manne, der in wissenschaftlichen Kreisen einen gewissen Namen besaß, einzelne philosophische Schriften veröffentlicht hatte und allem Geschäftlichen ferne stand. Das war der Verkehr mit Hans Heldan; eine freundschaftliche Beziehung, die noch aus der Knabenzeit stammte, und die die einzige war, welche die Jahre und ihre Ereignisse überdauert hatte.

„Deine Freunde möchte ich wohl kennen." Das war Friedas Wunsch gewesen, als der Bruder ihre eigene Freundschaft nicht annahm, ihrem Werben gegenüber verschlossen blieb. Gab es für ihn Freunde? Konnte es geschehen, daß die Maske dieses Gesichtes vor irgend jemand fiel? Die Frage stellte sich jetzt auch ein anderer; und er, der überzeugt sein durfte, daß Alfred Weglehner keinen ernsteren Gegner besaß als ihn, kam dazu, dasselbe zu wünschen wie einst die Schwester. Der Polizeirat ließ über das Leben Hans Heldans alle Auskünfte einholen, die irgendwie erreichbar waren, und erhielt den Bericht.

Es war ein Polizeibericht wie jeder andere. Da stand eine Personsbeschreibung: Von kleinem

Wuchse und schwächlichem Körperbau, regelmäßige Züge, ohne besondere Merkmale. Der Polizeirat konnte diese Beschreibung aus seiner Erinnerung ergänzen. Das Äußere Doktor Heldans verriet ungewöhnliche Zartheit, diese regelmäßigen Züge verdienten es, schön genannt zu werden. Dunkles, leicht gelocktes Haar, eine hohe, weiße Stirne und zwei Augen, — Augen wie sie auch Alfred Weglehner hatte, die ihren Ausdruck verleugneten, die stets verschleiert schienen. Menschen, die viel mit sich selbst beschäftigt sind, die den Dingen um sie her kein Interesse entgegenbringen, haben solche Augen. Es sind die Augen des Denkers und des Träumers. Und vielleicht sind es auch die Augen des Verbrechers, denn sie verbergen alles und verraten sich nie. — Beruf: Privatgelehrter. Einer, der vor Jahren das Doktorat der Philosophie gemacht hat und sich jetzt weiter mit Studien auf dem Gebiet der Seelenkunde beschäftigt; dessen Namen man hier und dort in wissenschaftlichen Zeitschriften findet, der oft bemerkt und oft vergessen wurde. Keine Berühmtheit, kein Autor epochaler Werke oder auch nur solcher, die gelegentlich als epochal gepriesen wurden. Nicht einmal Dozent! Ein Uneingereihter. — Geordnete Lebensverhältnisse, die ihm erlauben, zu tun und zu lassen, was er will. Und jemand, der von dieser Erlaubnis Gebrauch macht. Das war alles. Doktor Heldan lebte allein, so allein es einem Menschen möglich ist. Er hatte jene immer gleiche Umgebung des Bedürfnislosen und Einsamen: die Wohnung mit Arbeits- und Schlafraum, die Bücher und einen alten Diener, der da war, um jedermann

sonst ferne zu halten. Es gab keine Verwandten, keine Freunde, die hier Besuche machten, und an deren Leben Hans Heldan wieder Anteil nahm. Es war durch viele Jahre niemand gewesen, der in seine Nähe drang.

Und nun lebte die alte Jugendfreundschaft mit Alfred Weglehner wieder auf, und mit ihr, das war seltsam, geschah eine Wendung in der Lebensführung überhaupt. Der Doktor besuchte wieder gesellschaftliche Veranstaltungen. Er ließ die Bücher und Schriften, um sich auf dem glatten Boden der Salons zu bewegen. Er zeigte Interesse für Menschen und ihre Angelegenheiten. Es hatte sogar einen Streit gegeben, an dem er beteiligt war, eine Art Ehrenaffäre, die viel besprochen wurde.

Ob in der Zeit der Abwesenheit Alfred Weglehners zwischen ihm und Doktor Heldan ein Kontakt bestanden, war nicht mehr mit Bestimmtheit zu ermitteln. Ein Postbeamter des Bezirkes glaubte sich zu erinnern, daß seinerzeit, vor vielen Jahren, regelmäßig an Alfred Weglehner adressierte Schreiben durch seine Hände gegangen seien. Jetzt aber bestand zweifellos ein reger Verkehr. Viele Abende verbrachten die beiden Männer gemeinsam in Doktor Heldans Arbeitsstube. Hinter den erleuchteten Scheiben zeichneten sich ihre Silhouetten ab. Der Polizeirat erfuhr stets von diesem Zusammensein. Er hätte viel darum gegeben zu wissen, was der Inhalt jener Gespräche war. Wurden da Jugenderinnerungen aufgefrischt? Gab es Geschäftliches zwischen den beiden zu erledigen? — — —

Und während die ungünstigen Berichte über die Verhältnisse der neuen Bank sich mehrten, während in viele Häuser der Stadt die Besorgnis einzuziehen begann und auch die Finanzgewaltigen anfingen, an die Möglichkeit eines kommenden Unheils zu glauben, blieb Edmund von Lansheims Interesse unverrückbar auf die Zusammenkünfte dieser beiden Männer gerichtet. Er beobachtete jeden Schritt Alfred Weglehners, und er ahnte einen Sinn in dessen Handlungen. Er vermochte an das Seltsame zu glauben, wenn er es fand, er stand selbst dem Getriebe von Äußerlichkeiten, von Geldgewinn und Geldverlust innerlich so ferne, daß sein Auge ungetrübt war für einen, der andern Zielen lebte. Er wurde nicht irre geführt, wie der Bankier Anrain es wurde, durch den inneren Zwang, jedermann nach der Methode zu beurteilen, mit der er Geld verdienen wollte. Und er kam langsam zu einer eigenen Ansicht über Alfred Weglehner. Diese aber war so wenig alltäglich, daß er nie gewagt hätte, sie seiner vorgesetzten Behörde bekannt zu geben. — —

Herr Steiger, ein unansehnlicher Kommis der Firma Weglehner, hatte ein Unredlichkeit begangen, die ihn mit der Polizei in Konflikt brachte. Er hatte vorgegeben, eine hohe Remuneration erwarten zu dürfen, hatte einen Brief seines Chefs vorgewiesen, der das bestätigte, und auf diese Weise war es ihm gelungen, einen höheren Geldbetrag geliehen zu bekommen. Die Remuneration blieb aus, es hatte den Anschein, daß jener Brief eine Fälschung war, und der Gläubiger wandte sich an die Polizei. Herr

Steiger wurde vorgeladen und war sehr empört über die Belästigung, die er einer solchen Geringfügigkeit zu verdanken hatte. Er machte Redensarten von anderen, die ungestraft Millionen in ihrer Tasche verschwinden ließen, und meinte, daß ein armer Mann wie er, ob er ehrlich sei oder nicht, in dieser Welt verraten und verkauft sei. Schließlich aber beteuerte er die Echtheit des Briefes, der Chef hätte ihm die Remuneration in Aussicht gestellt und ihm das auf seine Bitte schriftlich gegeben.

Herr von Lansheim hatte lange auf eine derartige Gelegenheit gewartet. — Er begab sich selber zu Alfred Weglehner, um die nötigen Informationen einzuholen.

Das Privatkontor war der Schauplatz dieser Begegnung.

Der Anblick der Uniform wirkte sehr stark in den Geschäftsräumen. Stumm begrüßte am Tore schon Ewald Weglehner den Polizeirat. Ewald Weglehner, der seit Monaten die Geschäftsführung den Händen seines Bruders überließ, begnügte sich damit, bei dem, was dieser tat, anwesend zu sein. Er hatte nur einen Gedanken: seine Ehre, die Fleckenlosigkeit seines Namens, die der Bruder auf das Spiel setzte, und er hatte nur eine Sorge: daß der Vater nichts von dem erfahren solle, was hier geschah. Mit sich selber war er im Reinen. Er hielt sein Leben in der Hand, mit dem Entschluß, es als Opfer hinzuwerfen, wenn das Schlimmste geschehen sollte. Für diesen Preis sprach er sich frei von aller Schuld. Er hatte es so gelernt und glaubte, daß

es so richtig sei. Unter gewissen Umständen nicht weiter leben können, das war die höchste Satzung der Kreise, denen er innerlich angehörte. Es ging ums Leben, und er hatte nicht mehr die Macht, auf den Lauf der Dinge Einfluß zu nehmen. Das einzige, was er vermochte, was Erziehung und Selbstzucht ihn lehrten, das war: die Ruhe zu bewahren. Alfred hatte kein erregtes Wort von ihm gehört. Und Ewald glaubte auch innerlich ruhig zu sein bei allem. Er war es, solange nicht das Bild eines Weibes in seiner Vorstellung auftauchte, die lächelte und scherzte und ihm zum Spiel seine Ehre und Würde nahm. Warum sie es tat? — Aus dem Vergnügen eines Kindes, das seiner Puppe den Flitter raubt? —

Beim Anblick des Beamten, der vor dem Hause aus dem Wagen stieg, hatte Ewald Weglehner die feste Überzeugung, daß jetzt der Würfel gefallen war, daß jetzt das ganze Gebäude des Bruders zusammenbrechen mußte. Nur wer Tag und Nacht an dem Bewußtsein der Schuld krankte, konnte diese fraglose Sicherheit des Zusammenbruches aus einem so winzigen Umstand, wie dieses unerwartete Erscheinen es war, ziehen. Aber Edmund von Lansheim vergaß das totenblaße Gesicht nicht mehr, dem er sich bei seinem Eintritt gegenüber befunden hatte. Er vergaß auch die eiligen Schritte nicht mehr, die durch die Gänge hallten, das gedämpfte Rufen und Raunen, das ihn bei seinem Weg ins Privatkontor begleitete. Er kam, eine nebensächliche Auskunft einzuholen, aber er wurde empfangen als der Feind und Vernichter.

Nicht von allen! Mit einem Händedruck hatte

er Ewald Weglehner begrüßt und sich von ihm den Weg zum Privatkontor weisen lassen. Der aber dort an der Arbeit saß, empfing den Besucher nicht als Feind. Keine Spur der Erregung oder auch nur der Überraschung malte sich in Alfred Weglehners Zügen, als der Beamte plötzlich vor ihm stand. Als hätte er diesen und gerade diesen Besuch erwartet, erhob er sich grüßend und sah der Anrede entgegen.

„Ich komme im Dienst —" Das waren die ersten Worte des Beamten. Angesichts dieser Ruhe, die er vor sich sah, wurde er sich bewußt, daß es ein Gebot der einfachsten Höflichkeit gewesen wäre, die Sache privat und ohne jedes Aufsehen erledigen zu lassen. Aber eben von diesem Aufsehen hatte er sich eine Wirkung versprochen, ein Erschrecken, ein Sich-verlieren des Gegners.

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung," sagte Alfred Weglehner nach einer kurzen Pause, in der er auf weitere Erklärungen gewartet hatte. „Was wünscht man von uns?"

In wenigen Worten erzählte der Polizeirat die Sache mit Herrn Steiger. Als er damit schloß, daß sein Kommen nur den Zweck habe, sich Aufklärung über jene schriftliche Zusage einer Remuneration zu verschaffen, glaubte er ein flüchtiges Lächeln auf den Lippen seines Gegenübers zu sehen. Es konnte aber auch leicht eine Täuschung gewesen sein.

Ewald Weglehner, der dem Beamten gefolgt war, verließ den Raum. Er mußte verhindern, daß irgend ein falsches Gerücht durch das beunruhigte Personal zum Vater drang und dessen Frieden störte.

Das Glück, mit dem Erhard Weglehner von ferne dem gedeihlichen Wirken seiner Söhne folgte, zu schützen, das war zuletzt zur einzigen Lebensaufgabe Ewalds geworden. —

Alfred Weglehner gab dem Besucher die gewünschte Aufklärung. Er hatte diesem Herrn Steiger wirklich mit zwei Zeilen die Remuneration in Aussicht gestellt. — Auf dessen Verlangen, und weil er aus Prinzip das Geld erst am Tage, da es fällig wurde, ausfolgen wollte. — Den Wunsch des Angestellten, diese Bestätigung vorher zu erhalten, hatte er nicht sonderbar gefunden; er hatte vermutet, daß jener die Absicht habe, ein Darlehen aufzunehmen. — Eine solche Summe? Nein, von einer solchen Summe wußte er nichts, die Remuneration war viel geringer. Vielleicht ein Schreibfehler, oder vielmehr ein Fehler, der ihm selbst beim Diktat unterlaufen war; aber der wäre keinesfalls von Belang gewesen, da Herrn Steiger selbstverständlich genau bekannt war, wieviel er in Wirklichkeit zu erwarten hatte.

Der Polizeirat wies das Schreiben vor. — Es mußte wohl so sein. Da hatte er offenbar falsch diktiert. Es kam in dieser Zeit der Überarbeitung und der Anspannung aller Nerven vor, daß er sich irrte. Immerhin, Herr Steiger konnte nicht im Zweifel sein, und statt mit Hilfe dieses Irrtums Geld herauszulocken, hätte er darauf aufmerksam machen sollen ... Die Versuchung? ... Was der Polizeirat damit meine —?

Edmund von Lansheim hatte das Wort von der Versuchung nur so nebenbei fallen lassen.

Er hatte nur die Bemerkung nicht unterdrücken

können, daß ein solcher Zufall, wie dieser Irrtum einer war, für einen Menschen von schwachem Charakter zum Schicksal werden könne. Daß es wenige gebe, die einer solchen Versuchung angesichts einer Notlage widerstehen würden.

Alfred Weglehner sah ihm voll ins Gesicht. „Eine Versuchung", wiederholte er. „Sie haben das rechte Wort gefunden. Ich pflichte Ihnen bei. Diese Unachtsamkeit von mir war der Anlaß. Ich allein bin der Schuldige."

„Sie sagen mehr, als ich . . ." Der Beamte suchte dem Auge des andern zu begegnen. „Ich habe jenen Herren nur entschuldigt," fuhr er fort, „Sie beschuldigen auch. Aber das nenne ich ein allzu zartes Gewissen haben, sich aus einem kleinen Irrtum, der nicht in böser Absicht begangen wurde, einen Vorwurf zu machen!"

„Die Absicht!" Und plötzlich, als wolle er nicht nur mit dem, was er sprach, dem Willen des andern entgegenkommen, hob Alfred Weglehner den Blick und sah fest ins Auge des Besuchers. „Wer will über Absichten richten? Haben Sie Paragraphen, nach denen Sie das Unausgesprochene, das Nichtgetane bestrafen? — Nehmen Sie an, jemand hätte die Absicht! Jemand wäre fest überzeugt von der Niedertracht und der Gemeinheit der Menschen, er hätte jedes andere Gut verloren als dieses; die Überzeugung wäre sein einziger Besitz, das Letzte, das ihm blieb! Nehmen Sie an, es wäre jemand, der nichts heißer gewünscht hat, als die Menschen zu achten und zu lieben, den Menschen gut sein zu dürfen . . .

Und der hätte das erfahren, — was jeder erfährt, der mit seiner jungen Scheu und Liebe an die Menschen des Lebens gerät. Könnten Sie sich nicht denken, daß der an seiner Erfahrung, an der einen teuer bezahlten Erfahrung seines Lebens schließlich Freude findet? Daß er mit Genuß zusieht, wie sie ihm wieder und immer wieder bestätigt wird? Daß er die Schurkerei will, daß er die Gemeinheit ersehnt, daß er in ihr den Sinn alles menschlichen Tuns sieht? In ihr muß er sein! Wäre es anders, — wäre das Leben dieses Menschen, von dem ich spreche, nicht an einer ewigen Schranke, sondern an einer tollen Laune des Zufalls gescheitert, an Ausnahmsereignissen und Ausnahmsschuften, dann —" Alfred Weglehner senkte mit einemmal den Blick. Vielleicht zwang ihn das Auge seines Zuhörers dazu, das klar und groß auf ihn gerichtet war, und in dem er etwas Unerwartetes fand: einen Strahl des Mitleids — „Dann," fuhr er langsam fort, „wäre es nicht erträglich, dann wäre das Weiterleben sinnlos. Es hätte keinen Zweck ... für ihn."

„Ich könnte mir denken, daß jemand diese Absicht hätte, andere Niedrigkeiten begehen zu sehen." Der Polizeirat sprach zögernd, er suchte Worte, um nicht zu verletzen. „Das aber wäre dann nur ein Wunsch und keine Tat. Der Weg von der Absicht bis zur Verführung ist noch weit. Sie fragten, ob es Paragraphen gäbe, die Absicht zu strafen. Nein. Aber die Verführung selbst ist ein Verbrechen, und wir verfolgen den Verbrecher."

„Sie haben so starke Worte: Verbrechen, Ver-

führung. Ist es heute notwendig, einen Menschen unserer Zeit, einen Menschen, der in dieser Gegenwart des Kampfes um das Geld lebt und sich behaupten gelernt hat, zu verführen? Sein Ehrgeiz, seine Not, seine angeborene Niedrigkeit, die sind es, die ihn verführen! Es braucht nur jemanden, der jenen drei Mächten, die ich nannte, die Bahn frei macht, der die Furcht vor Strafe aus ihrem Weg räumt . . ."

„Es mag Leute geben, denen Ihre Theorie gefällt," sagte der Polizeirat, der wieder den forschenden Blick des andern auf sich ruhen fühlte, im gleichgültigen Tone der Konversation. „Sie stellen das Heute als etwas Besonderes dar, Sie glauben an die Macht einer neuen Zeit: an die böse Macht! — Aber immerhin an eine Macht, und das besticht die Menschen dieser Zeit. Ich aber sehe es nicht, das Neue, das plötzlich Erstandene. Ich kenne die Not der Gegenwart und ihre Versuchungen für jeden, und ich weiß, daß nur die Schlechtesten ihnen erliegen. Recht und Unrecht, Gut und Böse sind dieselben geblieben, seit die Menschheit denkt, und es gilt für heute, wie es stets gegolten: niemand wird eine Schuld auf sich laden, ohne unter ihr zu leiden. Er mag noch so stolz von den neuen Arten des Lebens reden. Eine von den alten ist geblieben: das Gefühl der Schuld."

Alfred Weglehner lächelte. „Ich will Ihnen diesen Glauben nicht nehmen, — denn es ist ein Glauben. Aber könnten Sie nicht denken, daß jemand Schuld, Recht, Gut und Böse nicht mehr gefühlsmäßig ansieht, wie es bisher üblich war, sondern

anders? Sagen wir: einfach mit Interesse. Das sind psychologische Erscheinungen wie viele sonst, und sie verdienen Beachtung. Sie sind viel zu wenig erforscht, meine ich, und das eben deshalb, weil man ihnen stets mit einer gewissen Scheu gegenüberstand. Denken Sie also, jemand hätte diese Scheu verloren — sei es dank der Fähigkeit, die Welt verstandesmäßig zu sehen und ohne den Ballast von traditionellem Gefühl, sei es durch eine schwere Enttäuschung, die er erlitt, oder eine Leidenschaft, die so mächtig ist, daß sie ihm alle andern seelischen Dinge entwertet —, er könnte mit dieser Riesenlast, mit diesem ‚größten Übel', der Schuld, ohne besondere Selbstüberwindung seine Experimente anstellen. Psychologische Experimente! Zum Beispiel die Messung des Widerstandes, den ein Durchschnittsmensch der Verführung entgegenstellt, oder die Bestimmung der Zeit, die so ein Gehirnchen braucht, um sich für eine begangene Niedertracht zu rechtfertigen, oder auf welch winzigen Raum sich die Selbstachtung eines Menschen zusammenpressen läßt? Oder die Elastizitätsgrenze des Gewissens zu bestimmen? Sie sehen, es gibt eine Menge von Problemen auf diesem Gebiet, die noch der Lösung harren." Das Lächeln lag starr wie eine Maske auf dem Gesicht des Sprechenden.

„Ich glaube, daß die Riesenlast, mit der dieser jemand experimentiert, ihn über kurz oder lang erdrücken muß."

„Sie sehen die Dinge eben anders an. Es sind Experimente von Wert. Ich sprach nur von dem Fall des einzelnen Menschen. Nehmen Sie nun an,

es gelte, die Niedertracht einer Gemeinschaft zu messen, etwa der Angestellten einer Firma oder einer Stadt. Reizt das nicht auch Ihre Neugier, wäre das nicht der Mühe wert?"

„Das hieße Schaden stiften und zerstören —"

„Auch das Zerstören ist lehrreich. Was tut der Mann der Wissenschaft anderes, der einem tierischen Organismus sein Gift einflößt, die Wirkung beobachtet, das Wachsen des Übels? Auch dieser Mann hat die Macht zu vernichten. Sollte der Psychologe nicht dasselbe Recht haben? Bleiben wir bei unserem Beispiel, nehmen wir die Angestellten eines Kontors. Es brächte jemand einen Tropfen moralisches Gift in die Gemeinschaft. Einer täte das, der die kranken Stellen kennt, der weiß, wo kein Widerstand zu erwarten ist, wo das Übel wuchern wird. Stellen Sie sich die Entwicklung nicht interessant genug vor? Wie plötzlich all die verborgene Bosheit und Gemeinheit die korrekte Oberfläche durchbricht, wie aus allen heimlichen Ecken die Niedertracht, die da war, irgendwo, gebändigt, übertüncht, sich hervordrängt. — Sie kennen den Menschen nicht, wenn Sie nie solche Beobachtungen angestellt haben." Plötzlich schwieg er, und seltsam mutete die Stille an.

„Sie hatten viel Unglück mit den Menschen." Leise, bedauernd klangen die Worte des Besuchers, sie waren keine Antwort auf die rasche, lebhafte Rede des andern. Sie kamen aus einer andern Gedankenkette her.

Aber Alfred Weglehner richtete sich auf. Das Lächeln war von seinem Gesicht verschwunden. „Warum?

Was wollen Sie damit sagen?" In seine Augen kam ein Funkeln, das den andern an der Ruhe, mit der diese Frage gestellt war, zweifeln machte.

Sekundenlang betrachtete der Polizeirat das gespannte, so plötzlich lebendig gewordene Gesicht. Dann sagte er höflich ablenkend. „Ich bedaure, wenn meine Äußerung zu einem Mißverständnis führte. Ich wollte mit ihr nur auf die Unredlichkeiten hinweisen, die sich gerade Angestellte Ihrer Firma in letzter Zeit so häufig zuschulden kommen ließen. Das meinte ich; das nannte ich: Unglück mit Menschen haben. Und finden Sie es nicht selbst eigentümlich?"

Alfred Weglehner wandte den Blick nicht von ihm. Ruhig und im bestimmten Tone erwiderte er. „Was ich mit den Menschen erlebte — Gutes oder nicht! — es ist eine Angelegenheit, die nicht in Ihr Ressort fällt. — — Soweit Sie ein Recht haben, etwas zu wissen, habe ich Ihnen Aufklärung gegeben."

„Haben Sie das wirklich getan?" Auch der Ton des Polizeirates war anders geworden. Nichts mehr von dieser forcierten Leichtigkeit, die eine Plauderei vortäuschen wollte, aber auch nichts mehr von dem trockenen Charakter der Amtlichkeit, den seine Rede zu Beginn des Gespräches gehabt hatte. „Sie haben mir davon gesprochen, daß eine Verführung nicht Tat werden muß, daß der Verführer heute sein Werk vollbringen kann, indem er nur die Gelegenheit zum Verbrechen bietet und die Furcht vor der Strafe verscheucht; das genüge, um den andern schuldig werden zu lassen; Sie haben mir gesagt, daß es kein Gesetz gibt, das diesen Verführer straft. — Wenn ich Sie

recht verstand, so wollten Sie mir damit erklären, daß Sie, Alfred Weglehner, Sie selbst, dem Gesetze heute nicht erreichbar sind."

„Das habe ich Ihnen damit erklärt." — Minuten vergingen.

„Über eines will ich Sie nicht im unklaren lassen. Ich werde alles tun, was mir geeignet erscheint, Ihren schädlichen Einfluß zu vernichten."

Alfred Weglehner antwortete erst nach einigen Sekunden der Überlegung. „War das eine Drohung, so war sie nicht am Platze; war es Ihr Programm, so ist es mir nicht neu. Ich kenne das Interesse, das Sie mir und jedem meiner Schritte seit kurzem entgegenbringen, und meine Offenheit zeigt Ihnen, wie ich es zu schätzen weiß. Mißtraut man mir? Wünscht man mein Tun und Lassen zu kontrollieren? Ich bitte, stellen Sie Ihre Untersuchungen an, ich will jede Prüfung erleichtern." Er wies mit einer kurzen Handbewegung auf die Papiere, die den Schreibtisch bedeckten.

Edmund von Lansheim wußte, daß diese Prüfung für den Mann, der da so sicher zu ihm sprach, zu einem vernichtenden Ergebnis führen würde. Und Alfred Weglehner, der den Blick nicht von den verschlossenen Zügen des andern ließ, der sah, wie diese schmalen Lippen sich zusammenpreßten, um die rasche Antwort zurückzuhalten, er wußte, daß sein Gegner die ganze Wahrheit erriet. Und als der Beamte noch immer schwieg, sagte er plötzlich im kühlen, geschäftsmäßigen Ton. „Ich nehme an, daß alles das, Ihre Äußerungen von

früher, Ihr Interesse für unsere Geschäftsgebarung, nur die Folge Ihres Fernstehens ist. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, der Sie überraschen wird. Treten Sie meinem Unternehmen näher! Die neue Bank ist für die Stadt, in der Sie wirken, gegründet; Sie haben ein Anrecht darauf, an den Vorteilen, die sie verspricht, teilzunehmen. Ich werde Ihnen Anerbieten machen, über deren Vorteilhaftigkeit für Sie kein Zweifel bestehen kann. Ich werde Sie durch die Tat von den wohltätigen Folgen meiner Arbeit überzeugen ..."

Edmund von Lansheim lächelte nur. Aber es war etwas in diesem Lächeln, das die Rede des andern abschnitt. Beide schwiegen. Da sagte Alfred Weglehner plötzlich und die Stirne runzelnd. „Sie ziehen meinen Vorschlag offenbar nicht richtig in Betracht. Wir werden darauf noch zurückkommen."

„Auch das ist denkbar," war die kühle Antwort. „Ich habe mancherlei von diesem Ihrem Unternehmen gehört und werde gerne mehr hören. Nur auf meine Beteiligung müssen Sie wohl verzichten."

„Sprechen wir darüber, wenn Sie das Nähere erfahren haben!"

Der andere nickte; höflich, eine direkte Ablehnung vermeidend. Alfred Weglehner biß sich auf die Lippen. „Ich habe nicht den richtigen Moment und nicht die richtige Form gewählt," sagte er. „Entschuldigen Sie!"

„Es ist etwas anderes, das ich von Ihnen wissen möchte," der Polizeirat hatte sich zum Aufbruch erhoben, und Alfred Weglehner folgte seinem Beispiel.

„Nichts Geschäftliches! Aber da Sie mir über alles, was in mein Ressort fallen könnte, Auskunft geben wollen: — welche Arbeit ist es, die Sie gemeinsam mit Doktor Heldan betreiben?"

Die Frage war unerwartet gekommen, aber sie wurde beantwortet. „Wir treiben psychologische Studien —"

„Ach! Auch solche, die sich mit Schuld und Gewissen befassen? Sie nannten einige Probleme ..."

Jener ließ den unbestimmbaren Blick nicht von dem Besucher. „Interessante Studien," sagte er. „Es tut mir leid, daß ich sie einem Fremden und besonders Ihnen in diesem Stadium noch nicht entwickeln kann."

„Vergessen Sie nicht, es später einmal zu tun. Und nun ist meine Aufgabe wohl erledigt."

In diesem Augenblick kehrte Ewald Weglehner zurück. Sein Blick, der von einem zum andern ging, sah ruhige, unbewegte Gesichter. Herr von Lansheim sprach seine Befürchtung aus, daß er gestört hätte. Aber der Dienst —! Der sei unerbittlich. Alfred Weglehner versicherte, daß er gerne zur Verfügung gestanden sei. Das war jetzt die korrekte Fortsetzung des ersten Teils ihres Gespräches, als es sich noch um Herrn Steiger gehandelt hatte, als die Schwere der Tatsachen, die zwischen den beiden Männern standen, ihre Worte noch nicht inhalts- und beziehungsreicher gemacht hatte. Als ob es einen Geheimbund zwischen den beiden Gegnern, die sich so gut verstanden, gebe, der den dritten von der Mitwisserschaft ausschloß. — Ewald Weglehner durfte sich beruhigt glauben.

Am Abend jenes Tages machte Herr von Lansheim pflichtgemäß eine Eingabe, in der er wieder seiner persönlichen Meinung Ausdruck gab, daß ein rasches und rücksichtsloses Vorgehen gegen den leitenden Direktor der neuen Bank notwendig sei. Er könne allerdings nicht verhehlen, daß im Falle eines Fehlgriffes das vorliegende Material nicht hinreichen würde, diesen Schritt zu rechtfertigen. Er aber spreche sich dennoch für die Verhaftung des Mannes und die sofortige Überprüfung der Bücher aus. — Er durfte diesen Antrag ruhig stellen, er wußte die Antwort voraus. Sie lautete, man möge zuwarten, jede Voreiligkeit vermeiden und nur auf Grund eines objektiven Tatbestandes einschreiten. Dann aber selbstverständlich ohne Rücksicht auf die Person. Es gab noch eine kleine Anmerkung, die Herrn von Lansheim im besondern darauf aufmerksam machte, rein persönliche, nicht weiter belegte Eindrücke fernerhin möglichst gering in Rechnung zu setzen.

* * *

Zur selben Stunde fast, in der jene Eingabe abging, erzählte Alfred Weglehner in Doktor Heldans Wohnung von dem Besuche des Polizeirates.

Die Wohnung Doktor Heldans wies wenig Komfort auf. Hohe Schränke, die in der Regel fest verschlossen waren, standen an den Wänden. Dieser Psychologe verwahrte seine Notizen und Studien einbruchssicher. Einige lederüberzogene Stühle, die offenbar ganz zufällig an den verschiedensten Stellen standen, schienen weniger als Sitzgelegenheiten da

zu sein, als um die Leere auszufüllen; ein viereckiger Tisch aus schwarzem Holze, der sich unter der elektrischen Glühlampe in der Mitte des Zimmers befand, ein kleiner Schreibtisch bei dem einen Fenster: das war das ganze Mobiliar. Der Nebenraum, dessen Türe geöffnet war, lag im Dunkeln; er diente nur als Schlafzimmer. Das Hauptgemach, in dem sich die beiden Freunde befanden, war Arbeitszimmer und Empfangssalon zugleich.

Auf einem Stuhle in der Nähe des Tisches saß der Hausherr, Doktor Hans Heldan, und hörte schweigend dem Gaste zu. Das weiße Licht der Lampe fiel voll auf die vorgebeugte Gestalt, auf das aufmerksame und emporgekehrte Gesicht. —

Seltsam ist die Arbeit, welche die Jahre an dem Gesicht des Kindes vollziehen. Da sind die Züge des Knaben, fast nie ganz ohne Schönheit, ein Metall, das seine Prägung noch nicht empfing. Unmerklich arbeitet die Zeit; hier meißelt sie eine Vertiefung ein, dort nimmt sie eine markante Linie fort, und so formt sie ein Neues. Hans Heldan war ein hübscher, liebenswürdiger Knabe gewesen, an dem äußerlich kaum etwas Besonderes aufgefallen war. Vielleicht lag im Wesen etwas Ungewöhnliches, die eigenartige Verträumtheit des Blickes, die schwärmerische Anhänglichkeit, mit der er dem Helden der Klasse, Alfred Weglehner, ergeben war; aber wer ihn damals gesehen, mußte ihn kaum in Erinnerung behalten. Nun waren die Jahre über dieses Gesicht gegangen, und heute vergaß man es nicht mehr so leicht. Es war fast nichts da als der Ausdruck, so zart erschien das

Gesicht. Die Lippen fein und schmal, die gerade Nase scharf gezeichnet, dunkle Brauen und Augen, in denen die ganze Lebensenergie konzentriert schien. Auffallend war die Blässe der Wangen, die Gebrechlichkeit der ganzen Gestalt. Ob die Jahre allein es waren, die alles Lebenskräftige, Blühende hier abgetötet hatten, ob nicht anderes, nicht auch Krankheit hier am Werke gewesen, das mochte der Gedanke jedermanns sein, der den Knaben gekannt hatte und jetzt den noch nicht Dreißigjährigen wiedersah. —

Aber in diesem Augenblick war alles wie einst. Alfred Weglehner sprach, und der andere hörte zu, hörte mit demselben Interesse, mit dem er sich einst die Kriegspläne gegen Fritz Herstal hatte erzählen lassen.

Und als jener geendet hatte, strich sich Hans Heldan langsam über die Stirne, als müsse er sich dem Banne entziehen, in dem er während der Worte des Freundes gewesen. „Der Polizeirat von Landsheim," sagte er nachdenklich, seine Stimme war leise und klar. „Ich hätte an ihn früher denken sollen. Er ist klug und handelt rechtlich."

„Rechtlich? Gibt es das?"

„Nein. Nicht in dem Sinne, den ich gelten lasse. — Er ist nicht Herr seines Willens. Er ist gebannt durch irgend ein Geschehnis aus seiner Vergangenheit, das ihn an die Rechtschaffenheit schmiedet, das ihm die Freiheit nimmt. — Aber durch Geld ist er nicht zu bestechen."

„Ich habe es heute versucht, und es mißlang."

Hans Heldan lächelte. „Und trotzdem befindest du dich noch auf freiem Fuß?"

Alfred Weglehner antwortete nicht gleich. „Nenne es, wie du willst," sagte er dann, „aber ich glaube, ich danke das einer Art Sympathie, die er für mich empfindet."

„Warst du offen mit ihm?"

„Ja."

„Rückhaltslos?"

„Rückhaltslos."

„Ich vermutete es nicht anders. Und er hatte dann die Pflicht, dich in Haft nehmen zu lassen. Die Macht des unbescholtenen Mannes durfte er dir nicht in Händen lassen, und nicht jene andere soziale Macht, über die du kraft deiner Stellung verfügst. Er hat heute schon seine Pflicht versäumt! Vielleicht weil er fürchtete, mehr zu tun, als er verantworten konnte! Vielleicht weil er der ungewöhnlichen Situation nicht gewachsen war! Und es mag auch sein, daß er fühlt: du und er, ihr seid vom selben Schlage. Da magst du recht haben. Aber seine Pflicht hat er verletzt!"

Hans Heldan sprach bestimmt und ohne dem andern die Möglichkeit eines Widerspruches zu lassen. Es war doch nicht mehr alles so wie einst zwischen den Freunden.

Bei den letzten Worten hatte sich der Doktor erhoben und war zu einem der verschlossenen Schränke getreten. „Ich glaube," sagte er lächelnd, „wir eröffnen für Herrn Edmund von Lansheim ein neues Fach." Heiter klang das, im Ton des Scherzes, als

wolle er so den Schatten verscheuchen, der nicht von der Stirne des Freundes wich.

Alfred Weglehners Gesicht war leicht gesenkt, er mied den Blick des andern. „Er lebt in dieser Zeit, er atmet dieselbe Luft wie die andern, und ist nicht käuflich . . .“

„Nicht für Geld. Es sind viele wie er. Sie gehören nicht ganz in unsere Zeit. Die Menschen von heute werden die bald für verrückt erklären. Ich aber will den Fall in unsere Sammlung reihen. Er ist nur interessanter als die andern. Aber sonst, im Wesen, ist er ihnen gleich.“ — Und dringlich fuhr er fort: „Was nennst du Rechtlichkeit? Was quält dich ein leeres Phantom? Wir haben es bewiesen, durch das Experiment bewiesen, daß es keine Rechtlichkeit gibt.“

Offen standen die Flügeltüren des Schrankes. Der Anblick, der sich bot, war der einer gewöhnlichen Registratur. Übereinander angeordnete Fächer, in denen Mappen mit Papieren lagen.

Eine von ihnen trug Doktor Heldan jetzt zum Tische. „Kommen wir mit dem Falle Steiger zu Ende,“ sagte er. „Er gehört in unser Herbarium.“

Alfred Weglehners Blick ging von der Mappe zum Schrank und längs der Zimmerwände, an denen noch drei solche Schränke standen. „Das Herbarium der Ehre,“ sagte er nachsinnend.

Hans Heldan verfolgte jede Veränderung im Gesicht des Freundes. In dieser unauffälligen Beobachtung, die keinen Moment aussetzte, in dieser Mühe, den andern abzulenken und zu erheitern, lag nichts

mehr von jener blinden Ergebenheit, die die Knabenfreundschaft regiert hatte. Aber etwas von der Sorge eines Arztes lag darin.

„Die Sammlung ist einzig in ihrer Art," sagte er jetzt. Und wieder forschte der Blick, ob er den Gedanken des Freundes damit ausgesprochen, ob er das Wort gefunden, jenen aus seinem Brüten zu reißen.

„Du prägtest damals das Wort vom Herbarium der Ehre." Alfred Weglehner hatte die Unterbrechung kaum gehört. „Entsinnst du dich noch? Es war eine böse Zeit. Keine schlimmere kann für mich kommen."

Hans Heldan schwieg und horchte. Er unterbrach den Fluß der Rede nicht mehr, aber mit gespannter Unruhe folgte er dem, was die Erinnerung hier aufrollte.

„Alles war vorüber. Ich hatte aufgegeben. — Beschmutzt die Frau, die mir das Höchste gewesen, eine wertlose Lüge alles andere, an das ich geglaubt. Es sah aus wie das Ende, und es hätte vielleicht auch das Ende sein sollen." Er sah plötzlich auf. „Weißt du, daß du allein mich damals im Leben zurückgehalten hast, daß du mit deinem Gedanken mich eigentlich zu dem geschaffen hast, was ich heute bin?"

Jener erwiderte den Blick nicht. Er sah auf die Mappe in seinen Händen nieder und legte mit hastigen, nervösen Bewegungen die Blätter um, die sie enthielt. Dann erst richtete er sich auf. Er sprach noch immer nicht, aber es war wie eine Bitte um Schonung in seinen Augen. Alfred Weglehner sprach weiter.

„Du lehrtest mich das von der Niedrigkeit der Menschen. Du gabst mir das als Stab, um mich zu stützen. Alle wären wie die! Und es galt nun, den Beweis zu führen. Das Herbarium der Ehre, es war dein Plan ... Und nun ... es ist seltsam ... Ich habe dich nie gefragt, warum du mir damals diese Ideen entwickelt hast. Was dich lockte, diese Sammlung anzulegen, — gerade solche Studien zu betreiben."

„Und warum sprichst du heute davon?" Die Stimme klang gepreßt.

„Heute? — Vielleicht, weil mir heute jemand, dem ich Geld anbot, mit einem Lächeln geantwortet hat — es geschah zum erstenmal! —, aber es war ein Lächeln, wie ich es gehabt hätte für diesen Antrag, damals, vor vielen Jahren. — Es könnte mich irremachen an deiner Theorie, dieses Lächeln!"

Der Doktor wies auf die Schränke. „Denke doch daran, wie viele der Versuchung unterlegen sind. Dein Bruder Ewald als erster und dann einer nach dem andern, die ganze Stadt. Als ich damals diesen Gedanken aufwarf, konnte ich ja nicht ahnen, welch reichhaltiges Material für meine Arbeiten ich deiner Tatkraft zu danken haben werde. Wir haben die interessantesten Experimente gemacht von allen, die je versucht wurden. Und ich finde, daß die Theorie glänzend gerechtfertigt wurde, die ich dir seinerzeit dargelegt. Die Zeiten der Ehre sind vorüber. Das Gehirn des Menschen unserer Gegenwart hat nicht mehr Raum für die Ehre, die stört ihn nur als übernommene Vor-

stellung, die einer andern Zeit entstammt. Die Ehre gehört ins Herbarium. Und dorthin haben wir sie getan. — Du hast es bewiesen. Einen nach dem andern nahmst du vor. Die mit den lärmenden Reden, die an sich selber glaubten, und die Schleichenden, die jeden Moment bereit schienen, sich zu verleugnen. Du hast sie zu Fall gebracht. Du hast nichts anderes getan, als sie von ihrer Ehre befreit, auf dem einfachsten, glattesten Wege; du hast diese Operation erfunden und hast sie zu einer Kunst ausgebildet! — Und wir haben die Resultate. In unserer Sammlung ist die Geschichte von der verlorenen Rechtschaffenheit jedes einzelnen aufbewahrt. Von der verlornen Rechtschaffenheit der Zeit! Es ist eine lehrreiche Sammlung, und ich werde eine wertvolle Abhandlung über das Thema schreiben können."

„Und daß ich bei dem allen — dich vergaß!"

„Wie meinst du das?" Des Doktors Wangen röteten sich, seine Finger zerknitterten das Papier, das sie hielten.

„Ich vergaß, daß ich ein Leben lebte, das mir ein anderer vorgezeichnet hat. — Nun immerhin! Es war lebenswert!" Plötzlich kam Glanz in seine Augen. „Es war da drüben lebenswert, als ich mich vorwärts ringen mußte, ganz von unten an, vorwärts um jeden Preis! Und jede Nachricht, die du mir von zu Hause sandtest, trieb mich an. Wie sie hier im Schmutze wühlten! Wie sie nicht zufrieden waren, mir mein Liebstes in den Kot gerissen zu haben, wie sie wieder und wieder darauf treten mußten! Es war gut von

dir, daß du dein Wort gehalten hast und mir nichts, gar nichts verschwiegst! Das war mein Ansporn in diesen Jahren! Wenn mir die Kraft versagen wollte, wenn ich glaubte, mich selbst verlieren zu müssen an das Geld, so zu werden wie die andern, — wie es dann so wohl tat, zu hören, was Doktor Konstantin noch nachträglich zu erzählen wußte, was die Anrains brüllten, was die Herstals tuschelten! Es war eine gute Kur! Und es ging vorwärts!" Er war aufgestanden und reckte die Arme. Seine Augen leuchteten. Nichts mehr von dem Trübsinn der früheren Minuten war in seinem Wesen.

Hans Heldan hatte das Papier sinken lassen. Er wandte das Gesicht dem Freunde zu, und dieses Gesicht war glücklich.

„Ich wollte so heimkehren, wie ich es getan, und ich kehrte so heim, wie ich gewollt!" Alfred Weglehner begann auf und nieder zu schreiten. Dann blieb er vor dem geöffneten Schranke stehen und betrachtete seinen Inhalt. „Ich hätte jeden Preis dafür gezahlt, und sie war ja nicht einmal so teuer, diese Heimkehr! Der Preis... Ein wenig an den Pakt mit dem Teufel, wie ihn das Mittelalter sich ausgemalt, hat es erinnert. Ich habe nicht gezögert und unterschrieben." —

„Wünscht deine Frau noch immer, mich für ihren Kreis zu gewinnen?"

„Gewiß. Du und mein Vater, euch fordert sie ein. Sie fragt nur noch nach euch beiden; einer muß der Gesuchte sein, ‚der Interessanteste' von allen."

„Und du hast diese Ehe, diesen Pakt, wie du es nennst, niemals bereut?"

„Niemals. Sie und ich, wir stören einander nicht, wir erreichen jeder unser Ziel. Sie will sehen, nur sehen. Mehr hat sie nicht zu fordern. Ich habe ihr die Menschen versprochen, und ich bringe sie ihr und zeige sie ihr. Sie kauft Menschenkenntnis —"

„Aus Neugier? Aus welchem Grunde? Welches Ziel verfolgt sie?"

„Sie studiert Menschen, wie andere Pflanzen oder Tiere studieren. Ich bin überzeugt, daß sie niemals ernstlich den Glauben hatte, selber ein Mensch zu sein. Und wer wie sie so hoch über der Atmosphäre der Not geboren wurde, in der die Menschen von heute leben, der kann die Kleinigkeit des Dazugehörens vergessen. Übrigens, — es ist noch nicht erwiesen, daß sie mit ihrer Meinung unrecht hat." Er lachte leise.

„Ich fürchte sie," sagte der Doktor plötzlich. „Da ist eine Spannung zwischen ihr und den andern. Es kann etwas Unerwartetes geschehen. Du sagst, sie wolle nur sehen, nicht mehr. Ich erschrak, als ich erkannte, wie sie das auffaßt. Sie seziert Seelen. Sie tut dasselbe, was wir begonnen haben, aber ohne jedes Gefühl der Verantwortung. Sie liebt und haßt nicht, aber sie will das Letzte und Innerste jedes Menschen, — sie will es so stark, daß gute Nerven dazu gehören, es ihr nicht unaufgefordert darzubieten. Und sie ist unersättlich."

„Du mußt ihr diesen Sport, oder wie du es sonst nennen willst, gönnen. Ich darf sie nicht hindern. Sie hält den Pakt, sie greift nie ein, stört unsere Arbeit nicht. Sie sieht nur die Resultate . . ."

„Sie könnte — selber auf den Gedanken kommen zu experimentieren."

„Ich verstehe deine Sorge nicht." Alfred Weglehner schüttelte den Kopf. „Aber erledigen wir die Arbeit! Den Fall des Herrn von Lansheim, bitte, reihen wir noch nicht ein, ich bin mir nicht ganz im klaren, — aber hier . . ." Er ergriff die Mappe und besah die Blätter. „Das schließen wir ab —," er legte die einzelnen Blätter um „— Friedrich Steiger — Lebensbeschreibung — Charakteristik — der Versuchung ausgesetzt am — Widerstand geleistet — der Versuchung unterlegen am — seine Art, sich zu rechtfertigen —. Das ist also ein Extrakt von dem, was man gemeiniglich Schicksal nennt!"

Er las und legte das Blatt wieder hin. Doktor Heldan ergriff die Feder und machte eine Schlußeintragung. „Er war keiner von den Stärksten, dieser Herr Friedrich Steiger," sagte er.

Das war die Grabrede, die der Anständigkeit des wenig bedeutenden Kommis gehalten wurde.

„Einfach zu behandeln sind diese Seelen," meinte Alfred Weglehner. Er griff zu den Papieren. „Geld, Geld und wieder Geld, ein wenig einförmig ist die Methode. Fast alle unsere Fälle sind mit Geld gearbeitet."

„Es war die Erkenntnis, von der wir ausgingen, die unsere Forschung erst ermöglicht hat, dieses Verhältnis von Geld und Seele. Daß das kleine Ding, die Münze, die winzige Bakterie ist, die all die Größen der Gefühlswelt, Ehre, Liebe und wie sie sonst heißen mögen, unwiderstehlich zerfrißt und zer-

stört. — Wir haben das erkannt und in Reinkulturen gezogen. Wir sind exakt vorgegangen."

„Ob wirklich kein Fehler unterlief —?" Alfred Weglehners Auge drang durch die geschlossenen Türen der andern Schränke, und er sah im Geiste die Fächer mit ihren Akten. Da war nur eine kurze Notiz auf einem einzigen Blatt, dort ein dickes Bündel mit Büchern und Dokumenten. Und obenan immer der Name eines Menschen, der bis dahin unbescholten gewesen. — „Es kommt nicht auf den einen Fehler an und nicht auf die eine Ausnahme, da magst du recht behalten. Der Gedanke besteht! Das Prinzip ist nicht erschüttert, — trotz Edmund von Lansheim."

„Und deine Bank? Wie steht es mit ihren Büchern?"

„Es sind Meisterstücke der Schurkerei. Dieser Herr Sterner ist ein Juwel. Er leitet jetzt den Betrieb. Aber auch die anderen Herren sind ihres Amtes wert . . . Nun, du kennst sie alle." Er wies auf das Archiv an den Wänden.

„Ein Besuch wie der, den du heute empfangen, bedeutet etwas in der Kette der Ereignisse. Er ist der Vorbote des Endes."

„Es muß abgewartet werden. Die Ereignisse, die noch kommen sollen, interessieren mich. Ich bleibe bis zuletzt auf meinem Posten." Er sah gedankenvoll vor sich nieder. „Da war noch jemand, der mir nahe sein wollte," sagte er dann. „Ich könnte meiner Schwester unsere Arbeit vorweisen. Sie würde mich verstehen. Sie ist allein — wie ich."

Hans Heldan grub die Zähne in die Unterlippe.

Der Blick Alfred Weglehners traf ihn. „Verzeih," sagte er rasch. „Aber deine Freundschaft ist mir ein Teil von meinem Selbst geworden, ich vergesse sie, wenn ich um mich blicke. Du stehst zu nah . . ."

„Es wird so sein," erwiderte jener kurz. „Wir wollen nicht über uns beide reden. Deine Schwester —" Er schwieg. Die Stirne in Falten gezogen, die Lippen zusammengepreßt, schien er die Gedanken mit der Kraft seines ganzen Willens auf einen einzigen Punkt zu konzentrieren. — „Nein," sagte er plötzlich mit unerwarteter Heftigkeit. „Sie darf nicht Mitwisserin sein! Wir wollen allein bleiben, du und ich." — Und ruhiger fuhr er fort, als sei er sich jetzt erst bewußt, dem andern Rechenschaft für diese Weigerung schuldig zu sein: „Laß die Einsamen einsam bleiben! Wir sind abseits vom großen Strome, — was immer wir bedeuten: versprengte Tropfen, die verloren sind, oder die ersten Tropfen auf einer neuen Bahn, in die der Strom sich dann ergießen soll, — wir sind abseits und müssen es bleiben. — Ich kann es nicht glauben, daß sie fühlt und denkt wie du! Sie ist eine Fremde. Und ein Leben wie das deine verträgt das Auge des Beobachters nicht. Auch nicht das des Freundes! Und es ist nicht wahr, daß sie dich verstehen könnte. Niemand von den andern wird dich ganz begreifen! — Nur ich, — ich habe nie einen Menschen verstanden, wie ich dich verstehe!" Es klang ein Ton fanatischer Innigkeit in dieser Stimme.

„Du fürchtest ja Frieda mehr als den Polizeirat!" Alfred Weglehner lächelte. Er sah die fieber-

hafte Röte nicht, die die Wangen des Freundes bedeckt hatte. Er sah den andern nicht, wie er ihn in der ereignisreichen Zeit ihres Nebeneinanderlebens kaum gesehen hatte. Es war ein Freund, — oder wie er es ausgedrückt hatte: ein Teil seines eigenen Selbst. — „Es ist keine Ursache zur Erregung," fuhr er fort. „Ich sagte ihr schon mein Nein auf ihr Verlangen. — Wie war es damals vor Jahren mit ihr? Du weißt es. Die Sache mit Fritz Herstal meine ich . . ."

„Warum darüber Worte verlieren? Es ist stets dasselbe, wenn zwei Menschen erkennen, daß sie einander lieben. Es ist Glück und Schmerz dabei. Und Menschen, die das wissen, machen keine großen Worte mehr, wenn sie es erleiden." Er sah geradeaus und preßte die Zähne auf die Unterlippe. Es war eine Gebärde, die oft bei ihm wiederkam und seinem Gesicht einen stark abweisenden Ausdruck verlieh.

„Was stand zwischen ihnen? Warum trennten sie sich?"

„Es heißt, er sei damals schon krank geworden. Wahnvorstellungen verfolgten ihn. Es gab Auftritte in der Gesellschaft. Das war die Zeit, wo er sich von jedem Verkehre abzuschließen begann."

Alfred Weglehner schob die Mappe, die bis jetzt auf dem Tische gelegen, in ihr Fach. „Ich werde ihn morgen aufsuchen," sagte er.

„Muß das geschehen?"

„Ja. Er hält sich meinem Unternehmen fern. Er, einer der Reichsten der Stadt, greift nicht nach dem Gelde, das ich biete. Ich will wissen, woran

ich bin. Und hier ist Raum genug." Er deutete auf die leeren Fächer des Schrankes und hatte ein halbes Lächeln auf den Lippen.

„Wenn ich dich hindern könnte zu gehen, ich würde es tun," sagte Heldan. „Es ist gefährlich, mit den Gedanken dieses Einsamen zusammenzutreffen. Gefährlich für jemanden, der seine Aufgabe hat wie du."

Jener sah erstaunt auf. „Welche Gefahr kann es da geben? Die Frage ist, wie teuer die Ehre sein wird, die ich kaufen will. Nun, ich gedenke nicht zu knausern."

Nachdenklich sah der Doktor vor sich nieder. „Da ist etwas," sagte er nach einer Pause, „das dich zwingt, die Wege deiner Jugend wieder zu gehen. Irgendein Gesetz, das dem menschlichen Handeln zugrunde liegt und noch unerforscht ist? Irgendein Wunsch, den du hegst, eine Erinnerung, die du suchst? Es ist etwas und ist stärker als ich. — Der Wunsch nach Rache, nach Vergeltung ist es nicht. Ich habe dir diesen Laffen, den Doktor Rehlen, geopfert. Das Geld all deiner Feinde ist in deinem Unternehmen, ist in deinen Händen, und was damit geschieht ..."

„Es findet seine Verwendung!"

„Ich zweifle nicht. Aber seinen einstigen Besitzern ist es verloren, und du hast ihnen damit den empfindlichsten Schmerz zugefügt. Dein Rachebedürfnis kann befriedigt sein. Was ist es also, das dich zwingt, auch diesen Weg noch zu gehen? Fritz Herstal war dein Gegner als Knabe. Er war nie dein Feind! Er hat mit keinem Worte jene Frau gekränkt ..."

Alfred Weglehner wehrte ab. „Das ist es nicht. Ich habe mich auch an den andern nicht gerächt. Da irrst du. Meine Rache galt nicht den Menschen ..." Plötzlich schwieg er. Und Heldans Augen hafteten starr auf seinem Gesicht, als wollten sie ihn zwingen, weiter zu reden, auszusprechen, woran er dachte. — Wem galt diese Rache? —

Alfred Weglehner empfand den Blick wie einen körperlichen Schmerz. „Es ist nicht das," sagte er, sich wegwendend. „Was quälst du mich mit Fragen! Wenn ich heute über vieles sprach, das wir lange nicht berührten, wenn ich entschlossen bin, morgen auch dieses Bild aus meiner Jugend wachzurufen, — warum geschieht es nur? Ich glaube, weil mich heute eine Geste — nein, es war ein Lächeln! — an alte Zeiten erinnert hat. Etwas ist wach geworden, was lange in mir schlief. Ich suche wohl nach einer Erinnerung und nach nichts anderm."

Er trat zum Fenster. Dem Hause gegenüber gewahrte er die Gestalt eines einsamen Spaziergängers. „Herr von Lansheim wird auch über die Dauer meines heutigen Besuches bei dir genau unterrichtet sein," sagte er, sich zu dem Freunde wendend.

Hans Heldan trat zu ihm. Die Umrisse zeichneten sich auf der erleuchteten Scheibe nebeneinander ab: die hohe, schlanke Gestalt Alfred Weglehners und die knabenhaft schmächtige des andern.

„Wir wollen den Mann nicht länger warten lassen," sagte Alfred Weglehner, auf den Spaziergänger deutend, der nur bis zum Ende der Straße gegangen war und eben wieder umkehrte. — — —

Nach einigen Minuten schritt Alfred Weglehner die Straße hinunter, und Doktor Hans Heldan stand noch immer auf seinem Platz am Fenster und sah dem Freunde nach. Erst als die dunkle Gestalt verschwunden war, als die abendliche Straße menschenleer lag (denn auch jener Spaziergänger hatte sich in derselben Richtung wie Alfred Weglehner entfernt), wandte sich der Doktor langsam ab.

Er verschloß sorgfältig die Tür des Schrankes und ließ sich dann für einige Sekunden auf demselben Stuhle nieder, den er früher eingenommen. Mit einer plötzlichen Bewegung legte er die Hand über die Augen. — Dann richtete er sich auf und trat zu seinem Schreibtisch, dem er eine kleine Kassette entnahm. Sie enthielt Medikamente.

Doktor Hans Heldan wählte ein Schlafmittel und mischte einem Trunk Wein eine Dosis desselben bei, die für einen weniger an Gifte gewöhnten Organismus, als es der seine war, verderblich hätte werden müssen. Er hatte dabei hastige, ungeduldige Bewegungen; er zerstieß die Tabletten im Wein mit seinem Federmesser, weil er sich nicht Zeit nahm, einen Löffel zu holen. — Er war mit einer seltsamen Hast und Eile bestrebt, seinem Bewußtsein zu entfliehen.

Drittes Buch

I

Zwei ganz gleiche Häuser stehen, durch Gärten getrennt, nebeneinander in der Parkstraße, die das Parkviertel im Norden der Stadt durchzieht. Über dieser Gegend ruht die Stille. Alles scheint friedlich, die Menschen, die von der Jagd nach Geld hier ausruhen wollen, die Natur, die den freundlichen Schmuck ihres Grüns freiwillig reichlich spendet, die rings im Überfluß darbietet, was man von ihr begehrt. — Friedlichkeit und Stille sind teuer! Auch hier hätte der Boden mehr hergeben sollen als Blumen und Bäume, auch hier hätten Fabriken aus der Erde wachsen sollen, Verschanzungen der Geldmacht, von denen aus der Kampf des Erwerbes nach nah und fern hätte geführt werden können. Aber hier schweigt er nun, der Kampf des Erwerbes.

Der alte Herr von Herstal hat das erreicht. Zur Zeit seines Bürgermeisteramtes, er allein gegen den ganzen Stadtrat. Die wollten damals auch im Norden Gruben bauen, wie im Süden und Osten der Stadt. Gutachten lagen vor, die aussagten, daß der Boden hier an Erzen zwar minder reich als in den älteren Grubengegenden sei, aber immerhin ergiebig genug,

um eine Ausbeutung materiell aussichtsreich erscheinen zu lassen. Da hatte es für die Herren kein Zögern gegeben. Das Geldfieber steckte in ihnen allen. Schon waren Käufe und Verkäufe im Gange, schon schlossen sich die Bodenbesitzer der Nordgründe zu einem Ring zusammen, da hatte der alte Bürgermeister ganz plötzlich sein Halt dagegen gerufen. Er konnte es tun, er hatte die Macht, denn die herstalschen Gründe gehörten mit zum Terrain, das für die geplanten Gruben notwendig war. Der alte Herr von Herstal war nicht mehr Kaufmann genug, um die Rechnung der andern zu verstehen, die Rechnung, die klar und einfach bewies, daß der Grubenbau die prozentual vielversprechendste Anlage dieses Bodenkapitals sei. Der alte Herr hatte dort oben, inmitten von prächtigen Gärten, seine Villa mit ihren Kunstschätzen, und er fand, daß das bißchen Schönheit und Natur der Stadt erhalten bleiben solle, und trüge es auch nur zwei Prozent! — Das war nicht so glatt gegangen. Sie hatten für ihre Pläne gekämpft und prozessiert, aber schließlich war der Bürgermeister Sieger geblieben. Es war mit Hilfe der Regierung geschehen, die sich dem Standpunkt des Alten aus sanitären Rücksichten angeschlossen hatte. Man brauchte die Bäume und Wiesen, um hier noch etwas von dem Sauerstoff zu behalten, der gegen den Rauch der Fabriken und den Dunst der Stadt ankämpfen sollte. Dabei war es geblieben. — Der alte Herr von Herstal war nicht wieder Bürgermeister geworden. Aber dort im Norden der Stadt war das Villenviertel emporgeschossen, hatten sich die Gärten und

Wiesen ein kleines Recht aufs Dasein behauptet, und nun, nach Jahrzehnten, fand man bereits, daß es gut so gewesen wäre. Man war reich genug, um sich den Luxus einer schlechten Bodenanlage gestatten zu dürfen. Und man brauchte auch einen Ort der Ruhe.

Soweit es Ruhe gibt im Nebeneinander der Menschen. Hier hatte jetzt der Ehrgeiz die Herrschaft an sich gerissen. Es war von Bedeutung, die schönste Villa dort oben zu besitzen, den besten Platz zu behaupten, die Erholungsstätte mußte zum Wahrzeichen des Reichtums gemacht werden. Wenn man den jüngeren Geschlechtern Rotenfelds den Vorwurf der Verschwendung machen durfte, so war er in erster Linie in Hinblick auf das Treiben im Villenviertel berechtigt, das einem wechselseitigen Hinanlizitieren an Luxus und äußerer Pracht gleichkam.

Die beiden Häuser in der Parkstraße behaupteten dennoch den ersten Platz. Sie gehörten den Herstals.

Der alte Herr von Herstal war längst aus dem Leben geschieden, und Georg von Herstal, das Oberhaupt der geadelten Linie, bewohnte jetzt die Villa, die einst das ganze Viertel gerettet hatte. Und neben ihr hatte die andere Seitenlinie der Herstals ein ganz gleiches Prachtgebäude errichten lassen. Diese andere Linie war die reichere. Sie hatten den geringeren Ehrgeiz besessen, waren weder im Streben nach Ehrenstellen, noch in dem nach Titel und Auszeichnung so weit gegangen wie die Verwandten. Sie hatten das Vermögen noch in seiner ursprünglichen Gestalt — als Geld — in Händen. Hier war ihre Macht, die sich von Jahr zu Jahr gehäuft hatte, die sich umsetzen konnte in Ehren, in jeden Genuß, in alle Güter

der Erde; und diese Macht war jetzt in der Hand eines einzigen konzentriert.

An Fritz Herstal war durch Erbschaft fast der vollständige Besitz dieser Linie der Familie gefallen. Nach menschlichem Ermessen mußte er zu den Glücklichen zählen. Denn wenn es jemanden gab, der alles hatte, was des Menschen Herz — der Überlieferung nach — zu begehren pflegt, so war er es. Fast noch im Knabenalter sein eigener Herr und Besitzer von Reichtümern geworden, stand ihm das Leben mit all seinen Verheißungen offen. Er hatte nur zuzugreifen. Was an Möglichkeiten des Genießens erdacht und vorbereitet war, seiner harrte es. Wenn er mit Menschen in Berührung kam, er sah nur zwei Gesichter: das diensteifrige Lächeln jener, die auf direkten Vorteil von ihm hofften, und den erfreuten Gesichtsausdruck von seinesgleichen, die wußten, der da sei einer der wenigen, die nicht deshalb zu ihnen kommen, um von ihnen Vorteil zu ziehen. Und er verzichtete auf beides, auf die Dienste und auf dieses Freudebereiten. Er blieb allein, er kam in den Ruf eines Sonderlings und Menschenverächters. Um ihn her wurde es still. Er füllte seinen Platz nicht aus im Leben, und man nahm es um so ärger auf, als dieser Platz kein Arbeitsplatz gewesen, sondern das bequeme Ruhebett des Genießers: daß er die andern nicht um eine Leistung, sondern um das bare Geld brachte, das sie von ihm erhofft hatten. Er erfüllte die Pflicht zu begehren nicht, die ihm seine Stellung vorschrieb. Wie viele gefällige Vermittler waren enttäuscht! Er schien es nicht einmal zu wissen, daß er seinen Mitmenschen etwas schuldig war, er

ging seines Wegs wie der erste beste, trieb Studien, interessierte sich scheinbar für mancherlei und trat dann mit einemmal zurück, als ob er nicht der Mittelpunkt zahlreicher Spekulationen gewesen wäre, wohldurchdachter Spekulationen seiner Umgebung, die freundschaftliche Beziehungen mit materiellen Vorteilen in einen harmonischen Einklang bringen wollte. —

Zur Mittagsstunde stieg Alfred Weglehner vor dem Portal der Villa Fritz Herstals ab. Er warf einen Blick hinüber zu dem andern Gebäude, in dem Georg von Herstal herrschte. — Dort war sein Streben erfolgreich gewesen, dort war er eingedrungen mit all den Ehrlosigkeiten, die in seinem Gefolge waren. Die Eitelkeit Georg von Herstals hatte alle Gedanken gefangen genommen, sie hatte längst wie fressender Rost die Schutzwehren der Anständigkeit vernichtet, die einem Ansinnen, wie das Alfred Weglehners es war, Widerstand geleistet hätten. Jener Abend bei Frieda —! Da war nicht einer, der nicht die Unkorrektheit des Unternehmens, die geschäftliche Faulheit des vorliegenden Planes durchschaut hätte! Aber jeder sah auch den besondern Vorteil für sich. Jeder baute darauf, daß auch Alfred Weglehner selbst nichts anderes als Geld, als eigenen Vorteil bei der Sache gewinnen wollte, und mit dieser Voraussetzung durften sie glauben, daß man ein gutes Stück Weg an seiner Seite gehen und sich bereichern konnte. Bis alles zusammenbrach! Dann trug eben er allein die Schuld. Wenn er es nicht verstand, sie glücklich auf jemand andern abzuwälzen. — Das war seine Sache. — Die Voraussetzung eben war falsch gewesen; sein Streben nach

Geld, dasselbe, das alle andern eine Zeitlang decken sollte, es war eine Fiktion.

Alfred Weglehner dachte daran, ob die Villa drüben wohl bald ihren Besitzer wechseln würde. Georg von Herstal, der Chef und Generaldirektor der neuen Bank — den Titel hatte er gefordert —, war finanziell und moralisch stark bei dem Unternehmen engagiert. Und der Zusammenbruch traf nicht nur sein Vermögen, sondern auch sein Ansehn. Ansehn? Wußte der noch, was das hieß? Längst beschäftigten ihn doch die Winzigkeiten der Schmeichelei, des äußerlichen formalen Ansehns allein! Ob er es noch fühlen würde, wenn, fernab von seiner kleinlichen Gedankenwelt, ihr Fundament zusammenstürzte? — Nun, jedenfalls fiel damit auch der Titel eines Chefs und Generaldirektors, und für den Schmerz hatte er Empfindung! —

Alfred Weglehner hieß den Wagen warten und rührte die Glocke. Ein Diener öffnete ihm. Die Glocke hatte keinen Laut gegeben, der Druck auf den elektrischen Knopf mochte drinnen auf andere Weise als durch Töne anzeigen, daß jemand Einlaß wünschte. Die Kleidung des Dieners war unordentlich, das Innere der Villa verriet den Mangel an Pflege. Überraschend war dabei die zahlreiche Dienerschaft und die Stille, mit der sie sich bewegte. Hier schien nichts anderes zur Pflicht gemacht zu sein als das eine: die Ruhe nicht zu stören.

Die Ankunft eines Gastes war offenbar eine unerwartete Situation. Im Flüsterton wechselte der Diener, der geöffnet hatte, mit einem andern Worte, dann wurde Alfred Weglehner über die teppichbelegten Stufen

der mächtigen Haupttreppe in das erste Stockwerk geführt. Am Fuß der Treppe stand ein Diener, im ersten Stockwerk hielten zwei die Wache. Denn anders konnte man dieses ungewöhnliche Postenstehen kaum bezeichnen. Einer von ihnen übernahm die Führung des Besuchers und geleitete ihn in ein hohes, einfach ausgestattetes Gemach am Ende des Ganges. Dort wurde er höflich ersucht zu warten, und der Diener verschwand. Er schien allein nicht befugt, den Gast zu melden und erst neuer Instruktionen zu bedürfen.

Nach einigen Minuten erschien ein älterer Herr, mehr Beamter als Diener, und bat Alfred Weglehner, ihm die Absicht seines Besuches mitzuteilen. Er sprach mit vielen Entschuldigungen: der gnädige Herr sei krank, der gnädige Herr empfange fast niemals Gäste, und wenn es sich um eine geschäftliche Angelegenheit handle, so dürfe man ihn nicht stören.

Alfred Weglehner bestand darauf, vorgelassen zu werden. Der andere drehte ratlos die Karte, die der Diener ihm übergeben hatte, in der Hand; endlich entschied der Name, den diese Karte trug. Er trat zu einer viereckigen Metallscheibe, die an der einen Wand angebracht war und schob sie zur Seite. Eine quadratische Öffnung wurde sichtbar, in der ein Kästchen stand. Die Karte wurde in das Kästchen gelegt; ein Druck auf einen elektrischen Knopf, und mit leisem Surren rollte das Kästchen ins Dunkel.

„Das ist die Art, beim gnädigen Herrn anzumelden," sagte der Mann, dessen Amt der Empfang oder vielmehr das Abweisen von Besuchern war. „Dieses Kästchen geht jetzt durch den Schacht in der

Mauer bis ins Wohngemach des gnädigen Herrn. Gleich werden wir wissen, ob er empfängt."

„Hat denn von der Dienerschaft niemand Zutritt?"

„Niemand. Der gnädige Herr ist nicht gern mit Menschen zusammen." Der Beamte zuckte verlegen die Achseln. „Der gnädige Herr bewohnt zehn Zimmer, in jedes mündet ein solcher Zuführungsschacht mit Schienen. Die Mahlzeiten rollen aus der Küche in das Zimmer, in dem er sie wünscht, ebenso jede Nachricht, die der gnädige Herr selbst erledigen muß. — Am Morgen verläßt er das Zimmer, in dem er geschlafen hat, und geht in das zweitnächste. Dann erst darf das Zimmer in Ordnung gebracht werden. Aber der Herr betritt es fünf Tage lang nicht mehr. Am nächsten Morgen geht er um zwei Zimmer weiter und wohnt und schläft dort. Und vom zehnten Zimmer geht er durch den Verbindungsgang, den niemand von der Dienerschaft betreten darf, wieder in das erste zurück."

In diesem Augenblick klang das Surren wieder, mit dem das Kästchen auf den Schienen lief. Ein blaues, sternförmiges Stückchen Karton lag an der Stelle der Karte.

„Der gnädige Herr empfängt," sagte der Beamte. „Es ist eine ganze Sprache," fügte er, auf das Kartonblättchen deutend, hinzu. „Verschiedenfarbige Kartons, verschiedenartig geschnitten, drücken die Wünsche des gnädigen Herrn aus. Sie kommen immer auf diesem Weg an die Dienerschaft. Wir wissen die Sprache auswendig. Anfangs bekam jeder eine Tabelle mit Abbildungen. Der blaue Stern bedeutet Ja. Früher schrieb der gnädige Herr auf

Zettel, was er verlangte. Dann kamen die Kartons, — weil sich dasselbe immer wiederholte . . ." Die beiden standen vor einer mit Tuch verkleideten Tür. Alfred Weglehner bekam noch eine genaue Beschreibung des Weges: durch das Vorzimmer in den Gang, der an den zehn Zimmertüren entlang führte, und ohne anzuklopfen durch die vierte Türe, — dann blieb der Beamte zurück. Der Gast aber drang in das Reich dieser Einsamkeit, das sich durch ein ganzes System gegen die Umwelt abschloß.

Fritz Herstal erwartete den Besucher aufrecht an einem Tische stehend. Und fast war Alfred Weglehner erstaunt, sich nach so eigentümlicher Einleitung in einem vornehm ausgestatteten Gemach einem gutgekleideten Menschen gegenüber zu befinden. Er hatte irgendwelche weitere Seltsamkeiten erwartet. Aber alles war normal. Vielleicht lag in dem Blick, mit dem Fritz Herstal den Eintretenden maß, etwas Sonderbares; eine unbestimmbare Angst, ein nicht erklärtes Mißtrauen schien in dem Auge aufzuleuchten. Es war nur eine Sekunde und konnte auch eine Täuschung sein.

Fritz Herstals Züge waren scharf und ungewöhnlich. Die Tiefendimension in diesem Gesichte überraschte. Stark sprang die nur wenig gewölbte Stirne hervor und ebenso das eckige Kinn. Da schienen die Augen und die schmalen Lippen zurückzufliehen. Dunkle Schatten zeichneten sich ab: sie waren in dem Gesicht zu Hause, gehörten dazu wie die beiden Furchen, die sich um die Mundwinkel zogen. — Da stand er, an Größe fast seinem Besucher gleich, die schlanken

Finger der weißen Hände fest ineinandergekrampft, als wolle er jede Möglichkeit von vornherein abschließen, daß eine fremde Hand nach der Berührung mit der seinen Verlangen tragen könne, und sah zur Tür.

„Verzeih, wenn ich dich störe." Die Nerven Alfred Weglehners fügten sich diesem Willen, der das Nahekommen verbot, und er blieb einige Schritte von dem Hausherrn entfernt stehen und grüßte nur durch eine leichte Verbeugung. „Die Angelegenheit, die mich zu dir führt, hat wohl ein Recht darauf, wichtig genommen zu werden."

Fritz Herstal nickte. „Bitte, nimm Platz."

Er selber ließ sich an dem Tische nieder. Der Besucher wählte den Stuhl gegenüber. Ein Schreibzeug stand auf dem Tisch. Beschriebene Blätter lagen davor, das Zimmer schien das eines wissenschaftlich Arbeitenden zu sein. Ein Erdglobus stand in einer Ecke. Dicke Bücher waren auf einem Regal aufgestapelt, und die eine Wand war fast ganz mit einer großen Karte bespannt, die den Sternenhimmel darstellte.

„Du arbeitest hier?" Alfred Weglehner fragte so nebenbei, während sein Auge alle Einzelheiten des Raumes durchforschte. — Er kam, um eine Ehre zu kaufen. Um welchen Preis immer! Er war bereit, wissenschaftliche Werke anzuerkennen, so wie er die Verse Herbert Anrains, die Persönlichkeit Georg von Herstals anerkannt hatte. Er war bereit zu bewundern, wenn Bewunderung verlangt wurde, ehrfürchtig zu schweigen, wenn ihm diese Aufgabe zufallen sollte.

Eitelkeit, Größenwahn, Geldgier, alle Mächte des Bösen förderten seine Pläne. Nur wissen mußte er, mit welcher er es zu tun hatte.

Aber Fritz Herstal nahm die Frage nach seiner Arbeit mit nervöser Unruhe auf. Er schien gar nicht begierig, die wichtige Angelegenheit, deren sein Gast Erwähnung getan, kennen zu lernen; und mit Bereitwilligkeit griff er dieses Thema auf.

„Ja. Ich schreibe Verschiedenes nieder, was mir eben durch den Kopf geht. Ob man das arbeiten nennen kann? Das und jenes, wie es gerade kommt. Interessiert es dich vielleicht?" Es lag etwas wie Bosheit in dem Blick, der den Besucher streifte. Schon hatte die Hand eines der beschriebenen Blätter genommen.

„Gewiß, es interessiert mich sogar außerordentlich." Verstand jener den Ton von Beflissenheit, den Alfred Weglehner in seine Worte legte? Er schien sie kaum gehört zu haben.

„Das hier ist eine Notiz. Eine Beobachtung, die ich einmal machte, zu Zeiten, als ich mich noch der Gefahr aussetzte, durch Beobachtungen zu meinen Gedanken angeregt zu werden. Bitte, höre also. Das da heißt: Unter Menschen. Es ist nicht das stärkste von meinen Giften." — Wieder jener Seitenblick, und er las mit leiser, eintöniger Stimme:

„Ich sitze im Park unter den andern und sehe zu. Da kommt eine Greisin mit einem Gesicht, dessen Falten nicht mehr den Formen des menschlichen Knochengerüstes angepaßt sind. Es ist nicht mehr alles von diesem vorhanden. Der Mund ist zahnlos

geworden, die Kiefer sind vertrocknet. Zusammenklappbar könnte das Gesicht genannt werden. In unzählige Runzeln ist die Haut gefaltet, nur eine tiefe Furche bildet die Gegend des Mundes, seine Lippen sind längst unsichtbar geworden. Die Augen, große, blaue Augen, sind klar und leben. Eine andere, sehr einfach gekleidete Dame, die energisch Anordnungen trifft, ist mit ihr und noch zwei alte, schweigende Leute; alle drei wohl um ein Menschenalter jünger als die Greisin, aber dennoch schon an der Grenze der Sechziger. Die anordnende Dame hat für die Greisin einen Stuhl herangezogen und sich selbst neben sie gesetzt. Es sind die beiden einzigen freien Plätze an dieser Stelle. Die nächsten sind wohl zehn Schritte weit entfernt. Dorthin setzen sich die beiden schweigenden Alten. Es vergehen Minuten. — Plötzlich richtet sich die Uralte auf. Suchen und Angst tritt in ihre Augen. Schon ist sie aufgesprungen, nein, aufgeschnellt und sucht umher: ‚Wo sind sie? Wo bist du?‘ Und es ist die Todesangst vor dem ewigen Verlust des Unersetzbaren, der geliebten Menschen, in ihrer Stimme.

Ihre Begleiterin beruhigt sie. ‚Dort sitzen sie doch.‘ Das Aufsehen ist ihr sichtlich unangenehm. Es sind ja noch andere Leute hier. — Aber da ist kein Halten. Schon ist die Alte bis zu den beiden andern geeilt. Sie hat sie gefunden. Ihr Gesicht strahlt nun vor Freude: ‚Da seid Ihr!‘

Die stehen auf. ‚Aber Mama — —,‘ sagt die Dame vorwurfsvoll. Der Herr, weißhaarig und tadellos gekleidet, nimmt die dienstbeflissene Haltung

des Kavaliers an. Sie ist unsäglich rührend, die Haltung. Seine Augen sind trübe, die Hand am Ohr verrät den Schwerhörigen, der die Worte noch nicht erraten hat, den Vorgang nicht versteht. Aber — er hält sich bereit.

‚Warum seid ihr weggegangen? Warum laßt ihr mich allein?‘

‚Weil kein Platz ist, Mama,‘ erwidert die Tochter. Eine gewisse Gereiztheit liegt in ihrem Gesicht. ‚So schau doch nur, Mama.‘ Und sie deutet auf die besetzten Stühle und die neugierigen Augen ringsum.

‚Weil kein Platz ist?‘ fragt die Alte. Sie sieht es ein. Daran, ja, daran hat sie nicht gedacht. Traurig und tot werden ihre Augen. Welcher Schmerz in dem verfallenen Gesicht! Sie begreift alles. Aber als sie sich allein gesehen hat mit der Fremden, — was konnte sie anderes tun? Noch zittern ihre Hände heftig. Ihre Begleiterin führt sie zu ihrem Stuhl zurück. —

Wie lange mag es dauern, Monate vielleicht oder ein Jahr, vielleicht auch zwei, und sie trennt sich von den Kindern. — Diese Gewißheit, — ist sie ihr je bewußt geworden? Hat sie es je ertragen, das zu wissen? Und um wie wenig Zeit ist es mit denen anders, deren Gesichter noch straff sind, die sich nicht in Gesellschaft Fremder vergessen, die fähig sind, die Umstände stets in Rechnung zu ziehen? Was habe ich vor dieser Greisin voraus? Was irgend jemand, der einen Menschen liebt? — — — —

Was meinst du dazu?“

Der Zuhörer hatte unruhig mit seinem Stuhl

gerückt. Was sollte diese Geschichte? Und was sollte das Lauern in Ton und Blick des andern?

„Ich finde, es ist eine traurige Tatsache, die hier mit wenigen Worten und eindringlich genug dargestellt ist."

„Findest du wirklich? Aber so nebenher bist du imstande, zu lieben und dein Herz an Menschen zu hängen, so ganz nebenher; obwohl es eine traurige Tatsache gibt wie diese, die ich hier aufgezeichnet habe."

„Erlaube mir!" Alfred Weglehner war verwirrt. „Der Tod ist etwas, womit man sich abfinden muß. Die Vergänglichkeit alles Irdischen, also auch der Liebe, kennen wir doch!"

„Kennen wir sie also! Und wie sagtest du? Finden uns damit ab, nicht wahr? Das ist prächtig, dieses Abfinden! Und du erträgst es, erträgst es wirklich, noch einen Menschen zu lieben angesichts der Gewißheit, ihn verlieren zu müssen? Du hältst deine Liebe vielleicht gar noch hoch?"

„Gewiß tue ich das. Die Zukunft mag bringen, was sie will, der Augenblick gehört mir, und ihn lasse ich mir nicht trüben!" Heftig war die Antwort gekommen. Hatte der spöttische Ton ihn gereizt? Schon war er sich dessen bewußt, dachte an den Zweck seines Hierseins und bedauerte, nicht mehr Höflichkeit gezeigt zu haben. Tod, Vergänglichkeit, warum sollte man nicht auch die gelten lassen, wenn es sich darum handelte, eine wichtige Sache durchzuführen?

„Hältst sie vielleicht gar noch hoch!" wiederholte Fritz Herstal, eine Art Lachen schüttelte seinen schmalen

Körper. „Ich möchte dich nur auf etwas aufmerksam machen," fuhr er fort, „ein wenig Alkohol ändert die Dinge vollständig, die du hoch hältst, und ein Tropfen Blausäure noch sicherer."

„Auch dein Verachten der Dinge würde dadurch geändert!"

Überrascht sah jener auf. „Das ist der eine Trost," sagte er. „Merkwürdig, daß du so rasch den einen Trost gefunden hast."

„Ich fürchte, du nimmst mir meine Heftigkeit von früher übel —," begann Alfred Weglehner, da der andere nicht weiter sprach und in Gedanken vor sich hinstarrte.

„Ich? Was sagst du?" Fritz Herstal fuhr auf. Dann ging wieder das stumme Lachen durch seinen Körper. „Nein," sagte er. „Übel nehme ich niemandem etwas."

„Es täte mir leid. Du hast mir mit deiner kleinen Arbeit ein Vergnügen bereitet, für das ich dir noch danken muß."

Die Wirkung dieser Höflichkeit war unerwartet. Fritz Herstal fixierte sekundenlang entsetzt das Gesicht seines Gastes und sagte dann leise: „Ein Vergnügen." Alfred Weglehner sah, daß seine Augen voll Tränen standen.

„Da du so viel Interesse zeigst, — ich lese dir gerne noch das und jenes vor." Er nahm ein Blatt. „Das hier heißt ‚Kerzen'." — Und da jener sich nur verbeugte, las er wie früher.

„Ich verkehrte in einer Gesellschaft älterer Herren, die das Leben liebten, die gerne lachten und tranken

und in Erinnerungen kramten. Der eine, er war Rechtsanwalt, erzählte nur von seiner Hoffnung, einen Orden zu bekommen. Es war sein Lebensziel gewesen, und er hatte jetzt die Zusicherung. Wie glücklich er war! ‚Im Januar,' sagte er stolz. ‚Im Januar!' Er starb im November. Löschte aus wie eine Kerze. Bei der nächsten Zusammenkunft sah keiner dem andern in die Augen. Sie waren alle an siebzig. — Und wieder das nächste Mal erzählte mir der eine, ein Beamter, von seinem Enkelkind, das ihn in wenigen Wochen besuchen werde." Plötzlich warf Fritz Herstal das Papier auf den Tisch. „Wozu lese ich dir das vor?" fragte er voll Haß. „Es könnte dir wieder ein Vergnügen bereiten."

„Er ist wahnsinnig," dachte Alfred Weglehner. „Er muß wahnsinnig sein!"

„Ich würde dir raten, mich für verrückt zu halten," sagte Fritz Herstal in diesem Moment. „Du kommst sonst nicht über mich hinüber. Und das willst du doch aus irgendeinem Grund. Nicht wahr?"

„Ich fürchte, du bist überreizt. Diese Einsamkeit könnte niemand ertragen. Draußen ist das Leben mit seinem Getriebe, den tausendfachen Möglichkeiten, das ist Luft für ein menschliches Dasein. Wir kommen vorwärts! Überall zieht das Neue ein . . ."

„Ich sehe zu klar." Fritz Herstal saß abgewandt und schien der Rede seines Gastes nicht weiter zu achten. „Das ist es. Ich sehe klarer, schärfer als die andern. Und das erträgt kein Mensch. Dazu sind unsere Gehirne nicht geschaffen. — Und die da

draußen streben weiter und weiter; zum Wissen, zur Klarheit, denken sie. Wollen wachsen und mehr als Menschen werden. Es gibt kein Wachsen für die Fähigkeit des Menschen! Keine Entwicklung! Sie müssen durch mich hindurch, und an mir würden sie sterben. Die da leben und arbeiten, sie leben von der Gnade des Nichtwissens. Ich aber weiß. Und sie fabeln noch vom Übermenschen! Wenn einer kommt, der größer sein wird als ihr, den Namen Mensch wird er abtun wie eine Schande! Würdet ihr euch Überaffen nennen lassen? Aber ihr braucht das nicht zu fürchten! Es führt kein Weg von euch zu dem, der größer ist als ihr, weil ich dazwischen stehe, ich, und ... ich sterbe."

„Du solltest dich aufraffen. Diese Grübeleien richten dich zugrunde ..."

„Glaubst du das?"

Alfred Weglehner suchte die verlorene Sicherheit. Er dachte die Gedanken gar nicht, die jener mit seinen Reden ausdrückte; er hörte sie nur an. Aber sie bedrückten und störten ihn, selbst in der Form des leeren Schalles. Er lehnte ab. Er lehnte mit der ganzen Kraft seiner Natur das Feindliche ab. Denn wenn der da im Recht gewesen wäre, — was hätte Ehre oder Ehrlosigkeit der Leute in Rotenfeld bedeutet, an die er selbst seine Arbeit und sein Leben gesetzt? Und plötzlich begann er zu sprechen. „Gewiß, das alles läßt sich überwinden. Leben, Tätigkeit! — und die Gespenster fliegen davon. Ich bringe dir das Leben. Denn die Angelegenheit, um deretwillen ich zu dir kam, ist nichts anderes als eine

Aufgabe für dich. Und eine Aufgabe, die du deiner wert halten darfst."

Fritz Herstal warf ihm wieder einen seiner flüchtigen Blicke zu, die so lähmend wirkten. Aber jener war bei seiner Sache, und der Eifer riß ihn fort. War es ein unbewußtes Sich-wehren gegen die tödlichen Gedanken des andern? War es die Freude an seinem eigenen Werk? Nie wurde das neue Leben in der Stadt, das mit der Bankgründung begonnen hatte, in verlockenderen Farben geschildert. In Alfred Weglehners Darstellung wurde es zur einzig würdigen Lebensarbeit, hier teilzunehmen, hier voranzugehen. Das Geld klirrte in seiner Rede, die Ehren strahlten. Und noch etwas hob er hervor, etwas, das gerade diesmal wirken sollte: den Nachruhm. „Wir schaffen ja nicht für heute und morgen," schloß er, „wir schaffen für eine späte Zukunft. Vergänglichkeit trifft nur den Einzelnen. Sein Werk besteht. Wir, die wir für die Nachkommen ein besseres Los erringen, wir überwinden den Fluch der Vergänglichkeit. Unsere Namen werden dauern."

„Nicht nur die Namen."

Alfred Weglehner sah fragend auf. Jetzt lag ein wirkliches Lächeln auf dem Gesicht seines Gegenübers, aber es war unheimlich im Kontrast mit diesen für den Ernst geschaffenen Zügen.

„Sag mir," begann Fritz Herstal leise, „kommt dir das nicht selber lächerlich vor? Du kommst zu mir, du sprichst von Arbeit und Zwecken, — ja sogar die Zukunft, die Zeit, in der du nicht mehr sein wirst, wagst du zu nennen! — Und ..."

„Und?"

„Und trägst dabei deinen eigenen Totenschädel auf den Schultern herum! Ja, es ist wahr, es ist kein Scherz, den ich mit dir treibe. Du trägst ihn herum! Du bist verflucht, es zu tun. Er ist da! Fühle nur, greife nur! Die Knochen da, die werden dein Totenschädel heißen, viel länger, viel länger, als sie dein Kopf geheißen haben!"

Alfred Weglehner fuhr zurück. „Er ist wahnsinnig!" war sein einziger Gedanke. Er klammerte sich an das Wort und sah den andern an, als fürchte er, jeden Moment von ihm angefallen zu werden.

„Sieh mich nicht an!" schrie Fritz Herstal da auf. „Ich weiß es ja. Ich auch, ich auch, ich trage ihn auch!" Und er schlug die Hände vors Gesicht, um sie gleich darauf entsetzt fallen zu lassen. „Totengerippe," murmelte er, indem er auf die eigenen gespreizten Finger sah. „Warum hast du das getan?" begann er wieder leise und verzweifelt. „Warum erinnerst du mich? Leide ich nicht genug? Mußtest du einen Totenschädel und ein Gerippe in mein Zimmer tragen?"

Alfred Weglehner stand und fand keine Worte. Sollte er ihn jetzt allein lassen? Oder die Dienerschaft rufen? Wie eine körperliche Last fühlte er die Luft dieses Zimmers und das Klagen dieser Stimme. — „Verzeih ..."

„Es ist ja nichts zu verzeihen. Ich werde dich nicht hassen. Daß es Menschen gibt, die in ihrem Elend einander hassen können! Daß es Menschen gibt, die etwas anderes denken als ihr Elend! Mit dem Todes-

urteil geboren — durch gefristete Jahre — und sie gehen ihre Bahn. Hassen und lieben und durchschauen nie den Trug. Genug davon!" — War das Komödie? Alfred Weglehner sah mit Staunen ein verändertes Gesicht vor sich. Ein ruhiges Gesicht, dessen Augen scharf auf ihn gerichtet waren. „Es ist unwichtig," sagte Fritz Herstal. „Mein Schmerz und das, was ich mein Elend nenne, ist ebenso unwichtig wie deine Arbeit und der Nachruhm, mit dem du dich befaßt. Es wäre auch unwichtig, sich umzubringen, und man kann es gelegentlich tun. — Das ist der zweite Trost, der, den du nicht erraten hast. Nun, freue dich, daß du keinen von beiden brauchst. Aber gestatte mir, auch die Angelegenheit, in der du kamst, für nicht wichtig zu nehmen. Solltest du Geld wollen . . ."

Alfred Weglehner wehrte ab.

„Es würde dir zur Verfügung stehen."

„So nicht."

„Wenn ich dich verletzt habe . . ."

„Nein," unterbrach er ihn heftig.

Fritz Herstal strich sich über die Stirne. „Ich wollte etwas, als ich deinen Namen auf der Karte las. Ja, ich wollte von deiner Schwester hören. — Nicht mehr," sagte er rasch, als der andere zu sprechen versuchte. „Ich will es nicht mehr, wirklich nicht. Ich bitte dich nur, mich allein zu lassen." Er hatte bei den letzten Worten wieder vermieden, den Blick auf den Gast zu richten. Und Alfred Weglehner verstand es jetzt, was diese Augen im Bild des Menschen sahen und nicht sehen wollten. — — —

Wieder schritt er über die teppichbelegten Stufen an den Gestalten der Diener vorüber, aus deren Gesichtern Neugier sprach. Wieder stand er vor dem Portal des Gebäudes und sah hinüber zur Schwestervilla Georg von Herstals. Die letzten eines Geschlechtes, die ihre eigenen Wege gingen! Aber er fand das Wort nicht, um Fritz Herstal einzureihen. Wie ein drohendes Dunkel stand in seiner Erinnerung die Gedankenqual dieses Einsamen, ein Dunkel, in das sich sein eigenes Denken nicht wagte. „Er ist wahnsinnig," wiederholte er leise, als er im Wagen saß; und wieder fügte er den Nachsatz hinzu, der das gefällte Urteil wertlos machte: „Er muß, er muß es sein!"

Er führte den Kampf gegen jedes Wort der Erinnerung, das ihm folgen wollte. Was hatte dieses Erlebnis mit der Überzeugung von der Niedrigkeit des Menschen zu tun, die er verfocht? War das Fundament dieser Überzeugung erschüttert, und war dieses Fundament noch immer der alte Glaube an den Wert der Menschen? Ihn und nur ihn bedrohte das, was er vernommen.

* * *

Am selben Tage geschah es, daß Mary Weglehner ihren Gatten zu sich bitten ließ.

Die Stunden des Beisammenseins waren festgesetzt, Mary pflegte sonst nicht zu ungewohnter Zeit die Gegenwart Alfreds zu wünschen. Sie führte in ihren prächtig ausgestatteten Zimmern ihr besonderes

Leben. Selten war sie allein. Jener Zauber, den sie auf die Männer, die ihr nahe kamen, ausübte, versagte nicht. Sie konnte mit jedem von ihnen wie eine Gebieterin schalten, und sie verlangte vor allem nach ihrer Gesellschaft. Herbert Anrain erschien nun täglich bei ihr. Aber auch Doktor Konstantin, Artur Benarski und eine ganze Reihe von Söhnen aus den besten Häusern gehörten zum Hofstaat.

Wie man in den Damenkreisen Rotenfelds über diese Zusammenkünfte urteilte, war jedermann bekannt. Hier galt die Wohnung von Alfred Weglehners Gattin für eine Stätte der Sittenlosigkeit, für einen Schandfleck im moralischen Bilde der Stadt. Mit Unrecht. Was dort vor sich ging, widersprach keinem Moralgesetz. Mary erzwang sich nichts anderes als Offenheit von jedem. Und da hörte sie von allen Arten der Liebe zum Gelde reden, von einer Liebe zu ihrer Person fiel selten ein Wort. Sie griff nach dem Innersten der Seelen. Sie brachte mit ihrem Blick, mit ihrem Schweigen das letzte Geheimnis zutage. Und das letzte Geheimnis fast eines jeden war das Geld. Manch einer bereute es, nachdem er sie verlassen, daß er so viel gesagt hatte; denn Alfred Weglehner konnte es von ihr erfahren und die Konjunktur benützen ... Aber er erfuhr nichts, oder er versäumte die Konjunktur. — —

Als Alfred Weglehner das Empfangszimmer Marys betrat, traf er sie allein an. Er war nicht frei von der Erinnerung an Fritz Herstal. Noch folgten ihm die dunkeln Augen, die durch Farbe und Form des Körpers hindurchsahen und das Gerippe

wahrnahmen unter der Oberfläche des Lebendigen. Aber als er das gewinnende Lächeln sah, mit dem Mary ihn begrüßte, das Lächeln eines Kindes, da riß er sich gewaltsam aus der Nachdenklichkeit. Das galt! Er sah es beim ersten Blick. Sie kannte er noch nicht, das wußte er. Aber ihr Handwerkzeug kannte er, und dieses Lächeln bedeutete Gefahr.

Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Mein lieber Freund, ich habe dich gebeten, ein wenig zu kommen und mit mir zu plaudern. Ich bin heute ganz allein."

Er führte ihre Hand an die Lippen und erwiderte nichts.

„Ich danke dir für deine große Freundlichkeit," fuhr sie fort. „Die Leute in deiner Heimat sind merkwürdig. Ganz anders habe ich mir früher die Menschen vorgestellt. Ganz anders! Ich dachte, sie wären von einander mehr verschieden!"

Er lächelte. „Und fühlst du dich also jetzt betrogen?"

„Nein. Es ist ja sehr interessant, daß sie alle so ähnlich sind. Ich meine" — sie sann nach — „ich meine, wenn Papa mit Menschen gearbeitet hat, so hat er es sehr leicht gehabt, weil sie alle so einfach sind. Man kann, wenn man so ist wie wir, wie ich und Papa, wenig mit ihnen anfangen. Man kann mit ihnen spielen, oder man kann sie vielleicht lieben. Aber lieben ist wohl sehr schwer, und ich lerne es nicht."

„Du vergißt, daß man auch Kameradschaft halten kann wie wir."

„O, mein Fred!“ Wieder ihr Lächeln. „Ich will mir auch große Mühe geben, jemanden zu lieben. Ich habe es mir fest vorgenommen. Ich möchte nur, daß es der Interessanteste von allen ist. Und den sollst du mir erst zeigen.“ Schmollend zogen sich die Mundwinkel zusammen. „Dein Freund, der Doktor, ist so klug, warum will er nicht mit mir sprechen? Was für Menschen sind das, die du um mich sein läßt! Die wertlosesten von allen!“

„Was verlangst du?“ Er hatte den kindlichen Ton nicht scherzhaft aufgenommen und erwidert, wie es die andern taten. Er hatte unter den Blicken der Zärtlichkeit, die ihm galten, seine Haltung nicht geändert. Er wartete.

Und sie sah, daß er wartete; sah, daß er das Spiel nicht spielte, das sie begonnen, und plötzlich wechselte sie den Ton. „Einen Wunsch wollte ich dir aussprechen. Deshalb beanspruchte ich deine Zeit für mich. Wenn es dich störte, vergib ...“

„Ich höre.“

„Hier wohnt“ — mit einem Male hielt sie einen Brief in Händen — „ein Herr Kalmus, Desider Kalmus, der mir sehr empfohlen ist. Ich wollte dich fragen, ob keine Stelle frei ist für ihn. Ich dachte mir, da du Herrn Steiger entlassen mußtest, — der Buchhalterposten wäre etwas, das ihm paßte —“

„Ich kenne ihn nicht. Er hat sich nie um eine Stelle beworben.“ — Und doch, in seiner Erinnerung lebte dieser Name. Er mußte ihn schon gehört haben. Es war nichts Gutes, das sich mit ihm verband. Was war es nur?

„O, er wohnte bis jetzt nicht in der Stadt. Er wohnte weit weg von hier. Er kam erst."

„Kam? Zu welchem Zweck?"

„Man ließ ihn kommen."

„Wer?"

„Ich."

„Und nur, damit er, dieser Fremde, an die Stelle trete, die Sterner und Steiger gehabt haben? Und daß er lerne, ihre Wege zu gehen?"

„Ja. Ich finde eure Versuche mit Charakteren so wohlgelungen und schön. Keiner bleibt stark; da möchte auch ich einen Versuch machen ..."

Alfred Weglehner dachte der Vorhersage Hans Heldans. Und jetzt wußte er etwas, an dem es keinen Zweifel gab: Der Gegenstand dieses Versuches war jetzt nicht irgendein Fremder, das war er selbst. Ihr Lächeln früher hatte es ihm verraten. — Was drohte ihm? Wo waren seine Schwächen, gegen die sich der Angriff richten konnte? — Nach einer Pause sprach er: „Ich verstehe deine Absicht noch nicht. Ich bin aber keiner von denen, die du dir zum Hofstaat herangezogen hast. Ich kann Klarheit ertragen, und ich fordere sie auch von dir."

„O, du bist klug," sagte sie bewundernd. „Ich freue mich, wie rasch du mich verstanden hast. Aber ich will dir ja jede Klarheit geben, die du verlangst. Soll ich dir Näheres von meinem Schützling, diesem Herrn" — sie suchte den Namen im Briefe — „Desider Kalmus mitteilen?"

„Ich bitte dich darum."

Sie las die Daten ab. „Fünfzig Jahre alt.

Pfandleiher, auch Angestellter eines Wechselgeschäftes. — Vor Jahren schon hier in der Stadt —" Da hob er die Hand. Er wußte mit einemmal.

Ein Schillern kam in ihre Augen, sie ließ den Blick, diesen gierig forschenden Blick nicht von seinen Mienen. „Entsinnst du dich seiner? Du kanntest ihn wohl kaum. Aber er heiratete jenes Mädchen. — Denkst du daran? Du erzähltest es mir. Sie wurde seine Frau. Denkst du daran? Die Stadt mußten sie damals verlassen. Dein Vater hatte es gewollt, er hat auch den Preis dafür gezahlt. Herr Kalmus war nicht billig. Aber er wurde bezahlt, damit hier das Gerede keine Nahrung mehr hätte, und damit du ihren Aufenthalt nicht finden solltest. Hast du die Zeit, von der du mir erzähltest, nicht vergessen?"

„Ich denke daran." Er stützte das Haupt in die Hand. „Nein, ich habe nichts vergessen. Sie wurde seine Frau, weil mein Vater es so wollte, sie verließ mich, weil mein Vater es so wollte. Er hat stets mein Bestes gewollt, und — nun, er hat erreicht, was zu erreichen war!"

„Willst du dem Mann die Stelle geben?"

Seine Lippen preßten sich zusammen. Rasch richtete er sich auf. „Ich will."

Sie nickte, ihre Augen, weit offen, schienen das Schauspiel einzusaugen, das sein Gesicht ihr bot, dieses Gesicht, das sonst unbeweglich war in seiner Starrheit, und in dem sich jetzt der Kampf der Gefühle spiegelte.

„Und soll er lernen, ihre Wege zu gehen? Steiger ist im Gefängnis und Sterner —"

„Steht an der Schwelle. Er, Metas Gatte, soll auch ihre Wege gehen."

„Du schonst den Namen nicht, den jene Frau jetzt trägt? Wie freue ich mich! Versprichst du es mir auch?"

„Du darfst mir glauben. Wenn ich einen schonen würde von ihnen allen, ich hätte nicht das Recht gehabt, die andern — zu richten."

Das war wieder er selbst, war Alfred Weglehner, und Alfred Weglehner vor dem Feind. Ihr Blick glitt ab von seinen unbewegten Zügen. Sie lächelte wieder und plauderte freudig und rasch. „Es war schwer, sie zu finden. Und dann wollte er lange nicht kommen. O, wie die Leute deinen Vater fürchteten! Zweimal ist Herbert Anrain hingefahren, und nun sind sie da. Du mußt mir auch versprechen, sie, diese Frau, wiederzusehen."

„Ich verspreche es."

„Was ich über den Mann erfahren konnte, steht hier bereits niedergeschrieben. Es ist das erste Blatt seines Falles. Und es muß ein schöner Fall für die Sammlung werden."

„Er ist dir versprochen."

„Und du suchst sie auf, du siehst sie wieder —?"

„Morgen, am Tage."

„Tu es heute, der Abend ist schön. Er ist so wie einst ..."

„Morgen, am Tage," wiederholte er, als wären ihre Worte nicht bis zu ihm gedrungen. Er erhob sich. Sie sah ihn an; in ihr strahlendes Kinder-

gesichtchen trat plötzlich wieder der Zug eines wilden, fast gierigen Interesses. Nur für Sekunden, — es war ihr gewesen, als hätte in seinen Augen, die er auf sie gerichtet hielt, etwas wie Haß geleuchtet.

Und dann ging er.

Er ging allein durch die Menge, er erwiderte Grüße und stand dem und jenem Rede, der es für gut hielt, sich mit dem einflußreichen Manne öffentlich zu zeigen. Aber er hätte nicht Rechenschaft geben können, mit wem er einen Gruß gewechselt, zu wem er gesprochen. All die Gesichter, bekannte und fremde, fluteten an ihm vorüber, er sah sie kaum. Er suchte zwei Augen, in denen er seine Heimat gesehen. Er suchte die Gestalt einer Frau, die wunderbar schön war, ohne daß man ihre Schönheit beschreiben konnte. Diese Gassen und Plätze waren wieder da für ihn. Sie waren nicht mehr bloß Hindernisse, die man überwinden mußte, um irgendwohin zu kommen, ein Ziel zu erreichen. Sie waren da und konnten selber zum Ziele werden, wenn an einer Stelle von ihnen dieses Gesicht auftauchen konnte ... In derselben Stadt mit ihr! Was änderte das an all dem, was sich ereignet hatte? Was bedeutete das, was konnte es für ihn bedeuten? — Da war die Straße, in der er damals gewartet hatte. Wie kam er hierher? Suchte er die alten Erinnerungsstätten? War denn nicht alles längst zu Ende?

Sie hatte ihn doch aufgegeben, sie hatte doch ihr Bild aus seinem Leben getilgt. Sie selbst! Als er ihr das nicht bieten konnte, was sie forderte, nicht einen Tag hatte sie gewartet! Sie hatte ihn verlassen,

und nicht nur ihn! Das war es! Ihre gemeinsame Sache, die Sache der Jugend und der gläubigen Liebe hatte sie verraten an das Geld. So hatte er ihre Tat gesehen. All die Jahre. Unzähligemal hatte er es sich vorgesprochen, daß sie im Unrecht war damals, als sie ihn verließ. Ihre Mutter und Schwester galt es zu retten? Er war doch da, um die zu retten! Und er hätte es gekonnt. Am Abend jenes Tages — oh, er entsann sich der Zeit! Jedes Tages, jeder Stunde! —, jenes schlimmsten Tages, da er ihren Abschiedsbrief empfing, da hatte er die Summe endlich in Händen gehalten. Die ganze Summe, deren es bedurft hätte! Hans Heldan hatte sie ihm gebracht. Zu spät.

Und Meta blieb für ihn verschwunden. Weil sein Vater es gewollt hatte. Der konnte wollen! Alfred Weglehner richtete sich auf. Wollen, das konnte er auch, und sein Wille war jetzt zur Herrschaft gelangt. Er hatte vernichtet, was der andere im Lauf eines Lebens gebaut, Ehre, Ansehn und Reichtum. Konnte er nicht in sich wieder erbauen, was jener zerstört, seine junge Liebe? — Er konnte es nicht. Niemand gab ihm zurück, was er verloren.

Und dies hier war das Haus, das sie einst bewohnte. Seltsam, daß er sich jetzt vor diesem Hause befand, seltsamer noch, daß er niemals, in dieser ganzen Zeit seit seiner Heimkehr, zu diesem Hause gekommen war. Und er hatte es doch jetzt ebensowenig gesucht, wie er es früher vermieden hatte. Er war sich nicht bewußt, das getan zu haben, und doch — es mußte so sein.

Er suchte sich in seinen Gedanken an das schwere Unrecht zu erinnern, das sie ihm getan. Die Empfindung wurde nicht lebendig. Recht — Unrecht. Wofür kämpfte er denn? Im Ohre lag ihm ein Wort, das Fritz Herstal heute gesprochen: unwichtig. Und er glaubte, den unsäglich müden und gleichgültigen Ton dieses „unwichtig" zu hören.

Nein! Unwichtig war nicht alles für ihn! Das eine war es nicht: ob sie im Recht war, als sie ihn verließ. Ob es dafür eine Rechtfertigung gab, daß sie ihm die letzte Stütze nahm. — War es denn eine Stütze gewesen, was sie ihm genommen? War er denn gefallen, nachher, in diesen Jahren des Kampfes um die Macht, und später, als er die hielt und brauchte? Nicht daran denken, nur nicht daran denken müssen!

Wenn er im Recht war — und er war im Recht! —, warum schmerzte ihn die Erinnerung so? — Einmal war er einem Menschen begegnet, dessen Auge ihm den Frieden wiedergab. Meta! Was hätte sie ihm sein können! Sein müssen! Es war bestimmt, daß sie zu ihm stehen sollte, ein Leben lang! Es war bestimmt, daß er Tag für Tag in diese Augen sehen durfte und aus ihnen Kraft gewinnen sollte zur Güte, zur Verzeihung aller Schwächen der Menschen. Es war bestimmt! Ein Gesetz war da, von Urbeginn, das sie für einander bestimmte, und dieses Gesetz hatte sie gebrochen. Sie, ihr Kleinmut und ihre Schwäche hatten sein Leben in die fremde Bahn gerissen! — Was ging mit ihm vor? Fieberte er? Seine Gedanken flogen und wollten sich nicht in

Grenzen bannen lassen. Er hatte doch jetzt niemand anzuklagen, er durfte das längst Verwundene jetzt nicht wieder wach werden lassen!

Das längst Verwundene? Oder gab es Dinge, die nie verwunden werden? — Warum hatte Mary ihm das getan? Weil sie es wußte, daß seine Willenskraft und sein Verstand — seine Zuflucht, sein Stolz in dieser Zeit — leere Worte waren vor jenem andern, wenn es wachgerufen wurde. Und weil sie ihm die Zuflucht nicht gönnte. Weil sie ihn so haben wollte, leidend, in Qualen, wie er es jetzt war. Sie nannte es, jemanden von der Nähe sehen. Er kannte sie, er kannte jene seltsamste der Leidenschaften, die je im Gehirn eines Menschen gereift war: Sehen. Die andern sehen, ihr Innerstes bloßgelegt haben vor dem eigenen mitleidlosen Blick und — sie leiden zu sehen, weil sie im Leiden am wahrsten und echtesten sind. Seltsame Begier! Eine Frucht, gereift von einer heißeren Sonne des Glücks, als die Menschen dieser Zeit sie sonst kennen; gereift in der Einsamkeit des Reichtums. Vielleicht nichts als das Sehnen einer Vereinsamten, die die Erde verloren hat, nach ihrer Heimat, nach dem, was die andern Gefühl nennen, was ihrer eigenen Seele fremd ist. Aber ein grausames Sehnen, eine tödliche Art, Interesse zu nehmen. Er kannte diese Leidenschaft. Er hatte ihr gedient, so wie sie ihm wieder geholfen hatte bei seinem Werk. Das war der Pakt. Und nun sollte er ihr Opfer werden? —

Nein. Er wehrte sich gegen die Nadel, er war nicht reif für ihre Sammlung. Mit Genugtuung dachte er daran zurück, wie gut seine Nerven im

Gespräch mit Mary funktioniert hatten, wie ihr Blick an der Starrheit seiner Haltung abgeglitten war. Was hatte sie von ihm gefordert? Ein Wiedersehen? Er hatte es zugesagt. Und heute abends noch ... Ein Abend wie einst? Nein, die kamen nicht wieder! Ein Abend wie einst ... Er hörte Marys Stimme. Aber dieses Wiedersehen, es sollte kommen! Lieber jetzt als später! Denn wie sich die Dinge auch gestaltet hatten, wer Schuld auf sich geladen hatte, — das stand noch immer fest: zwischen ihm und Meta gab es keinen Dritten. Ihre Sache mußten sie zum Austrag bringen, und es blieb ihre Sache allein. Die Fremden — und wer gehörte nicht zu den Fremden, wenn etwas zwischen ihm und dieser Frau geschah! —, sie durften keinen Anteil haben. Nicht Marys Interesse für Menschen, nicht Hans Heldans Theorien sollten daran rühren. Sie sollten es nicht!

War er es den beiden andern nicht schuldig? Hatte er in dieser Gemeinschaft mit ihnen das Anrecht auf sein eigenstes Selbst verloren? Denn sein eigenstes Selbst, das war es, über das hier entschieden wurde! ... Er war es ihnen schuldig! Er war herausgetreten aus dem Ring der andern, er hatte das Gut und Böse der andern verworfen und sich seine eigenen Gesetze gebildet, und Mary und der Freund allein waren an seiner Seite gestanden. Es war ein Bund gegen alle, und gegen alle mußte er ihnen die Treue halten. Er hatte seine Entschlüsse nicht mehr zu ändern; sie gehörten den beiden, so wie ihm die ihren. Sein Weg war vorgezeichnet.

Welches war dieser Weg? Den Riesenbankrott

mitzumachen, den Zusammensturz mitanzusehen von allem, was er unternommen. In Wirklichkeit war ja nichts anderes sein Unternehmen, als dieser Zusammensturz selbst, er war sein Ziel, war vorbereitet, künstlich mit Aufwand aller Mühen, alles Scharfsinns und seines Vermögens. Nicht der Holzstoß, den er geschichtet, sollte sein Werk sein, wie die andern es glaubten, die Flamme sollte es sein, die den Holzstoß verzehren würde. Aus der Unredlichkeit jedes einzelnen, aus dem Material der menschlichen Niedertracht erbaut, stand dieses Werk. Und es mußte stürzen und sie alle treffen, die daran geholfen hatten. Heute oder morgen konnte das beginnen. Und dann?

Und dann war er eigentlich überflüssig. — Auch er hatte die gesetzlichen Folgen zu tragen. Wenn es ihm so paßte. Er konnte sich rechtzeitig durch die Flucht allen persönlichen Mißhelligkeiten entziehen. — Mary? Die kehrte wieder in ihre Heimat zurück. Dort lebte sie dann wohl allein und träumend, so wie er sie gefunden, bis es sie wieder gelüstete, die Komödie der geldjagenden, sich hassenden und bekämpfenden Menschheit mitanzusehen. Dann fand sich wohl auch wieder jemand, der ihr dazu als Werkzeug diente, wie er es getan. — Hans Heldan? Dessen Studien waren beendet, er konnte daran gehen, seine Arbeit niederzuschreiben. Messungen von Charakterstärken, oder welche Seite der Untersuchungen sonst er zuerst behandeln wollte. Der stand persönlich den strafrechtlich verfolgbaren Handlungen fern. Allerdings, der Sturm der Wut und Empörung, der

sich erheben mußte, würde auch ihn nicht verschonen. Die zahllosen Geschädigten würden sich an jeden halten wollen, der ihm, Alfred Weglehner, nahe gestanden. Mochten sie es versuchen! Das Geld, die Riesensummen, die seine Unternehmungen an sich gezogen, die brachte niemand wieder zurück. Und er, er freute sich auf diesen Sturm. Sie hatten alle, was sie verdienten, nicht mehr! — Was mit ihm selbst geschehen würde? — Es war seltsam, aber daran hatte er noch nie gedacht. Über das Ziel hatte er noch nie hinausgesehen. Es war auch so unwichtig neben dem Werk, das er vollbrachte! Jetzt, zum ersten Male, begann er sich mit seinem zukünftigen Leben zu beschäftigen, mit der Zeit, wenn alles vorüber sein würde, wenn seine Rechnung quitt war mit jenem Phantom, gegen das er zu Felde gezogen, mit jenem Wort der Ehre.

Dann war er wohl frei. Eine wertlose Freiheit, ohne Inhalt und Zweck. Aber immerhin die Freiheit! Dann also gehörte er sich selber an. Und ihm war, als hätte er sein Selbst bereits vergessen über all dem, was er getan, und müsse es nun suchen. Er wußte, wo er es wiederfinden konnte. — Und da erkannte er, daß seine Gedanken immer wieder zu ihr zurückkehrten, zu ihr, deren Namen er aus seinem Leben gestrichen hatte.

Wie sie leben mochte? Ob sie noch war wie einst, so stolz, so sicher und opfermutig? Keine Nachricht war zu ihm gedrungen in diesen Jahren. Und nun atmeten sie dieselbe Luft, lebten nebeneinander, und er hatte sie noch nicht wiedergesehen. — Nein,

so war es nicht! Er durfte nicht vergessen, was zwischen ihnen stand. Ihre Schuld! Von allen Menschen hatte sie ihn am tiefsten getroffen. —

Da war der Abend, und es war ein Abend wie einst.

Morgen am Tage sollte er sie aufsuchen; er hatte es Mary zugesagt. Und morgen am Tage war er seiner sicher. Dann kam ein Gespräch, wie all die Gespräche, die er hier geführt, ein Gespräch, an dem die beiden, Mary und Heldan, Anteil hatten, das er berichten würde für die Sammlung. Eine psychologische Studie wie mit den andern! Aber heute?

Er hielt das Blatt, das Mary ihm gegeben hatte. — Da war die Adresse. Desider Kalmus! Ein Name, den das Schicksal gefunden hatte, um ihn zu verhöhnen. Und er fürchtete, die Gattin dieses Herrn aufzusuchen? Fürchtete, einer Stimmung zu unterliegen? Es war feige, nicht hinzugehen! —

Und ohne daß er einen Entschluß gefaßt hätte, lenkten sich seine Schritte nach jener Gegend. Er folgte einem fremden Zwange, unterlag einer unbekannten Macht. Und er wußte es. So mochte Eduard Sterner, so mochten alle die andern vor der Tat, die sie nicht tun durften, empfunden haben, so mochten sie fiebernd umhergegangen sein, mit Gründen und Trugschlüssen ankämpfend gegen das, was geschehen mußte, bis ihre Schritte sich von selbst nach jenem Ziel gelenkt hatten, das ihnen bestimmt war.

2

Die schlanke, blasse Frau hatte die Sage von Lohengrin erzählt, und die Augen des Knaben brannten.

Ein Ritter, der kam in silberner Rüstung, an der Seite das Schwert, um das Unrecht zu strafen, der Unschuldigen zum Siege zu verhelfen; wie schön, wie wunderschön war das!

„Mutter," der Knabe sprach ganz leise, „ist es heute nicht mehr möglich, ein Ritter zu sein?"

Sie strich ihm die braunen Locken aus der heißen Stirn. „Es gibt auch heute Menschen, die wert sind, Ritter zu heißen. Das sind die guten Menschen, die das Unrecht hassen und den andern helfen."

„Nein, Mutter," es klang traurig. „Das ist ja viel zu leicht. Nur das Unrecht hassen und andern helfen, — das tun dann sicher alle. Kann man denn gar nichts tun, was schwerer ist? — Ist für mich gar nichts Besonderes übrig?"

Sie lächelte. Und dieses Lächeln zauberte wieder Meta Larsens junges Gesicht hervor. Das waren noch immer die tiefen, innigen Augen, die vor mehr als einem Jahrzehnt aus ihrem Gesicht geleuchtet, aber die Furchen auf der Stirne, die Müdigkeit der Züge, die mußte das Lächeln erst verwischen.

„Sorge dich nicht, Erich," sagte sie. „Es bleibt dir noch genug, um dich hervorzutun. Die Heldentaten von früher, die, die in silberner Rüstung und mit blankem Schwert getan wurden, es sind die schwersten nicht."

Er hielt mit seinen beiden Händen ihren Arm und sah ihr aufmerksam ins Gesicht. Wie schön seine Mutter war, niemand hatte eine schönere Mutter. Aber warum war sie heute nicht wie sonst? Er verstand in ihrem Gesicht so gut zu lesen, und da war etwas, das sie bedrückte. Aber fragen wollte er nicht. So blieb er stumm neben ihr und dachte an einen Lohengrin, der er selber war, und an eine Elsa, die seiner Mutter glich. —

Im Nebenzimmer sprachen die beiden Männer. Meta hatte die Stimme des späten Gastes beim ersten Wort erkannt. Er hatte ihren Mann zu sprechen gewünscht. — Was kam da heran?

Und an ihrem Geist zogen diese Jahre vorüber, Jahre der Mühe und der Arbeit, die langsam dahingegangen waren seit jenem Tage, als sie diese Stimme zum letztenmal gehört. Damals war die Entscheidung gefallen, und sie hatte sich geopfert; so empfand sie es. Alfred Weglehner — die Zeit, in der sie ihn gekannt, war schön wie ein Traum und bedrückend wie ein Traum. Er war die Jugend, Glück verlangend und bereit, für das Glück zu kämpfen. Sie aber durfte nicht an seiner Seite bleiben. Denn sie hatte keine Kraft für neue Kämpfe, und an das Glück glaubte sie nicht mehr. Sie, die aus der Not herstammte, die gewohnt war, mit den Ihren dem Elend

ins Auge zu sehen, sie hatte ihre Kraft bereits gebunden in diesem einen, schwersten Kampf des Lebens, sie schuldete ihr Selbst den beiden andern, die neben ihr darbten, der Mutter und der Schwester.

Und sie hatte die Schuld gezahlt; ohne zu drehen und zu deuteln, wie es ihrem Charakter entsprach.

Was war dann alles geschehen? — Sie dachte an die Stunde, wo sie mit heißen Wangen in die Wohnung ihres jetzigen Gatten getreten war, wo der kleine, alltägliche Mann hilflos ihrer Aufregung gegenübergestanden war. Geld wollte sie von ihm! So viel Geld! Anfangs war er noch fassungsloser gewesen als sie. Nein, er war kein Wüstling, dieser Herr Kalmus mit seinen ängstlichen Augen, wie er da vor seinem Kassenschrank hin und her lief und erregt Zahlen hervorstieß. Nein, die Leidenschaft für sie hatte der Summe nicht standgehalten, die sie gefordert hatte. Aber er wollte kommen, er wollte selber sehen und helfen, gewiß wollte er helfen ...

Und dann war ein andrer gekommen und hatte geholfen. Ohne jede Spur von Mitgefühl, ohne jede Erregung. Das war alles nur eine rechnerische Angelegenheit für ihn, Mutter, Schwester und sie selbst. Erhard Weglehner hatte sie in Zahlen umgesetzt; sie und ihre Leiden. Der Hunger, das war so viel tausend Mark, die Krankheit, so viel tausend. Und damit war der Preis gezahlt, und er hatte zu fordern. Seine Bedingungen waren strenge gewesen. Die Heirat mit dem kleinen, um sein Geld geängstigten Mann, der Abschiedsbrief an Alfred. — Ob Herr Kalmus auch heiraten wolle, hatte sie gefragt;

der alte Herr hatte mit einer kurzen, ärgerlichen Kopfbewegung abgewehrt. Der Mann hatte seinen Preis, den hatte er schon abgeschätzt und ihm vielleicht das Angeld bereits ausgehändigt. Noch stieg ihr das Blut in die Wangen, wenn sie an diese Kopfbewegung dachte. Aber sie hatte angenommen, weil sie es mußte und es den andern schuldig war ...

Die späteren Bilder ihrer Erinnerung waren freudiger als dieses. In Frau Metas Augen kam ein helleres Leuchten. Elsa! Noch immer lebte die Schwester unten im Süden. Aber alljährlich während des Sommers war sie zurückgekehrt und hatte Wochen bei ihr verbracht. Wochen des Glücks. Die Zartheit des Kindes war längst geschwunden, die Augen brannten nicht mehr in dem schmalen, eingefallenen Gesicht, sondern sie blickten klar und scharf aus einem feingeschnittenen Oval, das die Sonne des Südens dunkel gebräunt hatte, und die elastische Gestalt verriet die Kraft der Gesundheit. Ihr Lebensziel hatte das junge Mädchen dort unten gefunden, die Kunst. Seit Jahren lebte sie dem Studium der Malerei, und wenn das Urteil ihrer Lehrer Wert hatte, so mußte ihr Talent einen schönen Lebensweg für sie erschließen. Metas Hand strich über Erichs Locken, der dicht an sie geschmiegt, ganz stille stand. Ihr Werk war das Glück der Schwester, ihr Werk!

Friedlich war die Mutter dahingegangen. Die Schatten, die sich auf ihren Geist gesenkt, sie hatten sich nicht mehr gehoben, aber das schreckhafte Dunkel hatten sie verloren. Nicht in den Zuckungen der Angst vor Not und Unglück, in einer fast glücklichen

Ruhe hatte sich der Krampf dieses Lebens gelöst. — Ihr Werk!

Aber es war ein anderes, auf das sie mit höherem Stolze sehen durfte. In der Reihe von Jahren, die sie mit ihrem Gatten verlebt, war der kleine Geldmann erst zum Menschen geworden. Die Wärme ihres Wesens hatte die Schichte durchbrochen, mit der der Alltag sein Selbst umgeben hatte, diese Schichte von Eigennutz, Schlauheit und Geldgier, die das Wahrzeichen dessen ist, der sein Leben an den Erwerb geschmiedet verbringt. Ihr fester Glaube an den menschlichen Wert, der in jedem ruht, hatte es ihr überhaupt erst möglich gemacht, an seiner Seite zu leben, und dieser feste Glaube hatte recht behalten. Herr Kalmus hatte früher eine Lebensanschauung, die den Menschen und den Dingen nicht gerecht wurde, weil der Wunsch nach seinem eigenen Vorteil ihm riesenhaft unter Menschen und Dingen stand und sie von ihrem Platz verdrängte. Der Wunsch nach eigenem Vorteil, die Gier, die der Gerechtigkeit und Güte nirgends Raum ließ, die vom äußeren Leben geschaffen war als Schutz, als Panzer gegen dieses äußere Leben, das war vom ersten Tage an der Feind der stillen Frau, die nun in das Dasein des Mannes getreten.

Wie sie den Feind endlich besiegte? — In langen, langen Jahren war es geschehen. — Da war dieser feste Griff, mit dem er sein Geld umklammert hielt, da war diese höhnische Freude, wenn er besaß, was ein anderer entbehrte, dieses stete Lauern nach der Schwäche des andern, um ihm zu nehmen, was er

nicht mehr behaupten konnte, — das alles war da und war neben ihr. Und sie — begehrte nichts! Sie tat nicht mit im Kampf um Geld, sie ließ die um das Geld verkrampften Finger und strebte nicht danach, ihnen das Gehütete zu entreißen, sie verstand die Siegesfreude nicht, wenn ihm ein Überlisten gelungen, sie blieb dem allen so fremd, so ferne. —

Und langsam begriff er, daß sie anders war. Und daß sie da war, in dieser Welt, und nicht so dachte und empfand wie er, das allein ließ ihn zögern. War sein Tun auch richtig? Es gab ein anderes, er hatte es nicht gewußt. — Belog sie ihn nicht? War ihr, ihr, die das Elend kennen gelernt, das Geld wirklich nicht mehr als ein Mittel, sich und andern zu nützen, nicht Lebensinhalt, Ziel und alles, wie ihm und jedem, mit dem er zusammengetroffen? Und wenn das möglich war, warum kämpfte und hastete er durchs Leben? Der feste Griff, der Hohn, das Lauern, sie waren verschwunden im Lauf dieser Jahre. Ihr Werk!

Sie hatte einen Bundesgenossen gehabt. Erich, ihren Sohn. Da stand er neben ihr und störte ihre Gedanken nicht, träumerisch und still wie stets. Und sie wußte es, nie in ihrem Leben hatte sie jemand so geliebt wie diesen Knaben. Und niemand war ihr näher gestanden. Aus der Bedrängnis der Vergangenheit, aus mancher seelischen Not der Jahre hatte sie das Bewußtsein gerettet: Hier war ihr größtes und liebstes Gut. — — Wohl hatte sie nun oft das Gefühl, daß ihres Lebens Arbeit schon getan sei. Ruhig flossen jetzt ihre Tage. Feine Fältchen zogen

sich um die Augen, ein Ausdruck von Müdigkeit war in ihr Gesicht getreten. Aber sie war stolz auf die getane Arbeit. Es mochte Rechenschaft von ihr gefordert werden! Sie konnte sie geben.

Und da stand er an der Türe und sah zu ihr hinüber; ganz plötzlich; — in ihren Gedanken versunken, hatte sie nicht bemerkt, daß die Stimmen im Nebenzimmer seit einer geraumen Weile schwiegen.

Rasch hatte sie sich erhoben. — Dieser Blick! Sie legte für eine Sekunde die Hand über die Augen. Es war, als ob das Einfache der Lebensrechnung, die sie soeben aufgestellt, gestört würde durch diesen Blick. Und mit einer unwillkürlichen Bewegung zog sie ihr Kind an sich. Als glaubte sie es in Gefahr, oder als wollte sie von ihm Schutz für sich selber.

Der Knabe sah erstaunt zu dem Besucher auf, der ihn überhaupt nicht bemerkt zu haben schien, der nur unverwandt auf die Mutter sah. — Hinter Alfred Weglehner schloß sich die Tür. Er war mit den beiden allein und ging langsam näher zu der hohen Frauengestalt, die er im Dämmerlicht der Stube kaum erkennen konnte. Jetzt aber standen sie einander dicht gegenüber.

„Wo ist . . .?" — Meta hatte nach ihrem Gatten fragen wollen. — Eine dunkle Blutwelle stieg ihr ins Gesicht. Das da, diese kurze Bewegung des Kopfes, mit der er abgewehrt hatte, die kannte sie! Es war jene Bewegung, mit der der Vater Alfreds einst die Frage nach demselben Manne abgetan hatte. Aber seitdem war vieles anders geworden. Es war der Vater Erichs, von dem sie sprach.

Und sie wiederholte und sprach zu Ende: „Wo ist mein Mann?"

„Er hat zu tun. Ich brachte ihm einige Aufzeichnungen, aus denen er sich über seine künftigen Pflichten in der neuen Stellung Klarheit holen kann. Ich wünsche, daß er morgen schon sein Amt antritt. Deshalb kam ich. Wir haben keine Zeit zu verlieren." Seine Stimme klang rauh.

Sie beugte sich zu Erich herab. „Geh," flüsterte sie, und der Knabe verließ die Stube.

Dann vergingen Minuten, ehe gesprochen wurde. Und als Alfred endlich sprach, da war es, als wären die Jahre nicht gewesen, und er frage nach etwas, das gestern geschehen. „Warum hast du mir das getan?"

Sie antwortete lange nicht. Sie hob den bunten Schirm von der Lampe, daß das Gesicht des Besuchers und auch das ihre im Lichte waren. Und als sie sich ihm wieder zuwandte, sah er, wie müde sie geworden war. „Hast du es nicht eingesehen, daß es nicht anders sein konnte?" Und ihre Augen baten.

„Nein," antwortete er. Schroff und feindselig war dieses Nein. „Es mußte nicht so kommen, es war nicht zum besten so, wie es kam."

„Ich wußte damals etwas, das dir fremd war. Ich wußte, was wir, jeder von uns, du so gut wie ich, den andern schuldig sind. Ich durfte nicht mein Glück dort suchen, wo es lockte. Und das, — Alfred, ich muß es dir nicht erst sagen —, das Glück für mich allein, das wäre bei dir gewesen." Sie ertrug seinen Blick. Ja, sie konnte Rechenschaft ablegen.

„Du warst im Irrtum, damals," sagte er tonlos. „Ich konnte dir das Geld verschaffen, das du brauchtest, um deine Pflichten zu erfüllen."

„Es ging nicht um das Geld allein. Wenn ich es einst auch nicht so klar gesehen habe, längst habe ich es erkannt. Ich brauchte Arbeit, Arbeit für Menschen, einen Kreis, für den ich leben konnte. Du aber wolltest für mich leben. Was hätte ich dir dafür geben können? Arm und mit der Not der Meinen belastet, wie ich war. Denke doch, wer du bist! — Gewiß, ich schätze mich nicht niedriger als irgend jemand ein. Aber du mußt auch an die Schätzung der Welt denken! Du, Erhard Weglehners Sohn, und ich, die Tochter eines armen Mannes, dessen Namen niemand kennt. Wie hätte das zusammengepaßt? Es war ein Phantasiereich, das wir uns schufen, in der Wirklichkeit hatten unsere Pläne keinen Bestand. Ich wäre dir bald zur Last gewesen ..."

Er sah sie an mit so viel Staunen, ja Schrecken im Blick, daß sie inne hielt. Womit konnten ihn diese Worte, diese Erklärungen von Selbstverständlichkeiten verletzen?

Er schüttelte den Kopf. „Vielleicht," sagte er und schien für sich selber zu sprechen, „vielleicht bin ich der einzige, der jung geblieben ist. Mir sagte jemand — es ist nicht lange her —, ich hätte, in meinem Haß gegen die Menschen verschlossen, zehn Jahre des Lebens versäumt. Als ich dich jetzt reden hörte, so war es mir, als sollte ich das glauben." Lauter und mit sicherem Tone fuhr er nach einigen Augenblicken

des Nachdenkens fort. „Die Kraft, die zwischen dir und mir gewaltet, die hätte jede Konvention gesprengt. Ich weiß das auch heute. Was du die Welt nennst, meine Familie, der Name, den ich führe, das alles waren Winzigkeiten neben dem Gefühl für dich. Ich sage es heute als Mann. — Wenn das für dich nicht Geltung hat, was ich als Jüngling gesprochen, für mich hat es die Geltung nicht verloren! Ich stehe heute noch zu meinem Selbst von einst. — Was aber das andere betrifft, deine Furcht, du hättest mir nichts geben können, so will ich dir nichts darauf erwidern. Denn es gibt kein Wort, um dir zu sagen, zu welchen Höhen du mich hättest führen können, — und keines, um dir zu sagen, vor welchen Tiefen du mich hättest retten können."

„Du bist nicht glücklich?"

„Wir verstehen uns nicht. — Ich gebe dir die Frage zurück. Bist du glücklich?"

Sie sah ihm offen ins Gesicht. „Ich habe gekämpft und habe gearbeitet, und hätte ich heute zu wählen, ich würde kein anderes Leben wählen als dieses, das ich gelebt."

Er griff sich heftig an die Brust, als wolle er dort einen Schmerz niederhalten, den sie ihm erweckt hatte. Bitter war der Ton seiner Antwort. „So hast du nicht nur mich, du hast auch dich selber an die Gewöhnlichkeit verraten."

„Du tust mir unrecht —!"

Sie sprach nicht weiter. Eben hatte sich die Tür des Nebenzimmers geöffnet, und Herr Kalmus trat ein. Hinter ihm schob sich die schmächtige Ge-

stalt Erichs in die Stube. — Es war etwas in der Art, in der Alfred Weglehner den eingetretenen Mann musterte, das Frau Meta am Sprechen verhinderte. Etwas, das sie nicht verstand, und das ihr ein unklares Angstgefühl einflößte. Und dann fühlte sie den Blick des Gastes wieder auf sich haften, Antwort, Rechenschaft fordernd, als wäre das Erscheinen des Gatten ein letztes und alles entscheidendes Argument für den Vorwurf, den er gegen sie erhob.

Herr Desider Kalmus bot in diesem Augenblick das Bild einer absoluten Hilflosigkeit und Verwirrung. Er war nicht groß von Wuchs, hatte auffallend weiße, gepflegte Hände, dichtes, graues Haar und einen angegrauten Vollbart, der dem Gesicht etwas Würdiges verlieh. In der einen Hand hielt er jetzt ein schwarzgebundenes Buch, das zweifellos ein Geschäftsbuch war, und mit der andern zupfte er nervös an seinem Rock. Er hatte offenbar die Absicht, mit dem Gast zu sprechen, und fühlte sich durch die Gegenwart seiner Frau behindert.

„Ja," sagte er zu dieser, „du mußt wissen, es sind glänzende Anerbietungen, die mir von der Firma gemacht werden. Glänzende Bedingungen —. Der Herr Weglehner nimmt ja nichts davon zurück, wenn ich es zugebe," fügte er rasch und mit einem verlegenen Lächeln hinzu.

„Sie nehmen also an?" Alfred Weglehner warf die Frage flüchtig hin.

„Gewiß, gewiß. In der Hauptsache gewiß, es ist nur —." Er suchte durch Zeichen, seine Frau zu veranlassen, sich zu entfernen.

„Sie nehmen nicht an? Es paßt Ihnen etwas nicht?" Alfred Weglehner hatte das gefragt, und Meta preßte die Zähne zusammen. Sie mußte sehen, wie Herr Kalmus unter diesem Ton, dem Herrenton, unter diesem Blick, dem Herrenblick, kleiner und kleiner wurde, förmlich in sich zusammenschrumpfte und heftig mit dem Buch und mit der freien Hand zu gestikulieren begann.

„Aber natürlich nehme ich an!" rief er. „Ich werde doch nicht mein eigner Feind sein! Es sind doch zu, zu glänzende Anerbieten!"

„Nun also. Haben Sie jetzt die Verrechnungen Ihres Vorgängers geprüft? Kennen Sie die Art dieser Verrechnungen? Sie haben nichts zu tun, als hier, am Ende, wo er noch nicht abgeschlossen hat, abzuschließen und mit Ihrem Namen zu unterzeichnen. Dann sind unsere Abmachungen perfekt."

„Das ist es ja eben." — Herr Kalmus lief fast mit dem Buch zum Tische, als Alfred Weglehners Blick wieder strenge wurde. „Eine Feder, eine Feder!" rief er. Er holte selbst das Tintenzeug mit der Feder von einem Schrank. Und dann stand er wieder vor dem aufgeschlagenen Buch, zögernd und unschlüssig. —

„Sie wollen also Ihren Namen nicht hierher setzen?"

„Warum? Warum soll ich ihn nicht hersetzen!" rief der verängstigte Mann. „Dort, wo so ein Name, wie der der Weglehner steht, dort kann der Name von einem armen Menschen wie ich gewiß stehen. Es muß eine Ehre für den Namen sein!"

„Nun also?"

Die Feder berührte nicht das Papier. Die Augen Metas hingen unverwandt am Antlitz ihres Gatten. „Was ist das für eine Unterschrift, und was hat es damit für eine Bewandtnis?“ Sie fragte es plötzlich und scharf.

„Es sind die Rechnungen —“ Herr Kalmus sprach unsicher — „die Rechnungen von Herrn Steiger, und soviel ich gesehen habe, sind sie etwas ungenau. — In Kleinigkeiten! In Kleinigkeiten!“ rief er, als Alfred Weglehners Hand sich auf das Buch legte.

Sie hatte die Bewegung Alfreds gesehen und den Ausdruck seines Gesichtes, als die Feder jetzt wirklich das Papier berührte, diesen Ausdruck eines bösen Triumphs.

„Tu's nicht!“ bat sie. Sie machte einen Schritt gegen ihren Mann und blieb dann unbeweglich stehen. Spöttisch hatte sie das Auge Alfreds getroffen, und sie wußte, was der Spott jetzt zu bedeuten hatte. Wenn der Mann, an dessen Seite sie durch diese Jahre geweilt, für den sie gearbeitet und gelebt hatte, wenn er sich jetzt zu einer Tat des Unrechts und der Niedrigkeit verlocken ließ, vom Geld, von diesem glänzenden Angebot verführt, dann war ihre Lebensarbeit umsonst gewesen, dann war der andere im Recht, wenn er ihr vorwarf, sie sei im Alltag, im Gewöhnlichen untergegangen! Und sie hatte geglaubt, den Alltag geadelt, den Mann zu sich emporgehoben zu haben. „Tu's nicht!“ wiederholte sie.

Wie ein Duell zwischen ihr und dem Jugendfreund waren diese Sekunden. Die Macht, die sie

über ihren Gatten erworben, rang gegen jene andere Macht, in deren Bann sie ihn einst gefunden, und die jetzt von Alfred Weglehner zu Felde geführt wurde, gegen die Macht des Geldes.

Herr Kalmus hatte die Feder hingelegt. „Wenn ich vielleicht noch einmal nachrechnen dürfte —?" sagte er unsicher.

„Wenn Sie mein Angebot heute zurückweisen, so ist die Sache damit für immer erledigt."

„Wer sagt das? Wer sagt das, daß ich es zurückweise?" Der kleine Mann wurde heftig. „Ich nehme an! Ich bin es meiner Frau und meinem Kinde schuldig, ich nehme an!"

Und er riß das Buch, das der andere ihm fortgezogen, an sich, um zu unterschreiben.

„Nein!" Meta stand noch immer an derselben Stelle. Sie sah ihre Sache verloren. Gequält und verzweifelt klang ihr Nein.

„Nein!" Noch eine andere Stimme hatte es gerufen. Die klare laute Stimme eines Knaben, dessen Anwesenheit alle drei vergessen hatten. Herr Kalmus fuhr erschrocken zurück.

Ein Kind von neun Jahren stand vor Alfred Weglehner. Gerade aufgerichtet, den schmalen Kopf zurückgeworfen, daß die Locken aus der Stirn fielen, mit hellen blauen Augen.

„Nein!" rief Erich, und zitternd vor Erregung, aber ohne seinen Platz aufzugeben, sagte er noch: „Wagen Sie es nicht! Mein Vater tut kein Unrecht."

Und Alfred Weglehner, der Gefürchtete, der Verführer einer ganzen Stadt, er wich Schritt für

Schritt zurück vor dem Kinde. — Was war das? Was geschah ihm hier? Eine Vision, eine Vision aus seiner eigenen Kindheit war es!

Und plötzlich vortretend, nahm er das Buch an sich, als wolle er es vor diesen klaren Augen verbergen und wandte sich dann schweigend ab. Er trat ans Fenster und starrte ins Dunkel hinaus. Er sah und hörte nichts von dem, was in der Stube vor sich ging. Er sah nicht, wie Meta sich zu ihrem Kinde herabbeugte und sein Gesicht aufschluchzend mit Küssen bedeckte, er sah nicht, wie Herr Kalmus erregt um die Gruppe herumtrippelte und schließlich mit ängstlichen Blicken nach seiner Frau auf den Zehen aus dem Zimmer ging. Er hörte nichts von den Zärtlichkeiten, mit denen die Mutter den Knaben beruhigte.

Als er aus seiner Versunkenheit erwachte, war er mit Meta allein.

Sie war zu ihm getreten und berührte seinen Arm.

Er sah sie an, und sie erschrak über die Verstörtheit seines Gesichtes.

„Was war das?“ fragte er.

„Mein Sohn. — Ich habe einen Sohn.“

„Dein Sohn? Dieser Knabe . . .?“

Er legte die Hand an die Stirne, als wolle er etwas Vergessenes, längst Vergessenes wieder wachrufen. Und dann sagte er leise:

„Ich glaubte, daß die Ehre starb, — und sie wird immer neu geboren.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er blieb noch in der stillen Stube, im Gespräch mit der ernsten Frau. Er ließ sich von ihr über

Erichs Leben erzählen. Die Gedanken des Kindes, seine Heldentaten unter den andern Knaben, wie der Mutterstolz sie in der Erinnerung bewahrte, er hörte sie an. Und er wußte stets voraus, was Erich in dieser und jener Situation getan.

Auch von den letzten Lebensjahren ihrer Mutter hörte er, von Elsa, die so sicher und zielbewußt ihren Weg gefunden hatte. Er sah Briefe und Zeichnungen von des Mädchens Hand, er sah ihr Bild; lange betrachtete er die verschlossenen, herben Züge, die ihn mehr an Meta, die Freundin seiner Jugend erinnerten, als das Gesicht der Frau neben ihm. Er dachte an das kleine Mädchen, das ihm ernst und lebensklug entgegengetreten war. Auch sie war seinesgleichen; auch für sie — das wußte er — war das Menschliche nicht untergegangen in einer trockenen Daseinsrechnung.

Herr Kalmus erschien wieder. Verlegen und unsicher im Anfang, wurde er stolz und gesprächig, als die Rede auf seinen Sohn kam. — Nur ein Bedenken mußte er schließlich äußern. Wenn es also mit der Stelle nichts werden sollte, — er konnte ja immer noch seinen alten Posten wieder haben, — aber die Reisespesen? — Sie wurden ihm zugesichert.

Und dann ging Alfred Weglehner. Ihm war zumute, als ob eine schwere Rüstung, die er getragen, unter deren Last er sich gebeugt, die seine Brust beengt hatte, in dieser Stunde von ihm abgefallen sei.

Er ging, wie allabendlich, zu Hans Heldan. — An einer Straßenecke sah er sich um und wartete, um sich zu vergewissern, ob ihm jemand folge. —

Ja. — Herr von Lansheim kannte seine Pflicht; der unvermeidliche Begleiter war zur Stelle. —

Doktor Heldan empfing den Freund wie sonst. Am Tische sitzend, irgendeine Schrift vor sich, hatte er gewartet, das Gesicht der Türe zugewandt. Und heute hatte er lange gewartet, ehe draußen der bekannte Schritt erscholl, und die schlanke Gestalt Alfreds auf der Schwelle erschienen war.

Wie gut konnte er in diesen Zügen lesen! Er war bereit gewesen, die Ereignisse des Tages, die der andere berichten würde, zu besprechen, mit einem klugen Wort Bedenken zu zerstreuen, zu neuen Plänen anzuregen. Er war bereit gewesen wie stets. Nun aber sah er in dieses Gesicht — und schwieg.

„Was macht deine Gesundheit?" Alfred Weglehner reichte ihm mit diesen Worten die Hand. Die Frage, — sie war nur zu sehr berechtigt. Das Gesicht Hans Heldans zeigte eine beängstigende Blässe, die Hand, die leicht auf die Kante des Tisches gestützt war, zitterte heftig.

Alfred Weglehner verstand es nicht, warum jener bei seinen Worten zusammenzuckte wie von einem körperlichen Schmerz getroffen. Er wußte nicht, daß es das erste Mal war, daß er diese einfache Frage stellte. Und er stellte sie jetzt, weil er kam, dem andern ein Leid zuzufügen, ihm das zu nehmen, was sein Leben war: ihre gemeinsame Arbeit. Da erst hatte er nach einem Wort der Teilnahme gesucht.

Und Doktor Heldan verstand dieses Wort der Teilnahme gut, und er beugte sich vor, als hätte er einen Schlag erhalten. „Es ist vorüber," sagte er.

„Vorüber? Was ist vorüber? Bist du wirklich krank?" —

„Auch das, aber das meinte ich nicht. Diese Zeit, die wir zusammen waren, ist vorüber." —

„Wie konntest du das erraten? Du kannst nicht wissen, was geschehen ist!"

Heldan lächelte jetzt. „Erzähle es mir."

Da begann Alfred Weglehner zu sprechen. Und er erzählte die Geschichte, wie er sich wiedergefunden hatte. „... Wenn Herr von Lansheim meinem Ansinnen widerstand, — er hat eine Streitsache mit dem Unrecht und dem Bösen, er handelt als Partei, — es war nicht Ehre. — Fritz Herstal? Ließe ich den gelten, das was er denkt und spricht, ich würde nicht mehr leben. — Aber jenes Kind, — da war es Ehre!" Das waren die letzten Worte seines Berichtes.

Hans Heldan trat zu seinem Schreibtisch und trank ein dort bereitstehendes Glas in einem Zuge leer. Als er wieder an den Tisch kam, war seine Haltung straffer geworden, die Hände zitterten nicht mehr.

Alfred Weglehner beobachtete ihn mit unruhigem Staunen. „Was tust du da?" Er war plötzlich für den andern sehend geworden.

„Nichts von Belang, — ein Medikament, — jetzt ist mir besser." Und Heldan verstand auch die Frage im Auge des Freundes und beantwortete sie, ehe sie sich in Worte geformt hatte: „Wenn ... ich mich bei der Wahl meines Schlafmittels nicht irre, so kann es noch, — nun, sagen wir, es kann noch Wochen dauern."

„So schlimm steht es! Und warum hast du mir nie davon gesprochen?"

„Es hätte dich doch nur gestört. Und wenn ich es dir heute sagte, — es geschah, damit du dich durch mich nicht gehindert fühlst in dem, was du nun zu tun gedenkst. Ich zähle eigentlich jetzt schon nicht mehr mit."

Alfred schwieg. Er hatte keine Antwort. Er war neben ihm gewesen, er hatte geglaubt, mit ihm gemeinsam zu denken und zu wirken, und er hatte dabei nicht bemerkt, daß der andere starb. — Und dann begann er mit einemmal zu fragen. Es drängte ihn plötzlich, das Unausgesprochene zu erfahren; ihm war, als ob diese zarte, gebrechliche Gestalt mehr von dem Geheimnis seines Lebens wüßte als er selber. Und als ob er jetzt erst die Gefahr erkannt hätte, sie könne ihn für immer verlassen, ohne gesprochen zu haben, begann er zu fragen:

„Als ich damals zu dir kam, — verraten von meinem Glauben an die Welt, als ich dich um Hilfe anrief, — warum hast du mir so geholfen, wie du es getan? Warum hast du mich diesen Weg geführt? Ist es die Wahrheit, daß du glaubtest, die Ehre sei ein Phantom, das Gute sei aus der Welt geschwunden, alles, was ich geliebt und hochgehalten, sei Irrtum und Lüge? Glaubtest du das, oder hast du mich betrogen?"

„Ob ich es glaubte?... Alfred, es war der einzige Weg, der dich ins Leben zurückführte. Du hattest abgeschlossen, alles war vorüber. Du hattest kein Gefühl als den Schmerz, den dir die andern zugefügt, und deine Welt war zerschlagen. Ich mußte dir eine neue Welt geben. Siehst du nicht, daß ich

es mußte? Glaubst du mir nicht? Glaubst du mir nicht?“ — Es klang ein seltsames Zittern in dieser Stimme. Und als der Hörer, die Augen mit der Hand bedeckend, schwieg, da sprach sie weiter, leise, eindringlich, fast flehend.

„Was hätte ich sonst für ein Ziel damit verfolgen sollen? Das mit meinen Studien, das war mir nicht von Wert! Ich wußte damals, wie es um mich stand. Wenn ich noch Jahre leben durfte, — sie waren ein Geschenk! —

Nein, ob andere Gutes oder Böses taten, das war schon damals nicht von Wert für mich ...“

„Was also wolltest du? Mich retten? Mich zurück ins Leben führen? War das ein Ziel, war das von Wert für dich?“

„Ja.“

„Und hast mich meinem besseren Selbst entfremdet!“

„Sage das nicht.“ Die Wangen Doktor Heldans glühten. „Dein Selbst, das war die Tat. Welche immer! Im Streben und Wollen, im Kampf, da war dein Selbst, dein stolzes Selbst, das mir das Liebste war in meinem Leben. So war es stets. Schon als wir uns als Knaben kannten. Du warst die Jugend, warst voll Kraft und Leben, und ich war krank und müde. Das war es ja, was mich zu dir gezwungen, was mich dir folgen hieß! Du warst das Leben. In dir hab ich, der Kranke, der Schwächling, ein starkes, tatenreiches Leben mitgelebt. Das war es! Das allein!“

Mitleidig ruhte Alfreds Blick auf ihm. „Ich fasse

das nicht," sagte er leise. Er fand kein Wort des Vorwurfs und keins des Dankes. Aber den Vorwurf, den hörte Hans Heldans Ohr aus seinem Ton, den hielt er fest, der trieb ihn an zu sprechen, weiterzusprechen ... Und angstvoll, hastig, als bräche die wilde Jagd der Worte von selber hervor, und der Geist, der sie leiten sollte, suche vergeblich wieder die Herrschaft über sie zu erlangen, so redete er weiter.

„Was sonst, was sonst hätte es sein sollen? Glaubst du, ich gönnte den andern nicht den Anteil an deinem Leben? Glaubst du, ich zog dich von ihnen allen fort, in meine Einsamkeit, an meine Seite, weil ich dich allein haben wollte, allein für mich? Glaubst du, ich richtete die Schranke des Bösen auf zwischen dir und den andern, nur damit keiner dir nahe kommen könne außer mir? Glaubst du das? Und ich hätte dich unglücklich gemacht, dir den Boden genommen, aus dem du stammtest, in dem allein du leben und glücklich sein konntest —. Ich hätte dich krank und unglücklich gemacht für immer, aus Eigennutz, um meinetwillen!?"

„Nein, das hast du nicht getan!" Alfred Weglehner hatte es gerufen und war zu dem Sinkenden hingeeilt. Die Glieder Hans Heldans schüttelte das Fieber. Sein Auge war mit dem Ausdruck der Verzweiflung auf den Freund gerichtet.

„Nein," wiederholte dieser. Er hob die schmächtige Gestalt empor und bettete sie auf zusammengeschobene Stühle. Er hüllte die zuckenden Glieder in seinen Mantel und rief nach dem Diener. — Dem gab er den Auftrag, einen Arzt zu holen.

Und dann saß Alfred Weglehner schweigend neben dem Leidenden, dessen Lippen sich unaufhörlich bewegten, ohne daß ein Ton hörbar wurde, dessen Augen am Gesicht des Freundes hingen. Mit Schrecken sah er, daß ein dünner Faden von Blut sich über die Unterlippe zog.

Endlich kam der Arzt. Ein alter Herr, der oft in diesen Räumen gewesen und Hans Heldan seit vielen Jahren kannte. Er wurde sehr ernst, als er den Kranken sah, und traf mit leiser Stimme Anordnungen.

Während der Arzt und der Diener Hans Heldan im Nebengemach zu Bette brachten, verblieb Alfred Weglehner allein in dem Raume, an dessen Wänden in mächtigen Schränken die Geschichte menschlicher Niedrigkeit verwahrt war. Sie war für ihn zur Lüge geworden, diese Geschichte.

Von all dem Haß, den er gefühlt, von seiner großen Revanche an den Menschen und an der Idee der Ehre, — was war geblieben?

Das Bild eines Knaben, der daran dachte, ein Held zu werden, wie die Helden einst gewesen, und den es schmerzte, daß es so leicht, für jedermann so leicht sei, gut und gerecht zu sein. Das Bild einer Frau, die in stiller Arbeit gut gewesen, und die das Niedrige nicht von sich stieß, weil sie es verzieh. Und die Erinnerung an einen, der vor der Vergänglichkeit alles Menschlichen zusammengebrochen war, und für den Recht und Unrecht dasselbe bedeuteten: Menschenart und Menschenelend.

Und von seinem Rachewerk, von dem stolzen Bau,

den er errichtet, — was war da geblieben? — Der Kranke dort drinnen, ein Sterbender, dessen Los längst entschieden war, und der nur gewuchert hatte mit einem verfallenen Leben. Mary, ein lebensfremdes Weib, das seltsame Produkt unmöglicher, für diese Zeit noch unmöglicher Lebensbedingungen. Vampyr und Kind, — in Wirklichkeit wohl nicht mehr als eine Kranke. — Und hier die Stöße von beschriebenem Papier. Sein stolzes Werk!

Nein, er hatte keine Rache an der Menschheit mehr. Diese Aufzeichnungen würden vernichtet werden, ohne je als Material für eine Arbeit zu dienen. Nicht nur deshalb, weil der, der diese Arbeit hätte schreiben sollen, starb — deshalb, weil der, der sie gewollt und an sie geglaubt hatte, nicht mehr derselbe war. Zum Richter hatte er sich eingesetzt für Schmerzen, die er durch die andern erlitten. Und nun erst wußte er von jenen Schmerzen, die er selber zugefügt. Die Menschen hatte er um ihrer Lieblosigkeit willen verurteilt und war dabei selbst — unwissentlich — der Spielball der Liebe eines Menschen gewesen!

Der Arzt war wieder ins Zimmer getreten.

„Wie steht es mit ihm?" fragte Alfred Weglehner.

Jener zuckte schweigend die Achseln. „Sind Sie sein Freund, von dem er mir erzählte?"

„Ja. Er sprach von Wochen . . ."

„Es sind nur mehr Stunden," erwiderte der Arzt. Er verschwand wieder im Nebenzimmer, um gleich darauf an die Türe zurückzukehren und dem andern zu winken.

Alfred Weglehner trat ein. „Er kennt seinen Zustand," flüsterte der Arzt.

Hans Heldans Auge traf den Eintretenden. So, eben so, hatte dieses Auge ihn stets gegrüßt, wenn er gekommen war. Jetzt wußte er es erst.

Er trat zur Bettstatt. Schweigend zogen sich der Arzt und der Diener zurück. Sie verstanden den Wunsch des Kranken, mit dem Freunde allein zu sein.

Alfred Weglehner betrachtete dieses Gesicht, das das Leid gezeichnet hatte, und er umschloß die schmale Hand mit der seinen. Die Stille wurde nur von den schweren Atemzügen Hans Heldans unterbrochen. Noch immer bewegten sich die Lippen, als formten sie unhörbare Worte, aber die Hand war zu schwach, um den leisen Druck des Freundes zu erwidern. So vergingen die Minuten.

In dem eingefallenen Gesichte schienen nur noch die Augen zu leben, und ihr Blick, ein brennender Blick, in dem sich alle Lebensglut und aller Lebenswille des schwachen Körpers konzentrierten, er hing an Alfreds Zügen. Ein prüfender Blick, der sich nicht zufrieden gab, den Ausdruck des Mitgefühls und des Schmerzes wahrzunehmen, der die Gedanken lesen wollte, der etwas zu fordern schien, eine Tat, ein Wort ...

Alfred Weglehner litt unter dem Blick. Das Mitleid übermannte ihn. Es malte sich in seinem Gesichte, und eben jener Blick des Kranken sah und verstand das Mitleid. Da war es, als ob diesem Körper nochmals neue Kräfte zuströmten, als ob derselbe Stolz, der den Mann im Leben so schweigsam

gemacht hatte, ihm jetzt, im Todeskampf, die Kraft zu reden gab ... Mit einem Male richtete sich Hans Heldan auf.

Schwer atemholend zwang er noch einmal die versagende Stimme und sprach.

„Du glaubst, daß ich dich küssen wollte — — Es ist nicht wahr, daß ich dich küssen wollte.“ Und damit sank er wieder in die Kissen.

Da beugte sich Alfred Weglehner nieder und küßte die fieberheiße Stirne.

Den Blick des Dankes, der ihn traf, ihn nahm er mit sich, als er eine Stunde später das Haus verließ, in dem die Dienste des Freundes sowie die des Arztes nicht mehr vonnöten waren.

3

Der Tag nach diesen Geschehnissen war reich an Tätigkeit für Alfred Weglehner.

Er schloß sich einige Stunden im Bureau der Bank ein und arbeitete dort allein. Er machte Aufstellungen, fertigte Exzerpte an, er schloß die Rechnung ab und stellte in Zahlen fest, was eigentlich geschehen war in dieser Zeit. — Die tiefen Verneigungen, mit denen er stets beim Kommen und Gehen begrüßt wurde, interessierten ihn heute nicht. Herr Sterner, der in einer persönlichen Unterredung einige Direktiven holen wollte (auf jenem indirekten Wege des Nichtsagens, der ihm jetzt schon so wohlbekannt war), er wurde nicht vorgelassen.

Und an diesem Tage erschien Alfred wieder bei seiner Schwester.

Friedas Auge prüfte ihn. Er hielt dem Blicke stand.

„Ich kam, dir Abbitte zu leisten," sagte er. „Ich gehöre einer Gemeinschaft an, ich habe eine Partei. Als ich es dir verneinte, damals, bei unserem letzten Zusammensein, da wollte ich nicht glauben, daß es meinesgleichen gibt. Nun habe ich den Weg zu ihnen gefunden."

„Du warst bei Fritz Herstal?"

„Ja, ich war auch bei ihm.“ Seine Stirne verdüsterte sich. „Er weiß keinen Trost als Betäubung oder den Tod. Ich aber fand einen Trost.“ Und da er ihre Augen fordernd, bittend auf sich gerichtet sah: „Für meinesgleichen leben. Für die, denen ihr Schicksal kein Rechenexempel ist, die ein Geheimnis in sich tragen und ein Hoffen —“

Sie stützte das Haupt mit den schweren Haarflechten in die Hand, sie sah ihn lange an, und dann sagte sie, stärker betonend, als es sonst ihre Art war: „Und diesen Trost, du hast ihn gefunden, nachdem du Fritz Herstal gehört und seine Gedanken gedacht hast?“

„Nein,“ erwiderte er heftig. „Ich habe diese Gedanken nicht gedacht. Ich will und werde sie nicht denken.“

Sie nickte. „Wenn du es kannst, wohl dir. Wenn du es kannst . . .“ Sie hatte leise gesprochen, als gälte es gar nicht ihm; dann streckte sie ihm plötzlich die Hand entgegen, die er ergriff. „Für andere leben! Für deinesgleichen! Wie lange wird es dauern, und du wirst in jedem Menschen deinesgleichen sehen. Widersprich jetzt nicht, ich weiß es besser! Du kannst dich durchringen, und du wirst es. Der Trost, den du dir findest, den du jetzt in der Ferne siehst, er ist Jahrtausende alt, und er heißt Religion. Es steht geschrieben: Liebe deinen Nächsten. Und wenn wir leiden, wie die Menschen einer andern Zeit nicht gelitten haben — leiden und irren! —, so ist es, weil uns dieser Trost verloren ging . . . Aber wir, — der drüben mit seinen Gedanken und

ich mit meinem Wissen, wir finden nicht zurück zu ihm." Sie lächelte müde. „Ich weiß sehr viel, Alfred, sehr viel ..."

„Und doch verkennst du mich," erwiderte er. „Ich bin nicht gut, ich liebe die Menschen nicht, nur die Wenigen —"

„Du willst nicht gut sein. Aber dein Weg führt von den Wenigen zu allen. Wenn dir der Mensch so viel bedeutet, wenn dir nur einer mehr sein kann, als du dir selber bist, so bist du ihnen verfallen."

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe Schmerzen zugefügt. Den schlimmsten Schmerz, den sie erleiden können, erleiden sie durch mich, Schmerz am Besitz, am Reichtum. Und ich bereue es nicht."

„Du wirst die Reue finden und die Güte." Und es klang in ihrem Munde wie eine Verurteilung. „Ich werde dein Leben durch das, was ich für Wahrheit halte, nicht stören. Ich will bei meinen Büchern bleiben und suchen."

„Ich kam, weil mich die Erinnerung daran quälte, wie wir auseinandergegangen sind. Ich hoffte, daß wir uns heute nahe kommen würden, denn heute bin ich frei: Ich wollte dir von der Erkenntnis geben, die ich gefunden ..." Er sah in ihr strengliniges, ernstes Gesicht, und seine Stimme klang traurig. „Ich wollte dir helfen," sagte er.

Ein Strahl von Wärme kam in ihr Auge. „Vielleicht hast du mir geholfen. Ich sagte dir, ich würde weiter suchen. Und daß auch du diesen Weg gegangen bist, den Weg zu den andern, den Weg

der Güte — du, einer von uns —, das sagt mir viel. Und vielleicht finden wir uns wieder — im Leben." —

Dann suchte er Meta auf. Noch einmal erwachten im Gespräch mit ihr die Bilder der Vergangenheit. Wieder empfand er jenes unerklärliche Heimatgefühl, das ihn einst in ihrer Atmosphäre gefangengenommen. Aber nicht sie allein war es, von der diese wunderbar wohltuende Kraft ausströmte. Er glaubte sich in Erich wiederzuerkennen, er glaubte in den Augen Elsas, deren Bild er wieder in Händen hielt, dieselbe Verheißung auf Liebe und Verstandensein zu lesen. Der Wunsch, das Mädchen zu sehen, wurde rege in ihm. Dort war jetzt die Heimat, dort konnte sie sein. Aber als Meta ein Wort davon sprach, wehrte er ab. Er könne heute nicht bestimmen, wann es ihm möglich sein würde, ein Wiedersehen zu suchen. —

Mit einer unerklärten Hast drängte er sie zur Abreise. Sie mußte noch heute erfolgen. Gründe gab er keine an. Aber als er die Sorge in ihrem Auge las, sagte er: „Es ist nicht von Bedeutung, was da vorgeht. In meinen Augen nicht. Denkst du daran, wie ich dir sagte, ich sei ein Kaufmannssohn und sehe die Welt mit Kaufmannsaugen an? Das ist es jetzt. Der Kaufmann muß seine Rechnung noch in Ordnung bringen." Sonst sprach er nichts von seinem Leben. — — —

Und dann kam der nächste, der ereignisreiche Tag.

„Endlich," sagte Johannes Anrain, der Bankier, als er beim Frühstück die Morgenblätter las. „Endlich!"

Er wischte sich zweimal die Lippen zum Abschluß der Mahlzeit, er legte die Zeitung nieder und gab sich ganz einem angenehmen Gefühl der Befriedigung hin. Also war es nun so weit. Da gab es nicht mehr bloß Gerüchte und blinden Lärm. Diesmal war es der große Krach. Mit Interesse ließ er seine Augen auf dem langen Berichte ruhen, der von den Unregelmäßigkeiten in der Geldgebahrung der neuen Bank handelte. Wer mochte den wohl hineingegeben haben? Ein sehr Eingeweihter jedenfalls! Für ihn selbst aber war alles in Ordnung, so wie es war.

Johannes Anrein holte umständlich ein Notizbuch und einen kleinen Bleistift aus irgendeiner Tasche seines Morgenrockes hervor und begann zu rechnen. Es hatte natürlich genau so kommen müssen, wie er es erwartet hatte. Das konnte schließlich jedes Kind sehen, wohin die tolle Wirtschaft Alfred Weglehners führen mußte. Wenn man unrichtige Angaben in die Bücher einschmuggelte, so durfte man es doch nicht so plump machen wie der. Und später ist man vorsichtiger. Das will alles gelernt sein.

Wenn jemand den kurzen, stämmigen Mann mit dem breiten Gesicht beobachtet hätte, der wäre gewiß keinen Moment darüber im Zweifel gewesen, daß der Bankier mit sich und dem Lauf der Welt sehr wohl zufrieden war. Der kleine Bleistift flog über die Kolonnen, addierte, strich weg, schrieb dazu und nahm dann wieder einen Ruheplatz zwischen den Lippen ein.

Johannes Anrain kannte die Summen, die in das Unternehmen geflossen waren, die wirklichen Summen, nicht jene lockenden Beträge, von denen

die Prospekte sprachen. Und dann wußte er auch, wieviel Alfred Weglehner im ungünstigsten Fall verwirtschaftet haben konnte. Er konnte rechnen, er war sogar ein sehr guter Rechner, der Bankier. So schlimm, wie es nach dem Artikel scheinen mußte, war es auf keinen Fall. Das Geld konnte ja nicht so ohne weiteres verschwunden sein! — Aber es sollte sich nur so arg wie möglich ansehen. Um so besser für seine Privatabsichten. Und langsam, ohne jede Spur von Übereilung, begann der Bankier, Toilette zu machen. Man muß die Dinge nur reifen lassen, dachte er.

Den Diener, der ihm beim Ankleiden behilflich war, fragte er nach seinem Sohn. Herbert schlief meist noch um diese Stunde. Es war auch heute nicht anders. Es war ein angenehmes Bewußtsein für den Bankier, ihn bald mit der fertigen Tatsache überraschen zu können. Denn Herbert würde sich freuen. Einesteils deshalb, weil diesmal eine so große Summe auf dem Spiel gestanden — so wie eben beim Bankier Anrain etwas auf dem Spiel stehen konnte! — und nun der Coup gelungen war. Er hatte an den meist sehr rücksichtslos erreichten Geldsiegen des Vaters ein ästhetisches Vergnügen, das, seiner Behauptung nach, mit den angenehmen Folgen nichts zu tun hatte, die solche Affären für seine eigene Kasse mit sich brachten. Und dann sah der alte Anrain sehr wohl eine gewisse Rivalität zwischen Herbert und Alfred Weglehner auf einem andern Gebiet. Des Sohnes Begeisterung für Mary war kein Geheimnis. Und es mußte ihm doppelt erfreulich sein, wenn eine Nieder-

lage Alfred Weglehners die Folie für das glänzende Geschäft abgab, das die Anrains machten. Mit solchen Gedanken machte sich der Bankier auf den Weg.

Seine Handlungsweise in diesem Moment war wohlüberlegt und von langer Hand vorbereitet. Er kannte die Welt, und wenn er Geld hergab, so wußte er, was er zurückbekommen würde. Schon seinerzeit, als er seine privaten Abmachungen mit Alfred Weglehner getroffen, hatte er den heute eingetretenen Fall kommen sehen. Für den Fall, für den ganz unwahrscheinlichen Fall, wie er sich damals ausgedrückt hatte, daß das Unternehmen in schwere geschäftliche Krisen geraten sollte, hatte er sich bestimmte Rechte gesichert. Es lief darauf hinaus, daß in einem gewissen Moment die Leitung des Ganzen an ihn fallen mußte. Auch in Bezug auf die von ihm zur Verfügung gestellten Gelder hatte er dann alle Vorrechte bei der Rückzahlung für sich gesichert. All das war wohlberechnet und geordnet. Verbrieft und versiegelt trug er die Abmachungen in seiner Tasche, dagegen gab es kein Ankämpfen.

Sein Interesse war also gewesen, daß der gewisse Moment der schweren geschäftlichen Krise bald eintrete, und daß dann trotzdem die Geschäfte noch nicht allzu stark verfahren seien. Das Unternehmen sollte zugrunde gehen; aber nur bis zu einem bestimmten Punkt. Und daß dieser Moment, der Moment des Zugreifens jetzt da war, das stand für ihn fest. Selbst wenn Alfred Weglehner es nicht nötig hatte, seine Sache schon verloren zu geben, die Verwirrung und

die augenblickliche Niedergeschlagenheit, in der er sich befinden mußte, die würden hinreichen, um ihm die Lust zum Widerstand zu nehmen. — Und daß in Wirklichkeit die Bank sich weiter halten konnte, — auch darüber gab es keinen Zweifel. Das konnte niemand besser wissen als Johannes Anrain, der mit Argusaugen vom ersten Tage an die Einkünfte und die Ausgaben des Unternehmens verfolgt hatte. Ja, er hatte sich viel Mühe gemacht und das Geld nicht geschont! Aber er wußte auch, daß hier viel zu machen war. Irgendwo mußte das eingelaufene Geld doch sein! Die Bank hatte doch fast nie bar bezahlt, hatte von allen großen Firmen Kredit in Anspruch genommen. Das Geld war da, ihm machte man nichts vor.

Nun war er zu dem Gebäude der Bank gelangt. Die Straße war voll Menschen, Schutzleute hielten die aufgeregte Menge in Ordnung, und an den Kassen gab es ein beängstigendes Gedränge. „Dieses Sechstel!" dachte der Bankier, interessiert das Treiben beobachtend. „Ja, dieses Sechstel!" — Nur ein Sechstel des Aktienkapitals war an die kleinen Leute ausgegeben worden. Alles übrige hatte der Ring der großen Familien übernommen. Und dieses Sechstel war es jetzt, das hier die Kassen stürmte.

Im Innern des Gebäudes herrschte Unordnung und Verwirrung. Niemand wußte offenbar recht, was eigentlich vorging. Alfred Weglehner war gar nicht erschienen. Aber an den Kassen wurde mit barem Gelde gezahlt. Der Bankier sah es ungern. Vielleicht hätte man billiger wegkommen können.

Forderungen bezahlen war stets eine Verschwendung. Aber vielleicht war es auch gut für den späteren Kredit des Unternehmens.

Nun begab er sich zur Firma Weglehner. — Das sah diesem jungen Menschen ähnlich, dem Sturm fern zu bleiben, die Flinte ins Korn zu werfen und sich beim Vater zu verstecken! Einen Augenblick nur dachte Johannes Anrain an die Möglichkeit, Alfred Weglehner könne noch viel, viel ferner sein, als er eben angenommen. Nur einen Augenblick; dann fühlte er sich wieder beruhigt. Die Weglehners taten derlei nicht. Der Junge konnte in Geschäften untüchtig sein, aber er war ein Weglehner. Und in den Namen setzte der Bankier ein fast abergläubisches Vertrauen. Dieses Vertrauen war ja die Basis seiner Spekulation. Die Weglehners waren zu betrügen, aber sie selbst konnten nicht Betrüger werden. Kein Zweifel, das Geld war da, und der Mann, der es hatte, war es auch. —

Im Gegensatz zur Unruhe in der neuen Bank herrschte bei der Firma Weglehner ein fast unheimliches Schweigen. Leere Gänge, verschlossene Türen; es schien dem Bankier zweifelhaft, ob heute die Arbeit aufgenommen worden war.

Im Vorraum, der zu dem Privatkontor führte, traf er zwei Bekannte: Doktor Ferdinand Konstantin und den Fabriksherrn Fritz Stollberg. Beide begrüßten den Angekommenen in großer Erregung. Sie waren bis jetzt nicht vorgelassen worden.

Johannes Anrain wollte nur eines wissen, ob Alfred Weglehner hier sei? Ja, er war im Privatkontor, aber ... Ein Aber gab es für den Bankier

nicht. „Alles in Ordnung!“ entschied er kurz und schritt auf die Tür zu, die ein Diener bewachte. Die beiden andern folgten ihm.

Ihre Welt, die Welt des Geldes wankte, und sie, die da keineswegs Schwächlinge waren, hatten an eine Gefahr geglaubt. Die Anwesenheit dieses Kolosses aus jener Welt aber gab ihnen die Sicherheit zurück. Das Urteil Anrains mußte richtig sein, — so wahr ein Kapital Zinsen zu tragen hatte! Und wie die andern Gesetze dieser Welt lauteten.

Der Diener wollte den Bankier am Eintreten verhindern. Aber Johannes Anrain hörte nicht auf die Redensart, mit der er das versuchte. Er nahm den Mann beim Arm und schob ihn ohne weiteres beiseite. Dann trat er ein. Doktor Konstantin und Fritz Stollberg folgten ihm auf dem Fuß.

Alfred Weglehner sah erstaunt auf. Er war allein, saß vor seinem mit Büchern und Schriften bedeckten Schreibtisch, und es war unbestimmt, ob er gearbeitet hatte.

„Kopf hoch!“ sagte der Bankier mit seiner dröhnenden Stimme, indem er gerade auf ihn zuschritt. „Kopf hoch, ich bringe Hilfe!“

„Bitte?“

Der Angeredete betrachtete die vierschrötige Gestalt, die sich breitspurig vor ihm aufgepflanzt hatte, und schien nicht verstanden zu haben.

„Nichts ist verloren,“ erklärte der Bankier. „Bißchen verfahren haben Sie die Sache, aber ich mache Ordnung. Nur nicht den Mut verloren. Ich bin noch da!“

„Ach so." Alfred Weglehners Neugierde war offenbar befriedigt, und damit erlosch sein Interesse für den Besuch. Er nahm ein Buch zur Hand, das aufgeschlagen dalag und begann, sich damit zu beschäftigen. Diese Ruhe brachte den Bankier doch ein wenig aus der Fassung. Eine gewisse Nervosität wäre ihm erwünschter gewesen. „Herr," sagte er heftig. „Was soll das? Bei der Bank stürmt man die Kassen, in den Zeitungen stehen die unerhörtesten Geschichten, und hier rührt sich niemand! Was ist das für eine Art, Geschäfte zu behandeln!"

„Geschäfte interessieren mich augenblicklich nicht. Übrigens sind die Behörden verständigt, ich erwarte in kürzester Zeit ihre Intervention."

„Die Behörden?" Der Bankier traute seinen Ohren nicht. „Welche Unvorsichtigkeit! Sie geben der Angelegenheit eine ganz falsche Wendung. Wie kann man so den Kopf verlieren? Wo ist das Geld?"

Alfred Weglehner antwortete nicht.

„Wo ist das Geld?" schrie der Bankier beinahe. „Sie werden es schließlich doch sagen müssen. Aber die Behörde!" Er warf einen Verständnis suchenden und Verständnis findenden Blick auf die beiden andern Herren. „Wie leicht hätte sich das verhindern lassen! Nun, jedenfalls bin ich da, um Aufklärung zu geben!" Das war für die beiden gesprochen und mußte sie beruhigen.

Das Vorfahren eines Wagens trieb Johannes Anrain zum Fenster. Er tat, als ob er hier zu Hause wäre. Alfred Weglehner beachtete er nicht weiter,

der schaltete sich doch durch seine unerhörte Haltung selber aus dem Lauf der Dinge aus.

Dem Wagen entstieg Herr von Lansheim. „Der Polizeirat!“ Der Bankier wandte sich ärgerlich vom Fenster ab und schritt zur Tür. „Nun, meine Herren, wir werden endlich ins Klare kommen. Es ist auch an der Zeit.“

Der Beamte schien noch einige Anordnungen zu treffen, er war in Begleitung zweier Untergebener, die ihm nicht ins Privatkontor folgten.

Bei seinem Anblick legte Alfred Weglehner das Buch aus der Hand und erhob sich.

Herr von Lansheim musterte einen Augenblick lang die Anwesenden. „Ich komme auf Ihre Selbstanzeige hin —,“ sagte er zu Alfred Weglehner.

Dieser nickte. „Es sind schwere Unterschleife vorgekommen, die ich zum Teil veranlaßt, zum Teil selbst ausgeführt habe.“

„Was soll denn das!“ Den Bankier drohte die Selbstbeherrschung zu verlassen. „Ihre Unterschleife sind Ihre Privatangelegenheit. Die sind hier Nebensache! Herr von Lansheim,“ wandte er sich an den Beamten, „ich habe vertragsmäßig die Leitung der Bank zu übernehmen. Das Publikum ist beunruhigt, es ist von höchster Wichtigkeit, daß ich in den Stand gesetzt werde, sofort einzugreifen. Bitte veranlassen Sie den Herrn da, mir die nötigen Auskünfte und Vollmachten zu erteilen. Ich bürge für alles, nichts ist verloren!“

Herr von Lansheim richtete den fragenden Blick auf Alfred Weglehner. Dieser hatte, ohne eine

Miene zu verziehen, die Rede des Bankiers angehört.

„Ich bin natürlich Auskunft über den Stand der Angelegenheit schuldig,“ sagte er jetzt. „Es ist ungefähr so viel bares Geld da, um die Leute, die sich jetzt an den Kassen drängen, zu befriedigen. Weiter nichts.“

„Er ist toll!“ rief der Bankier. „Er kennt seine eigenen Bestände nicht. Er weiß gar nicht, wieviel Geld da ist. Es ist da, Herr Polizeirat, ich weiß, daß es da ist. Die Bank hat es nicht ausgegeben. Ein unfähiger Direktor ist das einzige Übel, an dem sie leidet, das wird jetzt anders!“

Wieder hatte Alfred Weglehner ihn ohne Interesse zu Ende reden lassen. Gleichmütig setzte er jetzt seine Erläuterungen fort. „Dieses Geld, das die Bank nicht ausgegeben hat, wie Herr Anrain aus seinen Beobachtungen ganz richtig schließt, habe ich ausgegeben ...“

„Er ist toll!“ Jetzt lachte Johannes Anrain wirklich. „Solche Summen! Und ohne daß man es bemerkt hätte!“

„Ich habe damit einige Stiftungen gemacht. Spitäler beteiligt und eine Heilanstalt für Lungenkranke gegründet.“

Die Wirkung dieser Worte auf Johannes Anrain war furchtbar. Er wurde blaurot im Gesicht, die Augen quollen hervor, die geballten Fäuste vor sich hingestreckt, rang er nach Luft. „Sie sind der Wohltäter,“ brüllte er. „Sie sind der unbekannte Wohltäter! Sie Schurke! Sie Schurke!“

In der Tat hatte in der letzten Zeit ein unbekannter Wohltäter in den Zeitungsberichten eine gewisse Rolle gespielt, jemand, der für Spitäler und Heilanstalten Millionen gestiftet hatte, ohne sein Inkognito zu lüften.

Man hatte vielfach hin und her geraten, welcher von den Persönlichkeiten, die zu solchen Opfern fähig waren, auch die Bereitschaft zuzutrauen sei, sie der Wohltätigkeit zu bringen.

„Ich kann es mir nicht zum Verdienst anrechnen," fuhr Alfred Weglehner fort, ohne von dem Bankier Notiz zu nehmen. „Ich gab das Geld dorthin, weil ich sonst nichts damit anzufangen wußte. Vielleicht war auch wirklich etwas wie Mitgefühl dabei im Spiel, wenn ich mich gerade für diese Verwendung entschied, jedenfalls war das nicht die erste Ursache. Ich gab das Geld zu dem Zwecke, — wie jemand etwa einen Damm aufwirft nur deshalb, weil er eben Erde aus einer Grube ausgehoben hat. — Das ist aber wirklich hier nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, Herr Anrain, Herr Stollberg, und Sie, Herr Doktor Konstantin, daß nichts, aber gar nichts von dem Gelde da ist und es Ihnen kaum möglich sein wird, es wieder zum Vorschein zu bringen."

„Schurke!" Johannes Anrain stand noch immer mit geballten Fäusten. — Doktor Konstantin hatte sein Gesicht zu einer betrübten Grimasse verzogen. Er selbst verlor nicht allzuviel, und für die Gelder seiner Klienten zu haften, Gelder, die er ja nach bestem Wissen angelegt hatte, fiel ihm nicht ein. „Es ist furchtbar," murmelte er, an die vielen Unannehm-

lichkeiten denkend, die ihm bevorstanden. — Der Fabriksherr Fritz Stollberg ließ seine kleinen Augen blitzschnell von einem zum andern gehen. Der Schaden, der da gestiftet war, traf ihn mit. Aber wie traf er erst die andern! Besonders Johannes Anrain! Bei dessen Anblick konnte er auf Sekunden den eigenen Verlust vergessen. Und Georg von Herstal! Und die Weglehners! „Ins Zuchthaus! Ins Zuchthaus!" rief er mit seinem dünnen Stimmchen, als er bei diesem Gedanken angelangt war.

„Ins Zuchthaus!" wiederholte Johannes Anrain. Er schrie es dem eben eintretenden Ewald Weglehner ins Gesicht. —

Ewald war, wie allen andern, die Nachricht in früher Morgenstunde bekannt geworden. Er hatte sich zur Bank begeben und vergeblich versucht, dort Gewißheit zu erlangen. Zu seinem Bruder war er nicht gegangen; aber er hatte ein langes Gespräch mit dem Vater gehabt und sich dann in seiner Stube eingeschlossen. — Erhard Weglehner hatte plötzlich seinen Diener um den Buchhalter Stein nach unten geschickt und damit die wenigen Angestellten, die erschienen waren und in Gruppen standen, ohne die Arbeit aufzunehmen, in großes Erstaunen versetzt. Denn es zeigte sich, daß der alte Weglehner von der schon so lange Zeit zurückliegenden Versetzung des Herrn Stein in die Filiale ebensowenig wußte wie von der späteren, auf eigenen Wunsch des Beamten erfolgten Entlassung. Der Diener, der mit diesen Nachrichten in die von der Außenwelt abgeschlossenen Räume des oberen Stockwerkes zurückgekehrt war,

hatte gleich darauf eilends das Haus verlassen, nachdem er sich noch bei einem der Herren über die Privatadresse des alten Buchhalters Auskunft geholt hatte. —

Ewald warf jetzt nur einen Blick auf die Gruppe der Fremden, den Polizeirat und die drei Herren, einen zweiten auf den Bruder. Dann wandte er sich wortlos ab und verließ das Zimmer. Hinter ihm her gellten noch die Drohrufe des Fabriksherrn. —

Nun bestand Herr von Lansheim darauf, mit Alfred Weglehner allein zu bleiben. Nur mit ihm hatte er amtlich zu tun. Die drei Herren verließen das Haus und begaben sich sofort zu Gericht, wo sie die Konkurserklärung der Bank erwirkten. Der Beschluß ermöglichte es endlich, den Auszahlungen an den Kassen ein Ende zu setzen. Aber es war viel Zeit verloren gegangen. Das bare Geld war fast vollständig an das „Sechstel" zurückgelangt, das sich zurzeit von Bankier Anrains erstem Eintreffen hier versammelt hatte.

Der Polizeirat empfing verschiedene Aktenstücke von Alfred Weglehner. Darunter befanden sich auch die letzten Reste jener Sammlung, die Doktor Heldan das Herbarium der Ehre genannt hatte. Nur die letzten Reste! Am Tage vorher hatte der, dem diese Sammlung ihr Entstehen verdankte, den größten Teil der Papiere verbrannt. Alle die Schleichwege in die Seele von Menschen, wie sie hier aufgezeichnet waren, die Zuckungen des Opfers und die besondere Art seines Unterliegens, das war der Vernichtung anheimgefallen. Geblieben waren nichts als dürre

Berichte von Gesetzesübertretungen, die einem Polizeiprotokolle glichen.

Herr von Lansheim sah die Papiere flüchtig durch und ließ einen seiner Beamten kommen. Er schrieb, an Alfred Weglehners Schreibtisch stehend, eine Anzahl von Verhaftsbefehlen, die er dem Beamten zur sofortigen Durchführung übergab. Unter jenen, die dieses Schicksal traf, war sowohl Eduard Sterner, als auch sein alter Freund und späterer Widersacher Hans Vollmann. Frau Elise Sterner würde nicht mehr stolz im Automobil zur Stadt fahren und den Weg gerade an den Fenstern der Vollmanns vorüber wählen. Der unrechtmäßige Besitz, den sie erworben, war verfallen. Hans Vollmanns Mutter aber würde in wortreichen Briefen vergeblich die Unschuld ihres armen Kindes beteuern. Sie mochten dann wohl bald Frieden schließen, die beiden Frauen, um ihren Haß auf den gemeinsamen Feind, den Verführer, zu richten, der sie ins Unglück gebracht.

„Sie haben viele Leute schwer geschädigt," sagte der Polizeirat, nachdem sein Beamter gegangen war.

Alfred Weglehner antwortete ruhig: „Es wurde niemand an mir zum Schurken, der nicht ein Schurke war, bevor ich kam."

„Und denken Sie nicht daran, das Unrecht gut zu machen?"

„Das steht nicht mehr in meiner Macht."

„Ihr Vater könnte —"

„Meines Vaters Macht ist die der Firma Weglehner. Und — ich war auch Chef dieser Firma, wie ich leitender Direktor der neuen Bank gewesen

bin. Sie werden sich aus den Büchern überzeugen. Ich glaube nicht, daß sich die Firma halten kann."

Der andere schüttelte den Kopf. „Ihr Schwiegervater?" meinte er.

Alfred Weglehner lächelte. „Sie kennen den Herrn nicht. Die Dame da oben," er wies nach aufwärts, wo Marys Wohnungstrakt gelegen war, „macht von Zeit zu Zeit eine Vergnügungsreise nach Europa. Zu diesem Zweck verheiratet sie sich stets. Es ist eine Formalität. Auch die Scheidung wird drüben leicht und bequem besorgt. Ich hatte die Ehre, der dritte Gatte zu sein. Das Budget der Ehe ist genau festgesetzt, und ihr Vater wird der Tour keinen Cent mehr opfern, als im Vorhinein bestimmt wurde. Übrigens dürfte ihm für die rotenfelder Angelegenheiten jede sentimentale Regung fehlen."

„Und Sie selbst!" Der Polizeirat beobachtete mit Interesse den Mann, der in dieser Situation seinen Gleichmut so vollständig bewahrte wie niemand noch, den er gesehen. „Sind Sie sich über das Schicksal, das Ihnen bevorsteht, im Klaren?"

„Gewiß. Für meinesgleichen ist, denke ich, die Institution der Geschworenengerichte da. Ich werde unter Anklage gestellt und verurteilt werden und vermutlich eine größere Freiheitsstrafe zu tragen haben."

„Sie sprechen sehr ruhig darüber!" —

Einige Sekunden schwieg Alfred Weglehner. Dann, dem andern voll ins Gesicht sehend, sagte er: „Herr von Lansheim, ich habe die Zeit ertragen,

die hinter mir liegt, Ärgeres kann für mich nicht kommen."

Während Alfred Weglehner in Begleitung des Polizeirates den Wagen vor dem Hause bestieg, standen in Marys Zimmern die gepackten Koffer. Die Heimreise war bereits beschlossen.

Sie selbst verabschiedete sich von ihren Freunden, die mit Ausnahme Ewalds und des Doktor Konstantin erschienen waren. Man drückte ihr die Teilnahme über das schreckliche Ereignis aus, man brachte ihr Huldigungen dar. Sie nahm all das mit ihrer strahlenden Freundlichkeit entgegen.

Die Nachricht von der Verhaftung ihres Gatten brachte Herbert Aurain, der als einer der letzten gekommen war. Sie wurde für einen Augenblick nachdenklich. „Er war sehr merkwürdig," sagte sie dann. Und wieder wandte sie sich dem Kreise zu, der sie trösten wollte.

Dann aber kam etwas, das die Besucher verscheuchte. Erst war es nur ein Flüstern, das draußen die Gänge entlang lief, dann trat einer ein, mit verstörtem Gesicht, und sagte es den Nächsten. Mary las von den Gesichtern der Fernstehenden ab, daß etwas Neues geschehen sei. Und schließlich teilte man es ihr mit. Schonend und vorsichtig, sie war ja eine Frau, — aber sie zeigte keinerlei Schrecken. Ja, man hätte vielleicht eher eine Spur von Enttäuschung in ihren Zügen finden können, Enttäuschung darüber, daß es nichts weiter war als das. Der Freund Ewald hatte also doch gewußt, „was er zu tun hatte".

Drüben in seinem Zimmer ruhte er nun mit durchschossener Schläfe. Ein Brief an den Vater und einer an sie waren auf dem Tisch vor ihm gelegen.

Sie bekam das Schreiben und las mit demselben Interesse, mit dem sie sonst Herbert Anrains Betrachtungen über das Leben angehört hatte, den Abschiedsbrief eines Menschen, der ihr verzieh. Und mit Staunen bemerkte sie, wie einer nach dem andern von denen, die um sie waren, sich entfernte, um sie allein zu lassen. Zuletzt war nur Herbert Anrain neben ihr, der kein Auge von ihr gewandt hatte.

„Sie sind die Frau der Zukunft," sagte er. „Wie herrlich gefühllos Sie sind!"

In diesem Augenblick wurde draußen ein ungewohntes Geräusch hörbar. Der Hall von starken Schritten und das schwere, taktmäßige Aufstampfen eines Stockes. Mary trat in den Rahmen der Türe, und ihr Gast stellte sich neben sie. Da sahen sie, wie ein hochgewachsener alter Mann langsam die Treppe herunterschritt, die mächtige Gestalt gebeugt, schwer aufgestützt auf seinen Stock. Das war Erhard Weglehner, der ging, um zu sehen, was das neue Geschlecht, dem er die Herrschaft gegeben über die Arbeit seines Lebens, aus ihr gemacht hatte. Von ferne folgten ihm sein Diener und sein alter Buchhalter, der ihm über das Geschehene Bericht erstattet hatte.

Erhard Weglehners Gesicht verriet keinen Schmerz, von einer statuenhaften Unbewegtheit waren diese Züge. Das Papier, das er in der linken Hand hielt, das mochte der Brief sein, den ihm Ewald geschrieben.

Nicht einen Blick hatte er im Vorübergehen auf Mary geworfen, deren Augen ihm folgten. Ferner und ferner verhallte das dumpfe Geräusch des Stockes.

Herbert Anrain war unwillkürlich in das Zimmer zurückgetreten. Mary, die jetzt wieder neben ihm stand, hatte seltsam verschleierte Augen. Sie drückte ihre Hand fest auf die Stirne, und plötzlich sagte sie: „Das war er, der Interessanteste von allen."

* * *

Was hier erzählt wurde, ist die Vorgeschichte jenes vielbesprochenen Gerichtsfalles, der unter dem Namen „der Rotenfelder Prozeß" bekannt geworden ist. Er enthüllte vor den Schranken des Gerichtes, welch sonderbaren Verirrungen das beleidigte Gefühl für Recht und Ehre anheimfallen kann. Er ließ wieder etwas von der Besonderheit des modernen Menschen erkennen, des in der Werkstatt der Zeit noch nicht fertigen Menschen, dessen Seltsamkeiten wir als krankhaft bezeichnen müssen, weil wir das neue Wort für sie noch nicht gefunden haben. —

Die Haltung des Hauptangeklagten Alfred Weglehner verschaffte ihm vielerorts Sympathien. Er sah der Verurteilung mit der Hoffnung eines Menschen entgegen, der nach Jahren der Kerkerhaft, die im Glauben verbracht wurden, daß die Haft niemals enden würde, plötzlich weiß, daß ihn nur eine Spanne Zeit, — deren Dauer er durch den Urteilsspruch erfahren soll, — von der Freiheit trennt. —

Das in juridischer Hinsicht in keiner Weise zu

rechtfertigende milde Urteil der Geschworenen verdankte er schließlich einem Gefühlsmoment, mit dem er kaum gerechnet hatte. Die Verwendung der defraudierten Summen war entscheidend. Das Urteil wäre vermutlich anders ausgefallen, wenn im Gerichtssaal jene Äußerung bekannt geworden wäre, die er bei der Mitteilung der Tatsache dem Herrn von Lansheim gegenüber gemacht hatte: Ich habe das Geld zu diesem und keinem andern Zweck verwendet — wie etwa jemand einen Damm aufwirft, weil er eben Erde aus einer Grube ausgehoben hat.

Otto Soyka

Das Herbarium der Ehre

(Roman)

Verlag Albert Langen / München

14My'25			